HALLO WELT!

PVZ

KASIMIR EDSCHMID

HALLO WELT!

SECHZEHN ERZÄHLUNGEN

1930

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN · WIEN · LEIPZIG

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1930 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H.,
Berlin-Wien-Leipzig
Einbandentwurf von Rudolf Geyer
Gedruckt und gebunden: Deutsche Vereins-Druckerei A. G., Graz

HALLO WELT!

INHALT

Die Askari von Deutsch-Ostafrika . . . 11
Norwegischer Meister 57
Bordell in Beyrout 67
Baut Otto H. Kahn den Apollotempel in Delphi auf? 85
Schiffbruch in Madagaskar 113
Der Türke mit den zwei Altern 131
Die beiden Feinschmecker 147
Der Bur und das Kudu-Kalb 171
Die Lepra-Insel 185
Der ägyptische Deputierte 203
Ungarische Hengste 251
Die Amerikanerin und die Kampfstiere . 265
Italienischer Ochsenzüchter 317
Der Irländer mit der Ladelinie 327
Amazonen-Mädchen im Peloponnes und marokkanische Kentauren 343
Syrische Schildkrötenjagd 361

Wäre ich nie gereist — hätte ich nicht mein Vaterland jung verlassen — so wären meine Ideen beschränkter geblieben.

(Byron)

Warum alles immer von Europa aus sehen? Neunzig von hundert Dummheiten in der Welt geschehen nur, weil sie von Europa aus gedacht sind und weil sie von Europa her ausgeführt werden.

(Der Kapitän der Uganda)

Nein Sir. Die Deutschen fühlen sich wohl hinter ihrem geographischen Stacheldraht. Sie wollen nicht heraus, um den Charakter und die Probleme der Welt kennen zu lernen.

(Mrs. Helen Watts in Mombassa)

Die Askari von Deutsch-Ostafrika

Askari heißt Krieger.

An der Ostküste Afrikas von Mozambique bis Zansibar, von Bagamoyo bis Mombassa laufen sie seit hundert Jahren mit Gewehren in der Hand herum. Sie sind die Landsknechte der Araber, der Inder, der Türken, Portugiesen, Italiener, Deutschen und Engländer gewesen. Treu wie Hunde. Und tapfer wie Krieger.

Sie stammen aus vielen Stämmen und Rassen. Es sind nilotische Watussi unter ihnen, die über zwei Meter hoch sind, hamitische Massai-Krieger, die, Gott weiß woher, vor sechzig Jahren am Kilimandscharo auftauchten und gleich alle Negervölker unterwarfen, kolossale Zulu-Bantus aus Natal, deren Vorfahren unter einem Napoleon namens Dingaan ein Drittel Afrikas überrannt hatten. Unter den Kriegern sind aber auch gutmütige Kerle von den Kikujus und Makuas, die ihren Pflug über die Erde führen, und Barotse, die Flußpferdknochen am Zambesi schnitzen, und schöne Suaheli-Jungens, die aussehen wie in der Hand Donatellos lebendig geworden.

Es sind semitische Somali unter ihnen und fast weißhäutige Berber, braune Abessinier und kohlschwarze Basutos.

Sie stammen von vielen Rassen, von ein paar tausend Stämmen und aus einem Gewirr von fünfhundert Sprachen.

Trotzdem haben sie einen Geist: den kriegerischen. Eine Sprache: Küstensuaheli. Eine Eigenschaft: sich jede Sekunde bewußt zu sein, daß sie Askari sind ...

Eines Tages liefen in Dar es Salam zehn Beschwerden auf einmal über die Galanterie einer bestimmten Kompagnie ein.

Der Hauptmann schlug in seinem Bungalow ein Bein über das andere. Im Grund war er stolz auf diese Kerle. Aber draußen erschienen jetzt zu oft hinter dem riesigen Innenhafen englische Schiffe und warfen Granaten herein. Und zehn Klagen auf einmal! Er überlegte, daß schließlich die richtigen Weiber der Kompagnie, die drei Tage im Inneren von Deutsch-Ostafrika lagen, dort auch nichts als Unfug anstellten.

Er schellte.

„Elafim!“

Der riesige Basuto-Sergeant nahm eine militärische Haltung an.

„Ich habe daran gedacht, euch eure Frauen kommen zu lassen. Was meinst du?“

„Wenn du meinst“, sagte Elafim dunkel.

„Es ist vielleicht angenehm für euch“, meinte

der Hauptmann und begann einen Brief, der ihm gebracht wurde, zu lesen.

„Warum, Bana?“ entgegnete der Sergeant.

„Du kannst gehen“, sagte der Hauptmann. Er hatte den Eindruck, daß es wirklich gut sei, die Weiber kommen zu lassen.

An der Tür drückte der Basuto die Arme noch einmal fest an die Hüften.

„Dann wirst du aber einen ‚Simu‘ pinkern müssen mit dem Telegraph, Bana, und viel Eisenbahn bezahlen dürfen“, meinte er noch und wandte seine gequälten Hundeaugen fest auf seinen Herrn.

„Elafim,“ sagte der Hauptmann trocken, „wir leben in einer schweren Zeit. Wer weiß, wie lange es dauert, bis die Südafrikaner ebenfalls gegen uns marschieren. Ich telegraphiere euch gern zuliebe. Du kannst jetzt gehen.“

Elafim ging hinaus. Und obwohl er ein tapferer Krieger war und die Askari im Süden, Westen und Osten tief verachtete, ging er geknickt hinaus. Er liebte seinen Hauptmann sehr, aber er verstand seine schöne Rede gar nicht.

Der Hauptmann ging aufs Telegraphenamt und pinkerte seinen ‚Simu‘:

„Frauen der zwanzigsten Kompagnie bitte in Wagen unverzüglich aus Morogoro nach Dar es Salam transportieren. Wenn mehr als ein Wagen benötigt, bitte entsprechend verfügen.“

Als er aus dem Postamt herauskam, lief die Dämmerungsbrise am Kai durch die Palmen. Fünfzig

Meter hohe Baumschäfte zitterten mit ihrem Federfächer oben ein wenig — und dieses Zittern lief weiter um die kreisrunde Bai herum und durch alle Kokospalmen und Fächerakazien, die über dem weißen Sand sich langsam in der blauen und roten Dämmerung verloren.

Fast jedesmal, wenn der Hauptmann diesem landschaftlichen Zauber erlag, fühlte er, daß ihn ein Malariaanfall packte.

Es wurde ihm heiß, dann fror er. Er griff in die Tasche, um seine Chininkugeln zu suchen. Dann ging er rasch durch den lichten, schönen Palmenpark, in dem die deutsche Villenstadt zerstreut liegt, nach seinem Bungalow.

Vier Tage später wurde der Nachmittag dienstfrei erklärt. Die Kompagnie wurde um elf Uhr zum Baden befohlen. Der Hauptmann trat vor die Front.

Er schaute ein wenig über die Tarbuschs seiner Leute in die Luft.

„Um vier Uhr rückt die Kompagnie auf den Bahnhof. Mit sechzig Trägern. Beim Rückweg sind die belebten Straßen zu vermeiden."

Um viertel nach vier stieg der Hauptmann am Bahnhof aus seiner Rickscha, die beiden Boys, die sie gedrückt hatten, salutierten, und der Hauptmann sah sich, seinen Leinenanzug zurechtzupfend, um.

Da kam schon die Kompagnie anmarschiert. Sie sah gut aus — aber es kam ihm vor, als fehle der gewohnte Schwung.

Der kleine Eisenbahnzug lief jetzt ein. Aus dem

hinteren Waggon quoll eine Menge schwarzer Ladies. Sie hatten nicht viel an. Zum Teil trugen sie wenigstens braune Palmenfasern um die Hüften. Aber auch diese Ballettröcke waren nicht sehr gut. Der dreitägige Transport war weder ihren Kostümen noch ihrem Teint noch ihrer Soigniertheit bekommen. Sie kamen wie eine Herde heran, grinsten und schnatterten durcheinander.

Die Begeisterung, mit welcher sie empfangen wurden, war ziemlich gedämpft.

„Wie geht es dir?“ sagten die Askari, ohne sich zu rühren, und gaben ihren Frauen unbeweglich die Hand.

„Hallo, Träger!“ riefen sie dann, hoben den Arm, öffneten und schlossen rasch hintereinander ein paarmal die Hand. Dann beobachteten sie verächtlich, wie die Boys die Bündel der Frauen aufpackten.

„Den Dreck wegwerfen“, befahlen sie, auf die Wurzelbündel deutend, welche die Frauen ihnen als Geschenk mitgebracht hatten.

Die Weiber starrten bewundernd auf ihre Männer, die mit den Boys von Trägern wie mit nassen Säcken umgingen.

Der weiße Sergeant trat an den Hauptmann heran und meldete:

„Vor dem Bahnhof stehen zweihundert Weiber aus dem Eingeborenenviertel. Was sollen wir tun?“

Der Hauptmann unterdrückte ein Lächeln und biß die Lippen grimmig zusammen.

„Durchmarschieren. Aber dann einzeln verteilen. Nicht durch die Akazienallee und nicht durch die Café-Straße und nicht durch das Innere der Stadt."

„Zu Befehl."

Der Hauptmann ging auf das andere Ende des Perrons, stieg in seine Rickscha und fuhr zur Offiziersmesse.

Die Kompagnie sah sich, als sie nun den Bahnhof verließ, plötzlich in einem Spalier von schwarzen jungen Ladies. Die schwarzen Ladies trugen alle schöne Tücher, in die sie so eingehüllt waren, daß ihre schlanken Figuren darin üppig herausgepreßt wurden. Auf den Tüchern waren Affenbrotbäume aufgedruckt oder große, schöne Fische gezeichnet. Die Tücher waren blau und schwarz oder gelb und rot. Auf manchen stand „Ya Tàbora", was nett verheißungsvoll klang. Ja, manche der Tücher waren aus Seide — und die Suaheli-Mädchen, die sie trugen, rochen schwach nach Seife.

Zwischen dieser Phalanx sahen die Askari sich plötzlich mit ihren Weibern gefangen, mit ihren eigenen Weibern, deren Haut nicht glänzte, die verdrückte Palmenfasern an den Hüften hatten und die so manches an ihren Erscheinungen besaßen, was „barra" war, Inneres, Provinz, das Verächtlichste, was es für Suaheli-Mädchen von der Küste gibt.

Die Mädchen, zwischen denen die Kompagnie marschierte, zeigten jetzt die großen, weißen Gebisse.

„Das sind eure Frauen", flüsterte eine entsetzte Stimme.

„Guten Appetit", erwiderte jemand.

„Sie stinken ja", rief ein kaffeebraunes Girl, und jedermann wußte, daß dieses Girl Elafim nicht unbekannt war.

Nun brach der Nimbus entzwei, den die Gewehre, die Brustkasten und Armmuskeln der Askari in einem ganzen Jahr sich erworben hatten.

Wie über geprügelte Hunde ging das Unwetter los. Die farbige Halbwelt von Dar es Salam, die Weiber der vorher hier gelegenen Kompagnie (welche die zwanzigste Kompagnie stillschweigend übernommen hatte) und alle Girls, welche sich die mächtigen Askari noch dazu erlaubt hatten, machten allesamt dasselbe.

Die schwarzen Ladies steckten den Zeigefinger in den Mund, quirlten ihn wie in einer Trommel herum und schrien: „Ho — ho — ho."

Mit der linken Hand hielten sie sich die Nasen zu.

Elafim ging, ohne links und rechts zu schauen, wie Achilleus, als er Patroklos begrub, vor seiner Kompagnie her. Hinter ihm lief mit gesenktem Haupt ein junges Kikuju-Weib. Es trug einen Wollkopf, der nicht frisiert war. Ihre kleinen, netten Brüste waren nicht bedeckt. Es war kein goldenes, kleines Blatt auf dem rechten Nasenflügel angebracht. Und Elafim, der zwanzigmal an belgisches Maschinengewehrfeuer auf hundert Meter im Busch

herangekommen war, wußte, was es bedeutete, daß alles dies fehlte. Er sah nicht rechts und links. Er wünschte, es flögen ihm drei Kugeln auf einmal in die Brust.

Die anderen Askari warfen hochmütige Blicke auf die Suaheli-Mädchen, die um sie herum tobten und pfiffen. Sie sahen zwar noch aus wie Askari, die nur mit den Augen zu zwinkern brauchten und schon hatten sie, was sie wollten ... Aber ach, es war vorbei — sie faßten ihre Weiber am Arm und schritten finster mit ihren stolzen Tarbuschen weiter.

Sie zogen ihre armseligen Weiber, die keine frisierten Schädel hatten, deren Lockenkopf nicht aufgeteilt, in Karos geordnet und zu kleinen, halbfingerlangen Zöpfen geflochten war, deren Ohren nicht mit drei großen Löchern durchstoßen und mit runden, gelben Papierrollen ausgefüllt waren — sie faßten ihre wenig eleganten Weiber aus der „barra" fest am Arm und marschierten mit zusammengebissenen Zähnen durch die Hölle.

Als sie das Geschrei hinter sich hatten, traten sie wieder in Kolonne zusammen ... vier und vier. Sie marschierten jetzt wie Soldaten. Sie marschierten durch den Palmenpark, in dem die weißen Vierecke der Musungu-Villen standen — durch den fünfzig Meter hohen Kokospark mit den langen Lehmtemben der Suaheli, durch denselben Palmenpark mitten hinein in das indische Viertel — und sie kamen marschierend an ihren zylindrischen Hütten an.

Hinter ihnen marschierten die Pagazi und die Boys mit dem Gepäck. Und hinter diesen marschierten ihre Weiber.

Eine furchtbare Erbitterung hatte sich der Askari bemächtigt, als sie ankamen.

Aber sie ließen sich ihren Weibern gegenüber nichts anmerken. Sie ließen die Weiber vor den Hütten Feuer anstecken und kochen, spielten ein wenig mit den Kindern, aber von Zeit zu Zeit sahen sie sich an.

Sie waren keineswegs wütend auf ihre Weiber. „Amri ja mungu." Sie verachteten diese Weiber wie alles, sie verachteten sie wie die Suaheli-Girls, die am Bahnhof geschrien hatten, sie verachteten sie wie alles, was nicht Askari war.

Zuerst waren sie allerdings zornig gewesen, daß sie an den hübschen Suaheli-Mädchen mit ihren nackten Weibern vorbei mußten. Sie hatten sich geschworen, mit den Girls nicht mehr zu schlafen, und wenn sie noch so gut rochen, und wenn es noch so nett war, sie an den Nasenringen zu ziehen. Die Girls waren es doch, die immer vor dem Stacheldraht standen und winkten — sie, die Askari, liefen den Suaheli-Girls nicht nach.

Doch schon in den ersten Sekunden ihres Marsches war ihnen etwas Furchtbares passiert, was sie noch nicht erlebt hatten. Sie spürten, daß sie ihren Nimbus verloren hatten. Sie waren außer sich darüber, daß die Girls es wagen konnten, sie zu verspotten. Sie fühlten sich kurz und klein geschlagen,

daß jemand über sie gelacht hatte. Sie waren moralisch völlig kaputt.

Der Hauptmann, der an vieles dachte, aber gerade an diese Empfindlichkeit nicht, saß in seinem Bungalow und besah seine Nägel.

Er sah auf, als es klopfte und Elafim eintrat. Der Basuto nahm Haltung an und machte Meldung.

„Sind die Frauen untergebracht?" fragte der Hauptmann und lächelte kurz.

„Ja, Bana", sagte Elafim mit merkwürdiger Stimme.

Der Hauptmann pfiff durch die Zähne.

„Sind die Leute zufrieden?"

„Wenn du meinst, Bana", sagte der Neger ruhig.

Der Hauptmann stand auf und sah dem Basuto scharf in seine hellen Augen. In diesen Augen hatte er schon Tapferkeit, Treue, Wut, Kinderei, selbst Verrücktheit gelesen. Aber, was er jetzt darin sah, das machte ihn blaß.

Er ging an den Tisch. Kurz ehe er ihn erreichte, drehte er sich halb um.

„Ich glaube, die Kompagnie wird ihre Frauen nicht lange bei sich haben können", sagte er. Im selben Augenblick verlor der Ausdruck des Negers etwas von Verzweiflung.

Der Neger bewegte sich aber nicht und sprach nicht.

Der Hauptmann nahm vom Tisch ein Telegramm und faltete es auseinander. Er fühlte, daß er nun sehr vorsichtig sein mußte, und tastete in der Luft

nach dem Rechten. Er verstand, daß etwas Schreckliches mit den Frauen gekommen war, aber was, begriff er so wenig, wie Elafim begriffen hatte, warum die Weiber, an die kein Askari mehr dachte, aus der „barra“ in das Leben mit den hübschen Suaheli-Weibern hineingefeuert worden waren.

„Elafim,“ sagte der Hauptmann finster, „dies ist ein Schauri nur zwischen dir und mir ... du kennst die Kriegsartikel“, fügte er hinzu. „Wie du weißt, ist heute Donnerstag. Am Sonntag morgen wirst du hinter dem Kirangozi mit der Fahne hergehen. Am Abend wirst du mit den schönen Maschinengewehren auf dem Weg nach Morogoro sein. Und dann wirst du mit mir den Viktoriasee erblicken. Das Schauri ist fertig.“

„O, Bana,“ sagte Elafim, „das sind schöne Worte. Wir werden auf die belgischen Askari pinkern.“

„Ja,“ meinte der Hauptmann trocken, „und sie werden auch auf euch schießen. Du kannst jetzt gehen.“

Obwohl er sich herumdrehte, hatte er den Blitz gesehen, der in das Gesicht des Negers gesprungen war. Einen Augenblick brannte der ganze Kopf von Genugtuung, dann wandte sich der Neger herum, stand stramm, salutierte und ging durch die Tür.

„Gott sei Dank“, murmelte der Hauptmann, der fühlte, daß er ein Gewitter in der Luft zerstört hatte. Und dann nahm er das Telegramm noch einmal und las es mit eingekniffenen Lippen durch. Es war ein Telegramm, das, komme alles, wie es

wolle, eine Menge der Askari stramm und grad direkt in den Tod führte.

Sein Auge suchte den großen Sergeanten, der das Bungalow gerade verließ.

Der Hauptmann hatte sechs Jahre mit den Askari gelebt und kannte sie wie seine Hunde.

Der riesige Basuto ging über den Platz so gelassen und langsam, als ob er einschlafen wolle. Das Gewehr hing lässig von seiner Achsel, schräg mit der Mündung nach unten. Sein Gesicht sah aus, als träume er. Er trabte auf den großen Affenbrotbaum zu, querte die Anlage, kam zwischen die Schäfte der Kokospalmen und verschwand in das Inderviertel nach den Zylinderhütten zu, in denen die Kompagnie hauste.

Nur der Hauptmann durchschaute diese Lässigkeit. Er wußte, wie jeder Muskel bei einem Neger funktioniert. Und er wußte, daß etwas in dem Basuto vorging, das in ihm tobte, das ihn zwingen wollte, mit den Füßen zu tanzen — er sah, daß der ganze Neger beinahe explodierte vor glücklicher Erregung — und daß er nur, weil er Askari war, die Kraft hatte, sich zu beherrschen und wie ein alter Ochse die Straße hinunterzuschleichen.

Der Hauptmann stand die Sonntagnacht an einem Pfosten vor dem Bahnhof von Dar es Salam. Der Palmenpark war voll von Lichtern.

Die Kompagnie kam die Café-Straße herauf. Sie

zog mitten durch Dar es Salam. Die Fahnen wehten. Die Askari vorne bliesen auf Antilopenhörnern. Dann kamen ein paar Baumtrommeln mit Elandfellbespannung.

Sie marschierten grad daher, sahen nicht links und rechts, obwohl das Eingeborenenviertel in einer ungeheuren Aufregung war und die Suaheli-Girls ihnen zuriefen:

„Seht die schönen Askari!“ oder: „O wehe, daß diese großen Männer in den Krieg ziehen!“

Die Askari hatten die Augen ein wenig geschlossen.

Der Hauptmann ging vor die Front und sagte: „So, nun könnt ihr zweimal pinkern.“

Und während die Waggons heranrollten, stellten sich die Schwarzen auf ihre großen Zehen, schlugen die Ellbogen an die Hüften und schossen Platzpatronen in die Luft. Dabei hatten sie einen leichten Schaum in den Mundwinkeln.

Sie gaben ihren Weibern, die aus dem Inneren gekommen waren und unfrisierte Wollköpfe und Nasenflügel ohne Goldplättchen hatten, großmütig die Hand. Wenn ihre Blicke das Publikum trafen, sahen sie verächtlich auf die geölten Suaheli-Mädchen aus Dar es Salam, die mit ihren großen, weißen Augen betrübt auf die prachtvollen Askari schauten, die nun in den Krieg zogen. Die Askari taten aber, als ob sie die Girls mit den roten und grünen Papierrollen in den Ohren noch nie gesehen hätten.

Dann trommelte ein Pagazi. Die Lokomotive pfiff. Der Zug setzte sich in Bewegung und fuhr nach Morogoro. Aber die Kompagnie kam nicht gegen den Viktoriasee, wie der Hauptmann ihr gesagt hatte, sondern sie kam südlich nach dem Nyassasee gegen eine Zuluarmee, welche General Smuts durch Rhodesien heranführte.

Das hatte der Hauptmann wohl gewußt, aber er hatte es vorgezogen, etwas anderes zu sagen. Nicht, weil er seinen Leuten mißtraut hätte. Es gab wohl nichts in der Welt, was treuer war als diese Leute. Aber der Hauptmann war ein vorsichtiger Mann geworden die sechs Jahre im Busch.

Während sie wochenlang durch den Urwald nach der rhodesischen Grenze marschierten, dachte er darüber nach, daß der Krieg jetzt viele Jahre dauerte und daß kein Ende abzusehen sei. Er war jahrelang abgeschnitten von jeder Nachricht aus der Heimat, von seiner Familie, seinen Kindern.

Ein halbes Jahr hatte er verwundet in Morogoro gelegen, dann hatte ihn in Dar es Salam eine Gelbsucht erwischt. Er war wieder hinauf ins Gebirge geschickt worden. Dann wieder Dienst in Dar es Salam. Dienst im Bereich der englischen Kriegsschiffe draußen. Manchmal ließen die Kolosse einem vier Wochen in Ruhe. Dann dampfte ein solches Biest täglich draußen auf die Reede und sandte ein paar Granatzylinder herein. Unterstand um elf Uhr früh, Unterstand um vier Uhr nachts. Die Kerle mit dem Union Jack waren so gemein,

ganz mathematisch genau zu kommen. Das war noch unerträglicher als die Unsicherheit, ob sie kämen und wann sie kämen. Die ganze Geschichte war verflucht. Aber diese Exaktheit in der Gemeinheit spannte einem bis zur Weißglut an.

Einmal war ein Ersatzschiff gemeldet, aber es kam nicht. Die Funksprüche aus Europa waren verstümmelt. Einmal hieß es, ein Armeekorps Australier käme nach Zansibar. Da hatten sich manchem die Augen umgedreht, als wollten sie ins Hirn hineinwachsen. Auch noch diese rothaarigen Gesellen! ... Auch noch Australier zu Portugiesen, Belgiern, Briten, Südafrikanern, Zulus, Matabele, Barotse, Betschuanen, Massai, Somali ... und wie zum Geier dies alles hieß, was Ostafrika umzingeln wollte und es nicht fertig bekam, die paar tausend Mann zu Boden zu kriegen. Na, es war ein Irrtum schließlich gewesen. Die Australier fuhren vorbei und nach den Dardanellen.

Dann war einmal ein Zeppelin unterwegs. Aber er drehte über Ägypten wieder ab und fuhr zurück. Dann wartete man auf Unterseeboote. Dann auf Torpedos. „Haltet die Küste!“ hörte man immer noch durch den Funkspruch. „Haltet die Küste!“ Nun ja, jedermann tat ja nichts anderes. Und dabei waren schon keine Mullbinden mehr da. Und das Chinin war knapp. Und das Schwarzwasserfieber kochte über den Mangroven.

Eigentlich war es ganz gut, daß die Familie in Deutschland war. Man wußte zwar rein nichts von

ihr. Aber wenn man die anderen Offiziere ansah, die ihre Frauen und Kinder hier innen im Land hatten ... wie weich die in den Knien waren, wenn sie vom Urlaub bei ihren Frauen zurückkamen jedes Jahr ... da war es schon besser, nichts zu wissen, nichts zu ahnen, weiter zu kämpfen.

Der Hauptmann marschierte durch den Busch nach der rhodesischen Grenze.

Durch Dickichte, Lianen, Kandelaber-Euphorbien, Palmen, Mangobäume und Steppe.

Er fühlte sich ganz wohl, biß die Zähne zusammen, schlug sein Zelt auf, ließ es wieder abschlagen und marschierte. Wochenlang. Es blieben ihm keine anderen Gedanken als seine Askari. Er fühlte eine merkwürdige Verbundenheit mit ihnen, mehr als früher. Er löste damit die Spannung nicht auf, die zwischen weißen und schwarzen Leuten steht, aber er empfand, wie zu treuen Tieren, eine Schicksalsverbundenheit.

Manchmal mußte er lachen, wenn er an den Anfang des Krieges dachte.

Eines Mittags, beim Feststellen der geographischen Lage, bemerkte er, daß er auf derselben Breite war wie bei Ausbruch des Krieges. Nördlich lag der Viktoriasee.

Er hatte ihn bei Kriegsausbruch seinerzeit mit einer bestimmten Ordre erreicht und überschritten. Es war ein toller Kriegsanfang. Zuerst hatte er bei Tanga die Schlacht mitgemacht, an deren Ende zwanzig Deutsche und zweitausend Engländer da-

lagen. Dann hatte ihm Vorbeck einen Kreditbrief von vierzigtausend Mark gegeben und zu ihm gesagt: „Stellen Sie eine Kompagnie damit auf." — „Zu Befehl."

Acht Tage darauf umzingelte er mit einer Handvoll angeworbener Askari ein Dorf im Inneren. Ein Dorf voll indischer Schneider. Er beschlagnahmte das Khaki, beschlagnahmte die Schneider und ließ vierhundert Anzüge machen und dann vierhundert Reserveanzüge. Die Schuhe mußten geschont werden. Er ließ barfuß exerzieren. Die Askari hatten ein paar Dörfer Weiber in der Nähe angesiedelt. Bald waren sie da, bald waren sie auf einem Erkundigungszug weg. Wie im Dreißigjährigen Krieg.

Dann kam der Befehl, nach dem Viktoriasee zu marschieren. Sechs Tage Überfahrt. Dann einundzwanzig Tage Marsch bis zum Nyassasee. Auf die dortigen kleinen Sultane wurde ein leichter Druck ausgeübt, Tribut zu zahlen. Sie zahlten gern angesichts von Maschinengewehren. Dann ging es auf englisches Gebiet hinüber. Telegraphendrähte wurden nach dem Plan abgeschnitten. Ende 1915 war er wieder in Dar es Salam.

Und seither hatte er immer dieselben Askari, und mit der Zeit wurden immer neue auf den alten Stamm aufgepfropft. Wie komisch waren sie am Anfang gewesen. Sie schossen sehr gern. Auf wen — war ihnen einerlei. Er suchte ihnen klar zu machen, warum und gegen wen ... er wiederholte es auch verschiedentlich, und manche verstanden

es auch wohl. Nur auf Weiße hatten sie Hemmungen, zu schießen.

„Bana, soll ich wirklich schießen?“ flüsterte Elafim damals neben ihm hinter einem Stein.

„Schieß!“

„Es ist doch ein weißer Mann.“

„Schieß, zum Teufel!“

Und Elafim schoß zitternd seinen ersten Weißen. Diese Hemmungen verloren sich dann langsam, womit Afrika aufhörte, Götter zu besitzen.

Hundertmal hatten sie sich gegenseitig das Leben gerettet, die Askari und der Hauptmann. Er hatte Injektionen gegen Schlangenbisse, Pillen gegen Schwarzwasser, Typhus und Malaria. Sie wachten, wenn er schlief. Sie trugen ihn wochenlang nach seiner Verwundung durch den Busch.

Dann war die Zeit gekommen, wo Lettow erschienen war und gesagt hatte: „Ich wünsche mich in den Besitz eines Berges zu setzen, der auf der Karte da und da liegt.“ Und Lettow hatte mit dem Finger auf eine Stelle gezeigt, die eine komplizierte Benennung mit Buchstaben und langstelligen Zahlen hatte. „Die Siebener-Schützen. Die achtzehnte Infanteriekompagnie bitte“, hatte Lettow ruhig hinzugefügt.

Vierzehn Tage durch den Urwald nach einer Stelle, die einen „strategischen Punkt“ darstellte. Plötzlich war ein Hügel abgeholzt. Die Burschen hatten also glatt gemacht, um sich auf die Distanz einschießen zu können. Sie begannen sofort mit

einem mörderischen Feuer. Das war eine bittere Sache, zumal man acht Tage weder einen Gegner sah noch hörte — nur die eigenen Leute sah man fallen. Schließlich wurde der Berg doch genommen. Aber erst, nachdem man sich drei Wochen lang eingegraben hatte.

Am Schluß war es nur noch eine halbe Kompagnie damals. Aber sie wurde aufgefüllt ... und es war jedesmal, wenn sie aufgefüllt war, als sei es nach drei Tagen schon wieder die alte Kompagnie. Die Askari, die kamen, waren ja Krieger wie die Askari, die zum Teufel gegangen waren. Aus Einfachheit bekamen sie auch dieselben Namen. Es wurde eine Kompagnie von Toten, in die stets wieder Lebende hineinsprangen, ohne daß es auffiel. Und sie wurde höllisch eingesetzt.

Bald darauf ging es an die Grenze von Mozambique im Süden, wo die Portugiesen sich in einem portugiesisch geschriebenen Blatt, das sie in Porto Amelia herausgaben, gerühmt hatten, sie hielten mit einem Regiment 15.000 Deutsche im Schach. Bei Gott, 15.000 Weiße! Wenn man die gehabt hätte, hätte man ganz Südafrika erobert. Mit der Toten-Kompagnie wurde die Grenze überschritten. Das Lager gestürmt. Der portugiesische General, der mit viel Gold und Epauletten und Orden vor einem Zelt stand, nestelte an seinem Degen, um ihn dem Hauptmann zu überreichen.

„Ach was!“ schrie der. „Wo Magazini?“ Er hielt das für portugiesisch. Seine Leute hatten tagelang

nichts gegessen und hatten den Sturm auf das Lager mit je zwei Schuß Patronen gemacht. Sie hatten buchstäblich überhaupt nichts mehr. War der General verrückt, Kavaliersitten zu machen, wie sie vor dreihundert Jahren hübsch waren? Hier seine Askari wollten Mehl, Patronen und Unterwäsche. Und ein paar Maschinengewehre.

Alles war da. Allein fünfzigtausend Patronen. Nur die Verschlußstücke an den Maschinengewehren fehlten. Elafim nahm damals ein paar Leute von den portugiesischen Askari mit in den Busch und kam nach einer Stunde mit ihnen zurück. Die Portugiesen gingen auf eine etwas umständliche Art und Weise, als sie aus dem Wald zurückkamen — aber die Verschlußstücke wurden am selben Abend aus den Latrinen herausgegraben und gereinigt.

Er hätte Elafim damals fast umarmt. Aber es war natürlich aus der Umarmung nichts geworden. Elafim wurde vor der Front gelobt. Schluß.

Dann hatte der Hauptmann seine Verwundung und dann die Gelbsucht, und dann kam die Jagdexpedition, um frisches Fleisch zu schießen. Achtzehn Elefanten hatten sie schließlich umgelegt und viel zu viel Fleisch. Sie machten damals Kessel aus Wellblech und kochten Fleischextrakt und gossen ihn in Bambusstangen und transportierten ihn ein paar hundert Kilometer durch den Urwald. Schließlich fehlten auch die Streichhölzer, und man mußte eine Zündschnur drehen, die ein Boy immer bren-

nend mit sich trug. Und man begann damals, weil kein Geld mehr da war, aus Ölpapier neues zu drucken und die Askari damit zu bezahlen — und die guten Kerle nahmen es und blieben weiter treu.

Dies alles war eine Menge Krieg — dachte der Hauptmann, während er auf die rhodesische Grenze zu marschierte. Es war eine schwere Menge Krieg, wenn man drei Jahre im Urwald saß und aber auch nichts von der Heimat hörte ... und jetzt begann der Krieg erst richtig. Nun kamen die Südafrikaner, die Belgier, die Briten, die Portugiesen kreisrund herum gemeinsam. Die Südafrikaner kamen unter Smuts mit 70.000 Mann. Von Südwesten. Die Belgier kamen von Stanley Pool und suchten in die Flanke zu stoßen. Und die Portugiesen aus Mozambique wären von Süden an der Küste her gern in den Rücken der Deutschen gefallen.

Eine einfache Idee! Aber in Afrika war so ein Plan reichlich schwer. Im Busch war nicht gemeinsam zu operieren und es war leicht, die Gegner vereinzelt zu suchen und zu schlagen. Wenn man nur Verbandzeug gehabt hätte und nicht gezwungen gewesen wäre, sich von der Malaria zusammenhauen zu lassen!

Die Malaria schlug unerbittlich in die Kompagnie ein. In den Sumpfgebieten flogen Millionen von infizierten Anofeles-Moskitos und stachen zu. Dann entwickelten sich kleine Kugeln im Blut der Askari und platzten. Und zugleich erfolgten furchtbare Fieberanfälle. Mit Chinin bekam man sie

herunter — mit Plasmochin warf man sie aus dem Körper heraus. Das Plasmochin saugte die Anofeleskugeln, die im Blut explodierten und sich unzählig vermehrten, wundervoll auf. Aber ohne Chinin zerschmetterte das Fieber die Gelenke, verdämmerte das Hirn, dann wich es ein paar Tage — und dann kam es wieder in dem Moment, wo der Askari sich gerettet glaubte, und warf sich auf das Herz.

Der Hauptmann marschierte weiter auf die rhodesische Grenze zu. In seiner Tasche stak ein Papier, das genau seinen militärischen Auftrag enthielt — und er bekam ein grimmiges Lächeln ins Gesicht, wenn er an den Wortlaut dachte.

Vierzehn Tage hinter Morogoro hatte er fünfzig Mann seiner Kompagnie am Fieber verloren und mußte die Kompagnie auffüllen. Er blieb sechs Tage liegen und machte Rekrutierungsausflüge. Am Ende der Woche meldete Elafim, daß alles all right sei.

Der weiße Sergeant war schon vor acht Tagen zurückgeblieben.

Ehe die Trommel geschlagen wurde, um die Kompagnie zum Aufbruch zu sammeln, ließ der Hauptmann sie antreten, wie eine Kompagnie zum Gefecht antritt.

Auf der einen Seite standen die Askari, wie eine Mauer, mit allen Waffen. Auf der anderen Seite

standen die Boys mit dem Gepäck. Die Boys standen so, daß sie die Rücken der Askari sahen.

Der Hauptmann hatte etwas Fieber, er hatte schon so viele aufgefüllte Kompagnien gesehen, daß ihn dieser Anblick keineswegs mehr in Erregung versetzte. Er konnte sich darin felsenfest auf Elafim verlassen. Elafim rekrutierte nur wirkliche Askari. Zudem sah der Hauptmann an diesem Morgen alles durch einen dünnen roten Schleier.

Aber es fiel ihm doch auf, daß in der ersten Reihe zwei riesengroße Askari standen, die selbst Elafim noch um einen halben Kopf schlugen.

Er ließ sie aus dem Glied treten.

„Wo kommt ihr her?"

„Vom Matadi, Bana."

Der Hauptmann stemmte seinen Spazierstock fester gegen die Hüfte, denn Matadi war der belgische Kongohafen an der Westküste.

Er sah die beiden Kerle scharf an.

„Dann müßte man euch eigentlich eine Kugel ans Ohr drücken."

„O nein, Bana," erwiderte einer, „wir kamen nicht mit deinen Feinden. Wir kamen mit einem großen Mann, der viele Träger hatte."

Nach fünf Minuten wußte der Hauptmann, daß die beiden an der großen Expedition beteiligt gewesen waren, die ein dänischer Schriftsteller weltberühmt gemacht hat — und daß es keine Spione waren.

Sie sprachen auch das Suaheli, mit dem die

vielen hundert Stämme der Ostküste sich verständigen, nur mangelhaft. Sie hießen von dem Augenblick der Musterung aber „Belgiki", weil sie aus dem Kongo stammten und weil diese Namen leicht zu behalten waren.

Die Kompagnie brach auf. Der Kirangozi nahm die Fahne und schrie. Die Trommel brummte leis. Das Antilopenhorn pfiff. Die Askari gingen Mann hinter Mann. Die Boys folgten mit dem Gepäck auf dem Kopf. Dann kamen wieder Askari, die Elafim führte.

Fünf Tage darauf schlugen sie eine Patrouille, die aus rhodesischen Engländern und Belgiern gemischt war, über den Fluß zurück und nahmen den Rest gefangen. Elafim nahm sich dieser gefangenen Askari etwas abseits an. Und als er mit ihnen ins Lager zurückkam, wußte der Hauptmann alles, was er strategisch wissen wollte.

Er kam also noch zurecht. Die Stellung, die er zu halten hatte, war noch nicht besetzt.

Den Abend ließ er sein Zelt auf einem Hügel aufschlagen, der von pinienartigen Schirmakazien in regelmäßigen Abständen so bewachsen war, daß dieser Wald wie ein angelegter Park wirkte.

In der Ebene, wo hin und wieder die mächtigen Mangobäume wie dunkelgrüne Wellen über die Bäume des Busches emporbrandeten, sah er eine große Herde Zebras spielen. Am Horizont weideten ein paar Giraffen. Die Sonne ging unter, und die Dämmerung blieb mit einer violetten Röte noch

eine Stunde lang über dem Himmel stehen, an dem der Mond, auf dem Kopf stehend, gelb und metallisch glühte.

Er ging vor dem Zelt auf und ab und schaute in die Nacht hinunter, die einen grausamen unbestimmten Zauber ausstrahlte, der ihn wie immer, seit er im Lande war, mit einer unverständlichen Wollust ergriff.

„Zweihundert Askari," überlegte er, „keine Weißen und achtzig Träger . . ." und er lächelte so grimmig, wie er nie gelächelt hatte. Er nahm das Papier aus der Tasche und las seinen Auftrag noch einmal.

Plötzlich griff er an seinen Revolver. Er hatte ein Geräusch hinter sich gehört.

Zwei mächtige Gestalten tauchten in der Dämmerung auf.

„Bana," sagte der eine von ihnen, „du hast uns gesagt, wir sollten zu dir kommen, wenn wir etwas zu sagen hätten."

Es waren die beiden Kongo-Askari.

Der Hauptmann steckte seinen Revolver wieder ein. „Ich höre", sagte er.

„Du nennst uns Belgiki," sagte der andere, „aber wir kommen nun in die Nähe der belgischen Askari, und wenn sie das hören, werden wir gleich an einen Baum gehängt."

„Das ist richtig," sagte der Hauptmann, „aber wollt ihr euch denn gefangen nehmen lassen?"

„Nein, Bana," sagten beide hochmütig, „aber

mancher große Mann ist schon im Schlaf erwischt worden."

„Das stimmt", meinte der Hauptmann. „Habt ihr andere Namen?"

„Ndio", sagten sie grinsend.

Und sie nannten die Namen: „Christian", der eine. Der andere: „Elias".

„Meinetwegen", sagte der Hauptmann und sah auf die Uhr. „Ihr heißt also jetzt Christian und Elias."

„Willst du das vor den anderen Askari morgen sagen?"

„Ja," sagte der Hauptmann gähnend, „das Schauri ist zu Ende."

Die beiden standen stramm, verzogen keine Miene und kehrten durch den niederen Busch dahin zurück, wo kleine Laubkegel wie Termitenbauten in die Luft stachen.

Dort blieben sie stehen, nahmen die Gewehre lässig in den Arm und sagten:

„Der Bana hat befohlen, daß wir Christian und Elias heißen."

Es gab einen Höllenlärm, den der Hauptmann gerade noch beim Einschlafen hörte. Aber als er sich aufrichten wollte, hatten die Posten den Radau schon gedämpft.

„Warum?" fragte der schwarze Unteroffizier.

„Bana will nicht, daß wir von den Belgiki gehangen werden, wenn sie uns fangen und hören, daß wir Belgiki heißen."

„Ach was," meinte Elafim, „ihr habt doch ganz gemeine Niggernamen."

„Du wirst sehen," sagte Elias vergnügt, „daß der Bana befiehlt, daß wir Christian und Elias heißen."

„Bádo," sagte Elafim und machte eine so große Bewegung, wie sie nur ein Neger machen kann, „das ist nicht möglich, denn ihr habt ganz gemeine Niggernamen."

Die beiden zogen sich, ohne zu antworten, aber tief befriedigt, nun schöne Namen zu haben, in ihre Hütte zurück.

Am nächsten Morgen trat der Hauptmann vor die Front und erklärte, daß die Belgiki nicht mehr so genannt werden dürften. Er nannte ihre neuen Namen. Elafim sah erstaunt auf seinen Bana. Er begriff nicht, wieso der Hauptmann den Kerlen neue Namen gab, wo sie doch ganz ordinäre hatten.

Aber er zuckte mit keiner Wimper. Die Belgiki ebenfalls nicht.

Am Mittag gingen sie, mit Vorläufern gesichert, einen Trägerweg durch den Busch. Sie mußten vorsichtig sein, um keine Patrouillen von Smuts in den Rücken zu bekommen.

„Siehst du nun, daß du uns neue Namen geben mußt", sagte Elias zu seinem Unteroffizier.

Und er deutete auf den Wegrand, wo eine Anzahl belgische Askari lagen, welche die eigenen Leute, um sie nicht mit ihren Wunden transportieren zu müssen, einfach hinter das Ohr geschossen hatten.

Am Abend ging Christian, der von seinem neuen Namen in einen Rauschzustand versetzt war, an dem Boy des Hauptmanns vorbei, der gerade die Schuhe des Hauptmanns putzte.

„Du bist ein Schwein", sagte er und gab dem Boy eine Ohrfeige.

„Warum?" fragte der Boy und hielt die Hand vor seine andere Wange.

Der Askari würdigte ihn keiner Antwort, ging zu dem Maschinengewehr, dem er zugeteilt war, holte Fett aus der Kanne und putzte eine halbe Stunde lang die hohen gelben Schuhe mit dem schwarzen Fett.

„So, nun siehst du, was für ein dummer, ganz gemeiner Nigger du bist", sagte er dann, stellte die fettglänzenden Reitschuhe befriedigt vor das Zelt und ging schlafen.

Als der Hauptmann am Morgen seine schönen Schuhe sah, wurde er finster.

Er hatte bereits so viele Opfer gebracht. Er hatte, da er den Krieg im Busch kannte, seine Ringe abgelegt, um nicht im Falle einer Verwundung die Finger abgeschnitten zu bekommen. Er hatte schließlich sogar seine goldene Uhr im Lazarett einer Schwester anvertraut, um nicht im Falle seiner Verwundung ihrethalben von einem tapferen Kongoneger ein Bajonett in den Bauch zu bekommen.

Seine Reitschuhe waren das einzige, was ihn an sein Pferd und an die Welt hinter diesem Buschkrieg erinnerte. Die Welt! Zwei Jahre war er nun

ohne ein Zeichen von ihr. Und nun trank man gelegentlich bereits das Wasser aus den Kühlern der Maschinengewehre.

Die Kompagnie trat auf das Trommelzeichen an.

Das Palaver mit Christian dauerte keine drei Minuten. Aber es war bitter.

„Dreißig", befahl der Hauptmann und zog die Stirn zusammen.

Die Kompagnie trat daraufhin zu einem Kreis zusammen. Der Belgiki Christian trat in die Mitte des Kreises und zog sein Lederzeug aus. Er legte es auf die Seite und machte seinen Rock auf, dann zog er das Hemd herunter.

„Makumi Matatu!" rief Elafim über die Askari-Mauer den Boys zu, die dahinter standen und sich ärgerten, weil sie nicht zusehen durften.

„Die Peitsche!" brüllte Elafim. Die Askari standen erwartungsvoll da. Christian hatte die Hose locker gemacht und hielt sie mit beiden Händen. Und die Peitsche war nicht da.

Zwei Minuten suchten die Boys sie im Zelt, bis sie unter einer Matte herausgeklaubt wurde.

Der Hauptmann betrachtete die Kompagnie, die so dicht um den Delinquenten herum stand, daß kein Affe hätte hindurchschauen können. Es dauerte reichlich lange, bis die Peitsche kam, und der Kerl tat ihm leid. Der Hauptmann hatte gerade kein Fieber. Es ging ihm heute gegen das Gefühl, einen Askari prügeln zu lassen, der es nicht nötig hatte, sich zur Ehre Deutschlands erschießen oder

hängen zu lassen — und der das dennoch tat. Die Gefühle, die der Hauptmann in diesem Augenblick hatte, waren nicht die Gefühle eines Afrikaners, sie waren sentimental und waren unrichtig — aber sie entsprangen einem ihn plötzlich wider Willen erfassenden Gefühl der Schicksalsgemeinschaft. Er wußte auch warum.

Er sagte darum, nicht in Erinnerung an Reichstagsreden, die ahnungslose Leute aus Schwaben gehalten hatten und die er lächerlich fand, sondern gepackt von diesem plötzlichen Zusammengehörigkeitsgefühl: „Halt", als ein Boy aus dem Zelt herauskam und die breite, weiße Flußpferdpeitsche in der Hand hielt.

Der Hauptmann sah ein paar hundert Augen auf sich gerichtet, und genau vor ihm stand das Gesicht Elafims.

„Gib ihm nur fünfzehn", sagte der Hauptmann.

„Kumi na tano", rief Elafim.

Der Askari, der die Exekution auszuführen hatte, schwang das weiße Lederstück zweimal pfeifend durch die Luft.

Darauf klatschte es eine Weile. Der Delinquent gab keinen Ton von sich.

Dann zog der Belgiki seine Sachen wieder an, schnallte das Lederzeug um, gab sich einen Ruck und kam starr wie ein Automat, aber kaum schwankend, auf den Hauptmann zu, stand still, schlug die Hacken zusammen und meldete sich mit grauen Lippen zur Stelle.

Der Hauptmann winkte mit der Hand. Eine halbe Stunde später brach die Kompagnie auf. Gegen Mittag kam sie in die Nähe des Flusses. Die Kompagnie lag da bis zum nächsten Tag. Der Hauptmann forschte mit ein paar alten Askari das Gelände auf einem breiten Streifen ab.

Dann zog er das Papier mit dem Befehl aus der Brusttasche, verglich den Text mit der Uferstelle, untersuchte noch einmal die Tiefe der Furt und kehrte zurück. Auf dem anderen Ufer ließ er ein paar Posten. Auf dem Ufer, wo die Kompagnie noch einige Kilometer im Inneren stand, ebenfalls.

Vor sein Zelt im Lager ließ er abends Elafim kommen.

„Dies ist ein Schauri nur zwischen dir und mir", sagte er mit gedämpfter Stimme, unterließ es aber, von den Kriegsartikeln zu reden. „Du hast die Stelle am Fluß heute mittag gesehen, Elafim. An dieser Stelle kann eine Armee von siebzigtausend Askari hinüberkommen — aber an keiner anderen. Hier werden wir bleiben mit unseren schönen Maschinengewehren und werden sie daran hindern. Denn es können immer nur zwei Mann auf einmal über den Fluß gehen."

„Ja, Bana", sagte Elafim und starrte fest in die Augen des Hauptmanns.

Elafim war ein Askari, der seit vielen Jahren nur immer das dachte, was der große Musungu, der die Kompagnie führte, dachte. Und so dachte er, ohne ein Wort zu äußern, dasselbe wie dieser, näm-

lich, daß es eine verdammte Sache sei, mit zweihundert Askari siebzigtausend aufzuhalten.

„Wir können die Stellung halten, so lange wir wollen," sagte der Hauptmann ruhig, „denn wir haben sehr viel Patronen. Aber wir können sie nur halten, wenn wir wissen, daß wir nicht umgangen werden können. Denn eine kleine Patrouille im Rücken schießt uns wie Kaninchen weg. Darum sollst du, Elafim, wenn wir morgen das Flußufer besetzen, mit zehn Mann einen sehr großen Patrouillengang machen, um uns zu sichern."

Der riesige Basuto entblößte ein wenig seine Zähne, und sie schimmerten bläulich im Mondschein.

„Hast du mich verstanden?" fragte der Hauptmann, als er keine Antwort erhielt.

„Zu Befehl", sagte der schwarze Sergeant und stand stramm. Seine Stimme klang finster.

„Na, dann komm herein, damit ich dir genaue Instruktionen geben kann", sagte der Hauptmann ruhig und ging voran in sein Zelt. Aber seine Hand zitterte ein wenig, als er sie beim Abschied dem Basuto auf den Arm legte.

„Langes Leben, Bana", sagte Elafim und salutierte.

„Halte dich munter", sagte der Hauptmann. „Du kannst gehen."

Sie sahen sich eine Weile in die Augen. Und dann ging Elafim lautlos wie immer in die Dämmerung hinein.

Der Hauptmann zog gerade in seinem Zelt die Moskitoschuhe an und beaufsichtigte seinen Boy, der das Moskitonetz aufspannte, als ihm gesagt wurde, der Belgiki Christian wolle ihn sprechen.

Der Hauptmann war hundemüde, aber wenn ihn einer der Leute sprechen wollte, so war das eine wichtige Sache — und er war immer für sie da.

Gedankenvoll sah er durch die Tür des Zeltes. Da stand der große Kongoneger — und er trat zu ihm hinaus.

„Du hast gesagt, daß wir zu dir kommen sollen, wenn wir etwas zu sagen haben, Bana."

„Nicht, wenn ich schlafen will, du Schurke. Aber ich höre."

„Herr," sagte der Askari, „du hast mir zuerst dreißig verordnet, weil ich deine Stiefel geputzt habe, und dann hast du aus Makumi Matatu nur fünfzehn gemacht — und ich habe Kumi na tano erhalten."

„So ist es. Du hast statt dreißig nur fünfzehn erhalten."

„Bana, ich habe mit dem Sergeanten gesprochen und mit allen Askari ..."

Er zögerte.

„Ich höre", sagte der Hauptmann geduldig.

„Wir bitten dich alle, in Zukunft nicht mehr fünfzehn zu befehlen, sondern wieder dreißig."

„Ich verstehe dich nicht, mein Sohn."

„Siehst du, Bana," sagte der Askari, „der Sergeant, der weiß, was du tust, hat mir gesagt, daß

du aus gutem Herzen heraus mir weniger Schläge befohlen hast. Aber wir Askari wollen doch lieber dreißig behalten. Dreißig ist eine Strafe für Askari. Fünfzehn verordnest du sonst nur für Boys. Wir wollen nicht die gleiche Strafe haben, die du den Boys gibst."

Und der Belgiki machte eine heftige Gebärde der Verachtung mit dem Kopf, obwohl er vor Schmerzen nicht gerade stehen konnte.

„Es ist gut, mein Sohn. Du kannst gehen", sagte der Hauptmann nach einer langen Weile, in der er geschwiegen hatte, und zog sich langsam in sein Zelt zurück, um zu schlafen.

Er war so müde, daß er nicht mehr denken konnte. Aber er wußte trotzdem, daß alles verloren wäre, wenn er etwa diesen netten Kerlen klar machen wollte, warum sie nunmehr weniger Prügel oder gar keine bekommen sollten. Sie würden weiß Gott was anstellen und denken, der Bana sei verrückt geworden.

Die Augen fielen ihm zu. Es war ein hartes Leben. Man sollte es sich nicht noch mit europäischer Sentimentalität komplizieren. In einer halben Stunde konnten die Maschinengewehre anfangen zu tacken und würden dann vier Wochen nicht aufhören zu tacken. Und das Beste, was dann passierte, war vielleicht, daß das Wasser oder die Munition ausging, und daß man deshalb sich zurückziehen mußte und die Verwundeten gut verbunden auf den Weg legte in der stillen Hoffnung, daß bei den As-

kari, die sie fanden, weiße Leute seien. Hier endete seine Gehirnkraft, und er schlief in dem Gefühl ein, daß diese Hoffnung allemal gering sei.

Drei Stunden später sprang er aus dem Zeltbett und griff nach dem Revolver. Deutlich hörte er durch die gewölbte, tief herunter besternte Nacht das Knattern der Maschinengewehre. Er war noch so müde, daß er zuerst zu träumen glaubte. Aber dann stach ihm das Geräusch so bekannt in die Nerven, daß er sofort die ganze Trommel seines Revolvers abschoß. Eine halbe Minute später brummte die Trommel, und die Kompagnie rückte zur Hälfte in die Stellungen am Fluß ein.

Gerade kamen seine vorgeschobenen Patrouillen von der anderen Seite rasch über die Furt zurück, und hinter ihnen erschienen die Vorläufer der rhodesischen Armee, die von drei Maschinengewehren, die hinter ein paar Felsen montiert waren, wie die Spatzen hingelegt wurden, als sie ungedeckt ins Wasser gingen.

Nach acht Tagen war die Lage noch die gleiche. Eine Armee konnte die Furt nicht forcieren, solange die Maschinengewehre hinter den Felsen lagen. Und sie konnten von der anderen Seite die Felsen nicht in Fetzen schießen, weil sie durch die Lianen kaum ihre Gewehre durchbrachten und Artillerie nicht auffahren konnte.

Jeden Tag machten sie morgens und abends einen Versuch, durchzustoßen, aber jedesmal schwammen nachher hundert rhodesische Zulu-

Krieger wie eiserne Kolosse den Fluß hinab und gingen nach einer Weile unter.

Aber nach acht Tagen hatte der Hauptmann, obwohl er keine zehn Mann Verwundete hatte, nur noch fünfzig Mann an den Maschinengewehren. Er hatte über hundert Malariafälle und kein Chinin.

Eines Morgens, nachdem er durch das Toben der Delirierenden die Nacht nicht geschlafen hatte, ging er allein durch den Urwald nach den Felsen hinunter, hinter denen die Maschinengewehre montiert waren — aber unterwegs fühlte er, wie das Fieber ihn ebenfalls erwischte. Er sah die Bäume nicht mehr, die Lianen gingen wie rote Schlangen um ihn spazieren, klommen in die Äste der Palmen hinauf, kamen über die Kasuarinen wieder herunter auf die Erde und verströhnten sich so, daß er vor Entsetzen geschrien hätte, wenn er nicht genau und kalt gewußt hätte, daß er Fieber hatte.

Er wankte bis an den Uferrand und kletterte ihn auf allen vieren hinunter.

Als er die Läufe der Maschinengewehre blitzen sah, gab er sich einen furchtbaren Ruck. Er spürte, wie ihn die Energie, die er aufwandte, wie eine feurige Kugel ins Gehirn brannte, aber er bekam ein paar freie Augenblicke.

Sofort sah er, daß in der Stellung nur noch zehn Leute hockten. Unter ihnen sah er die beiden Belgiki die anderen weit überragen. Er winkte sie herbei.

Als sie da waren, stand er steif an einen Baum gedrückt.

„Christian ... Elias," sagte er, „diese Stellung muß gehalten werden, und wenn wir alle krepieren."

„Zu Befehl, Bana", sagten die Askari und fingen den Hauptmann auf, der nach vorne fiel.

Am nächsten Tag kam er nicht zu sich. Die Askari hatten ihn in das Urwaldlager im Busch gebracht und ihn in seinem Zelt niedergelegt. Um ihn herum lagen hundertfünfzig Mann in zylindrischen Laubhütten und delirierten zum Teil, zum Teil waren sie tot, aber man konnte sie nur nachts in den Fluß werfen, damit die auf der anderen Seite des Flusses nicht bemerkten, daß so viele Leute starben.

Fünf Leute standen an den Maschinengewehren — und fünf warfen die ganze Nacht Tote ins Wasser, was immer noch leichter war, als sie einzuschaufeln.

„Der Bana hat das Fieber", sagte Christian, den Finger am Mund, „und ihr werdet nun mir gehorchen und nicht auf das hören, was der Bana sagt, denn er redet vieles, solange er krank ist, was er nicht weiß."

Der Hauptmann schrie und kommandierte den ganzen Tag.

Der Belgiki hielt die meisten Leute von dem Zelt fern, aber viele, die vorbeikamen, und eine Anzahl, die eine Pause in den Fieberanfällen hatten, hörten genau, daß er immerzu den Rückzug kommandierte. Er befahl, die Maschinengewehre abzumontieren

und die Verwundeten sauber an den Weg zu legen und den Widerstand aufzugeben. Es war aber der Irrsinn des Fiebers, der aus ihm heraus brüllte.

Gegen Abend machte das Fieber eine Kurve, fiel, und der Hauptmann hob verwundert den Kopf. Draußen war ein Murmeln vor dem Zelt, das ihn mehr erzittern ließ als das Geheul der Kranken.

„Boy!“

Christian trat ein. „Ich bin es, Bana.“

„Was gibt es?“

„Es gibt nichts. Du mußt schlafen, Bana.“

Wieder lag er eine Weile still. Es war ihm so klar wie seit Monaten nicht. Zum erstenmal durchdrang sein Geist den Urwald und die furchtbare Absperrung, die seit Jahren durch den Krieg zwischen ihm und der Heimat gestanden hatte. Er sah durch den Urwald hindurch eine Straße, auf der ein Bauernwagen fuhr. Das Wasser blitzte noch in den Furchen von einem Gewitterregen, links lag ein Kornfeld, und auf der anderen Seite liefen ein paar Kühe und läuteten mit den Glocken. Hinter der Mauer daneben mußte das Gut sein. Da drüben rannten ein paar Rangen hinter einem Pony her und fingen mit einemmal an zu rufen und zu winken, als sie ihn sahen.

Das Winken wurde ein Gemurmel. Es war wieder etwas los vor dem Zelt.

„Christian.“

Der Kongoneger kam wieder herein.

„Du belügst mich, du Hund“, sagte der Haupt-

mann leise. „Bring mir sofort herein, wer da ist. Ich habe kein Fieber."

Der Belgiki stand stramm, salutierte und ging hinaus.

Der Mann, der hereinkam, war anzusehen wie ein zerschossener Wolf. Seinen einen Arm hatte er herunterhängen, vom Kopf fehlte die eine Hälfte Haare, die Zähne waren zertrümmert, und über seine Brust zog sich ein breiter blauer Wulst. Als er den Mund aufmachte, quoll das eine Auge so zu, daß das Weiße verschwand.

„Was hast du?" fragte der Hauptmann und sah mit einem entsetzlichen Blick dahin, wo früher ein Gesicht war, das er nicht kannte.

„Bana," sagte der Schwarze, „du hast mich mit Elafim auf eine große Reise geschickt."

Jetzt erkannte der Hauptmann den Mann.

„Wo ist Elafim?" fragte er rasch.

„Hier", sagte der Askari und zog ein Paket unter seinem rechten Arm heraus.

Da er nur die rechte Hand gebrauchen konnte, ließ er den Ballen auf die Erde fallen, bückte sich und krempelte langsam das Tuch davon ab. Nach einer Weile kam ein Stück schwarze Wolle zum Vorschein und dann der Kopf Elafims. Er war unter dem Kinn ohne Hals abgeschnitten, und der Mann hatte ihn eine Weile über dem Feuer geräuchert, um ihn in der Hitze transportieren zu können.

Der Hauptmann warf einen raschen Blick auf den Kopf.

„Fieber?“ fragte er schnell.

Der Askari schüttelte den Kopf.

„Seid ihr auf eine Patrouille gestoßen?“

„Ja, Bana. Wir sind auf vierhundert Askari gestoßen, und sie haben Elafim vier Kugeln gegeben. Ich habe ihn in den Busch geschleift, und er hat mir gesagt, daß ich dies hier dir rasch bringen soll. Ich habe es abgeschnitten. In der Nacht habe ich ein Feuer gemacht, als ich zwischen den Felsen war. Dann bin ich vier Tage gelaufen, um dich zu sehen.“

Der Askari hockte am Boden und hielt mit der Hand die eine Wange Elafims untergefaßt.

Der Hauptmann rechnete fieberhaft. Vier Tage. Zwei Tage Vorsprung.

„Christian.“

Der Kongoneger stürzte herein. „Sofort die Maschinengewehre abmontieren und zurückgehen!“

„Bana,“ sagte der große Neger leise, „du mußt jetzt schlafen, damit das Fieber abnimmt.“

Er nahm den Kopf Elafims bei den Haaren, trug ihn hinaus und zog mit seiner anderen Hand den zusammengeschossenen Askari aus dem Zelt.

„Christian,“ schrie der Hauptmann hinter der geschlossenen Zelttür her, „ich lasse dich erschießen, wenn der Befehl nicht sofort ausgeführt wird.“

Er hörte nichts mehr. Eine Schwäche überfiel ihn plötzlich. Er wehrte sich dagegen. Im Einschlafen sah er noch den Kopf Elafims. Er war

durch das Räuchern fast rot geworden und die Augen waren zu.

Armer Junge, dachte der Hauptmann, und er erinnerte sich des Gespräches, als die Verschlußstücke damals an der portugiesischen Grenze fehlten. Er erinnerte sich blitzschnell an den Augenblick, als Elafim die Idee hatte, die Elefantenbouillon in die Bambusstäbe zu gießen. Und dann sah er ihn noch einmal, wie er zwischen den heulenden und pfeifenden Suaheli-Mädchen vor den ungepflegten Weibern seiner Kompagnie herschritt.

Dann kam das Fieber wieder.

Als er wach wurde, hörte er das Maschinengewehrfeuer ticken. Es muß ein Mordsangriff sein. Es tackte und sägte Serien von kurzen Schlägen in die Luft.

„Jetzt pinkern sie", dachte der Hauptmann, und dann stellte er sich die kalte Wollust vor, mit der ein Neger schießt.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er den Befehl gegeben hatte, das Gefecht abzubrechen. War er denn noch ... ja, das Zelt stand offen, er war noch am gleichen Platz. Christian hatte also den Befehl nicht ausgeführt.

„Warte!" knirschte der Hauptmann.

Dann richtete er sich auf. Er konnte nicht gehen, aber er sprang aus dem Bett. Es war ein Irrsinn, daß das Gefecht noch nicht abgebrochen war. Denn wenn Elafim erschossen worden war, dann waren sie umgangen. Dann gab es eine Lücke in den Voraus-

setzungen, die sein Befehl hatte, dann wurden sie morgen von beiden Seiten eingeschlossen und kaltgemacht. Und dann war niemand da, der zurückging und meldete, daß die Rhodesier kamen. Verflucht. Es ging schwer, aber es mußte gehen.

„Boy."

Der Boy kam herein. Er war ein dürrer Junge. „Noch einen Boy." Nun waren drei da.

„Hört mal, Jungens! Ihr müßt mich bis an das Ufer tragen. Holt eine Hängematte."

Drei Minuten später lag er in einer Machila. Die Stange lag auf den Schultern der beiden Boys. Und der dritte lief vorne her und hielt die Äste beiseite.

Nun waren sie so weit. „Halt. Absetzen."

Er suchte seinen Revolver. Den hatte er vergessen, und er schickte einen Boy zurück, ihn zu holen. Inzwischen kroch er den Uferrand hinunter nach den Felsen zu.

Beim Absteigen sah er kleinen, weißen Rauch hochschweben und ihn einhüllen. Von drüben wurde gar nicht geschossen. Und nun sah er durch das Gebüsch, daß eine Menge Zulus, die weiß bemalt waren und Hörner auf dem Kopfe trugen, aus der Furt zurückströmten und daß die Hälfte immer aufs Wasser plumpste und abflutschte. Wie Ratten nahm sie das reißende Wasser mit.

„Christian!" kommandierte er, als er zwei Meter hinter den Maschinengewehren war. Nur zwei Maschinengewehre arbeiteten noch. Es waren überhaupt nur noch drei Mann dabei. Und einer davon

hatte den Arm in einer Schlinge aus Pflanzengerten.

Der Kongoneger drehte sich auf dem Bauch herum und sah seinen Hauptmann mit entsetzten Augen an.

„Du hast meinen Befehl nicht ausgeführt", sagte der Hauptmann drohend. Er lag ebenfalls auf dem Bauch, denn er konnte nicht stehen.

„Ich habe ihn ausgeführt, Bana", erwiderte der Belgiki nun. „Du hast befohlen, hier so lange zu schießen, bis alle krepieren."

Der Hauptmann dachte nach.

„Das habe ich dir früher gesagt," meinte er zögernd, „aber ich habe dir heute im Zelt gesagt, daß du abmontieren sollst."

„Bana," sagte der Neger, „das hast du im Fieber gesagt, und das werde ich nicht tun."

„Ich bin gesund", sagte der Hauptmann so ruhig wie er konnte, denn er sah im selben Augenblick die Furchtbarkeit der Situation.

„Als du gesund warst, hast du mir befohlen, hier zu bleiben," sagte der Neger, „und jetzt bist du verrückt, Bana, und weißt nicht, was du sagst. Wir haben dich schreien hören. Du solltest in dein schönes Zelt zurückgehen."

„Ich will dir ein Wort sagen," erwiderte der Hauptmann, „denn du bist kein dummer Mann. Elafim ist erschossen worden und wir bekommen eine Patrouille in den Rücken, und deshalb müssen wir hier weg."

„Nein, Bana, das ist das Fieber, das so redet",

sagte der Askari gelassen. „Du hast mir befohlen, hier zu bleiben und zu pinkern. Und wenn eine Patrouille von hinten kommt, dann stellen wir das eine Gewehr um."

In diesem Augenblick fühlte der Hauptmann, daß ihm von hinten etwas zugeschoben wurde. Er griff danach und bekam den Lauf des Revolvers in die Hand, den ihm der Boy von oben her an die Hüfte drückte.

Er faßte ihn fest, stützte sich auf den Ellbogen und richtete die Mündung auf Christian, neben dem der andere Belgiki saß, während der dritte Mann ein paar Schritte hinter dem anderen Maschinengewehr ausgestreckt war.

„Du montierst sofort ab", sagte er kreideweiß und biß die Lippen aufeinander. „Dann marschiert ihr nach der nächsten Station zurück und macht Meldung. Was mitgehen kann, geht mit euch."

„Bana, du mußt verrückt sein", sagte Christian kopfschüttelnd und sah ruhig in die Mündung des Stahllaufs.

Der Hauptmann schoß aber nicht. Teils hatte es keinen Zweck, den Askari abzuknallen, teils konnte er den Drücker nicht mehr abziehen, denn es wurde ihm rot vor den Augen.

„Verdammter Hund," sagte er, ohne den Neger mehr sehen zu können, „ich lasse dir fünfzehn geben."

Christian saß eine Weile da und überlegte, indem er den Kopf an den Felsen legte.

„Elias," flüsterte er schließlich, „hast du gehört? Er will mir fünfzehn geben." Er versank in Nachdenken. „Vielleicht ist der Bana doch nicht verrückt", erklärte er dann traurig. „Geh du mit ihm zurück, laß ihn von den Boys in die Machila legen und erstatte Meldung."

Er nickte dem anderen zu und zeigte die Zähne.

Elias stand ohne ein Wort auf, packte den weißen Mann auf die Schulter und kletterte, ohne sich umzublicken, den Uferrand hinauf. Dort fand er die drei Boys und verschwand mit ihnen auf dem Elefantenweg nach dem Nyassasee.

„Wo ist Christian?" fragte der Hauptmann nach drei Tagen, erwachend, und sah aus seinem Tragnetz auf den Schultern der Boys zu Elias hinunter.

„Heisuru", sagte der Belgiki und sah auf seine Füße ...

Christian lag drei Tage auf dem Bauch vor dem letzten Maschinengewehr. Als er die Munition von dem letzten stillgewordenen holte, durchschlug ihm eine Kugel von der anderen Seite das Knie. Er wartete trotzdem, daß der Bana zurückkommen würde, um ihn zu loben, daß er dageblieben sei. Er hatte eine Kugel im Mund, in die er fest hineinbiß, weil sein Bein ihn schmerzte. Er legte die letzten Patronenstreifen auf das Band, als eine Kompagnie Zulu drüben zum hundertstenmal in die Furt stürzte, und er hoffte auf ein Wunder, um sie aufzuhalten. Denn die Munition langte nur noch für eine Viertelstunde.

Deshalb schoß er sehr bedachtsam mit dem letzten Patronenband. Keine Kugel durfte fehlgehen. Er schoß mit kalter, herrlicher Wollust. Es war ein wundervoll präzises Feuerwerk, das in einer Kugelgarbe aus dem Maschinengewehr in die Zulureihen spritzte.

Solange er Patronen hatte, konnten sie nicht über den Fluß. Aber wenn er keine mehr haben würde, dann würden sie die Furt wie ein Wildstrom durchbrüllen und er würde gleichzeitig, während sie ihr „Bay—e—te" schrien, zehn Buschmesser im Bauch haben.

Er wußte das ganz genau und schoß deshalb so klar, so schön und so lang, wie er es in seinen schönsten Träumen sich gewünscht hatte, einmal aus Herzensfreude heraus schießen zu können.

Daher bekam er eine Kugel in den Hinterkopf, ohne es zu merken. Denn die Patrouille, an die er niemals hatte glauben wollen, war schließlich angekommen und hatte ihn von hinten erwischt.

Das Maschinengewehr neben ihm ratterte noch das Band Patronen zu Ende, als er daneben schon tot war. Das Maschinengewehr schoß genau so sicher wie er selbst und es war genau so zuverlässig, wie er selbst es versprochen hatte.

Als die rhodesische Patrouille die Uferböschung herunterkam, sah sie ein Maschinengewehr, das zwischen ein paar toten Basutos allein auf die Zulus feuerte, und warf es um.

Norwegischer Meister

In der Landschaft hinter Bergen fuhren zwei Skifahrer, jeder auf der anderen Seite eines kleinen Waldes, ab. Sie kamen fast zur gleichen Zeit an den Scheitel des Buschdreiecks und hielten an.

Sie schwangen ab, zogen die Nasenklappen weg und betrachteten sich.

Zwei junge, breite Gesichter in grauen, heruntergezogenen Kappen hielten ihre Augen fest aufeinander. Dann sah der eine auf die Rehspur, der er folgte, nickte und wollte weiter.

„Bist du Egil Torgersen?“

„Ja!“

„Du bist der neue Förster?“

Der junge Bursche im blauen Sweater nickte.

„Ich bin Fin Mazeng. Wieviel Kilometer machst du am Tag?“

„Im Revier dreißig. Willst du noch etwas wissen?“

„Ich mache vierzig.“

„Du bist der Postmann,“ sagte Egil Torgersen, „und hast nicht viel an dem Papier zu tragen.“

Die beiden Jungens sahen sich mit ihren harten Augen wieder an.

„Bist du aus Bergen?“

„Nein, ich komme von den Lofoten“, sagte der Förster.

„Vom Dorschfang“, sagte Fin Mazeng und lachte.

Er sprang um und fuhr vergnügt nach links ab. Von der Fischerinsel kommen und ihn mit seinen Briefen aufziehen wollen! Fischköpfe konnte er vielleicht räuchern, Senkblei auswerfen, nach Tran riechen, aber keine vierzig Kilometer machen!

Egil Torgersen war mit rotem Kopf stehen geblieben. Der Kerl hatte ihn mit den Dorschen aufgezogen. Es gab kein schlimmeres Schimpfwort. Warum diese Leute auf Schneeschuhen die Fischer eigentlich verachteten? Weil es warm auf den Lofoten war? Weil die Schafe im Winter im Freien blieben? Weil man von Januar bis April hinausfuhr, den „Torsk“ zu fischen, der fünfzig Meter tief zum Laichen zu den Inseln von Flakstado, Moskeneso und Vestvaago kam? Welch ein armseliger Beruf war es dagegen doch, Briefe in die Gebirgshöfe zu tragen! Egil Torgersen hatte gesehen, wie zehntausend Fischer an den tausend Fuß hohen Felswänden der Schären und Holmen vom Weststurm überrascht wurden und bei Mitternachtsbeleuchtung unter einem grauen Mond über den Sund nach dem Festland zu kommen suchten! Komische Kerle hier im Süden. Sie glaubten einfach nicht, daß ein Mann von den Fischerinseln ihren

Sport machen könne. Dabei hatten sie so wenig Gründe für ihren Hochmut, daß man Mitleid mit ihnen haben mußte. Aber es war doch langweilig, dasselbe Mißtrauen immer wieder zu sehen.

Wenn sich die beiden nun auf ihren täglichen Routen trafen, nickten sie sich zu, hielten aber nicht mehr an.

„Egil," sagte eines Tages der alte Olsen, der den Jungen von den Lofoten, wo er selbst als Sportsmann gefischt hatte, mitgebracht hatte und zum Spaß, wie man Forellen aussetzt, in seine großen Wälder gesteckt hatte, „ich habe dich neulich an der Waldschanze geschen. Wenn du Urlaub nach Holmenkollen haben willst, kannst du hinfahren. Guten Tag."

Das war im Januar. Fin Mazeng, der Briefträger, war nicht wenig erstaunt, als Egil Torgersen mit auf das Schiff stieg. Der „Dorsch" fuhr mit nach Oslo. Er war also nicht nur dumm, sondern auch verrückt.

Das norwegische „Derby" auf Skiern ist ein Nationalfest wie das englische auf Pferden oder das amerikanische mit Baseball. Unter hundert jungen Leuten, die da vor ihre Nation traten, waren immer zwei Dutzend Unbekannte, die jedes Jahr irgendwo her kamen, und von denen jedes Jahr einer zur Verblüffung der Zuschauer den Damenpreis oder den Königspreis an sich riß.

Unter den Leuten, die zum Startauslosen erschienen, war Egil Torgersen derjenige, welcher

Oslo als eine südliche Stadt am meisten empfand. Er war vom achtundsechzigsten auf den sechzigsten Breitegrad heruntergekommen. Er stand in der Sonne und wartete, daß der Langlauf anfing.

„Hast du schon ein Rennen gelaufen?“ fragte ein Offizier, der eine Liste hielt.

„Nein. Ich komme von Magnus Olsen.“

„Na, guten Morgen,“ sagte der Offizier, „das ist ja ein Sportsmann.“

Er erhielt eine sehr späte Nummer: 208. Fin Mazeng hatte Glück. Er hörte ihn aufrufen und sah ihn mit dem Nummernschild 16 aus dem Tor losziehen, das aus zwei Stämmen und einer dazwischengespannten gelben Flagge bestand.

Der Briefträger war im Vorteil. Er brauchte nicht zu spuren und konnte bei Zeit zurück sein, ehe der Schnee weich wurde und er neu wachsen mußte. Das machte leicht zwei oder drei Minuten, und er gönnte dem Dickkopf, der Papier auf den Höfen herumtrug, eigentlich keinen Erfolg. Das war nicht sehr anständig. Aber es war noch weniger anständig, einen Mann aus den Lofoten Dorsch zu nennen.

Er schaute genau hin, wie Fin Mazeng loszog. Er sprang wie ein Gaul los und nicht wie ein Mann und stieß die Stöcke links und rechts wie Trommelschläger herunter. „Er hätte Fischer werden sollen,“ dachte Egil, „er harpuniert ja den Schnee.“

Anderthalb Stunden stand er am Start mit seiner Nummer vor der Brust. Es kam ihm alles so glänzend vor, so viele Menschen, so viele Frauen und

Automobile und Bäume. Zu Hause kamen manchmal fünftausend Menschen auf die Insel, schliefen in Baracken an den Wänden auf Bänken und waren hinter den Fischzügen her, die der Atlantik aus seinen tiefsten Stellen ausspie. Es roch nach Eingeweide von Fischen und pulverisierten Dorschköpfen. Und dann hingen Millionen steife, aufgeschnittene Dorsche an Drähten über all den Felsenrücken und klapperten eine tolle Musik über den Sund, wenn unter der Mitternachtssonne ein Gewitter heraufkam.

„Schnall an", sagte der Offizier.

„190", rief es am Start.

Als sein Name und die Nummer herauskam, ging er los. Er lief nicht, sondern ging nur in die Knie und glitt nach vorn. Die Schenkel spannten sich prächtig, es gab ein Mordstempo und der Mann rührte sich dabei kaum. Mit den Stöcken machte er langsame Kreisschläge. Er hielt nur damit Balance.

„Komische Technik", sagte der Offizier zu einem weißblonden Mann in einer Windbluse und ohne Kopfbedeckung. „Dabei Anfänger, Rysdeal."

„Das gibt es", sagte der Weißblonde mit dem kleinen Flugzeug auf dem Ärmel. „Ich habe Leute gesehen, die besser flogen als ich, sobald sie den Motor und so weiter mal endlich kapiert hatten."

„Das glaube ich nicht, daß sie besser flogen als Sie, Rysdeal."

„Sie hatten nur keinen Erfolg", sagte der Flieger und zuckte die Achseln.

Fin Mazeng spurtete durch. Er überholte eine ganze Menge Leute, die er aus der Spur herausschrie. Fahne auf Fahne sah er im Schnee vor sich, hinter sich, vor sich. Neun Minuten Differenz bis zum ersten Starter hatte er vor sich. Er hatte 3 schon überholt. Auf einem kleinen Hügel sah er 6. Bei der Abfahrt kam er an ihm vorbei. Im Wald hängte er die anderen ab. Zwei mußten sich verloren haben, obwohl nichts leichter war, als die Spur im Wald behalten. Fähnchen auf Fähnchen kam ihm entgegen. Es fehlte nur noch 1. Eine Minute nach ihm kam er durchs Ziel, ausgepumpt und klatschnaß. Er war wie eine Maschine, die ausgefahren wird, durchgelaufen.

Egil Torgersen hatte Pech. Die Sonne machte elend heiß und er konnte auf dem lahmen Schnee lange nicht die Geschwindigkeit machen wie morgens, wo der Schnee an den Brettkurven noch körnig knirschte. Mit dem Wachsen ging es anständig — er kam ohne Abschnallen durch. Witzig war es auch, hinter Männern wie sonst hinter dem Fuchs oder einem Bock herzumachen. Eine nette Jagd.

Manchmal sah er dreißig Leute einen breiten, weißen Berg hinaufkleppern. Sie liefen genau wie Tiere, eine Art Galopp. Von unten sah es verzweifelt aus, wie sie gebückt die Beine warfen und die Stöcke in den Schnee stachen. Der Förster schob den Berg ziemlich so hinauf wie auf der flachen Strecke, ein langsamer Dreierschritt, der gemütlich aussah, aber furchtbar Raum fraß.

Die letzten fünf Kilometer machte er mit einem einzigen Stock, weil der linke Teller plötzlich losging. Na also. Er kam anständig durchs Ziel. Seine Zeit ging am Mast auf. Er hatte nicht viel Vorstellung davon, ob er gut oder schlecht gelaufen war.

„Du bist ganz trocken, Junge, was?" sagte der Mann, der mit dem Offizier am Start stand und ein Tier auf dem Arm hatte.

„Na, ziemlich trocken. Welche Zeit hat denn Fin Mazeng?"

„Sehr anständige Zeit, Junge. Zwei Minuten 48,9 mehr als du."

„Na, schön."

Abends im Quartier erst hörte er sagen, ein Dorsch hätte die beste Zeit gemacht. Er war der Dorsch. Die beste Zeit — er wurde ganz rot. Der Dorsch ärgerte ihn beträchtlich.

Am nächsten Tag stand er in Holmenkollen auf der Schanze und wackelte mit den Knien vor Furcht, wie all die anderen auch, selbst die Kanonen Thorleif Haug, Niels Hansen, Marius Eriksen.

Diesmal kam er früh in der Serie dran.

„Sechzehn."

Ein Megaphon bellte. Eine Startfahne senkte sich am Absprungbock. Unter sich sah er Tannenwälder, Christiania, den tiefen, blauen Fjord mit Bygdö, Nackholm, Hovedö, sogar weiße, kleine Schiffe.

Die Musik fing an zu schmettern. Er ließ los, setzte sich in die Knie und sauste den Anlauf hin-

unter. Dann kam der Bock. Egil Torgersen war in Schnellzugsgeschwindigkeit, als er ihn verließ. Tief unter ihm brach die weiße schmale Erde wie ein Streif ab. Er schoß über die Tannenwälder und den Fjord in die Luft, wuchs auf den Knien gerade hoch, schleuderte sich noch höher und hing, die Arme nach vorn gestreckt, wie ein schräg gestelltes Geschoß, mit dem Kopf nach unten gegen die Erde hin.

Fünfzigtausend Menschen brüllten, als er auf den Boden aufkam, stand und mit an den Hüften anliegenden Armen in den Auslauf ging.

„Wo hast du die Technik her?" fragte ihn der Mann mit dem Vogel auf dem Ärmel. „Ich heiße Rysdeal." Er gab ihm die Hand.

„Guten Morgen. Na ja, ich weiß nicht."

„Bist du schon viel gesprungen?"

„Nur beim alten Olsen."

„Im Wald? Mit d e r Vorlage? Junge," sagte Rysdeal, „mit d e r Vorlage habe ich noch niemand springen sehen. Paß auf."

„Na, es geht schon," sagte Egil, „ich komme von den Lofoten."

„Das ist nett. Guten Morgen."

Glücklich kam Egil Torgersen wieder oben auf der Schanze an. Rysdeal hatte sich nicht über ihn lustig gemacht. Nun wollte er es dem Briefträger schon zeigen.

„Guten Morgen", sagte er zu Nummer 12. „Ist das der Flieger da?"

Er deutete auf Rysdeal.

12 nickte.

„Amundsen", dachte Egil, „und Rysdeal. Das waren zwei Leute. Der König ist auch auf der Tribüne. Rysdeal hatte die Lofoten gelobt und ihm die Hand gegeben."

Er sprang noch einmal. Diesmal lag er so nach vorn, daß er auf seinen Skiern hätte schlafen können. Kein Mensch glaubte, daß er ohne gebrochene Knochen ankäme. Aber er warf sich beim Aufkommen zurück. Kein Ski hatte im Sprung geflattert. Er war wie ein Monument geflogen, wie ein Monument, das stürzt.

„Wo hat der Kerl das her?" fragte der Offizier mit der Liste.

„Reine Natur," sagte Rysdeal, „auch im Stil."

„Und Begabung."

„Nein," sagte Rysdeal lachend, „und Charakter."

„Vier Meter weiter", rief der Offizier, der die Tafel fixierte, auf der das Resultat kam.

„Teufelskrone," sagte Rysdeal, „dann gibt es die Meisterschaft."

Der König gab Egil Torgersen an diesem Tag noch die Hand, die Königin, viele Herren aus dem Parlament. Am nächsten Morgen stand in allen Zeitungen der Welt sein Name. Er war dicht hinter Torleif Haug gesprungen, also der zweite Springer von Norwegen, aber mit der besten Zeit im Langlauf ergab die Kombination für ihn die Meisterschaft.

Als er aufs Boot kam, war auch Fin Mazeng wieder an Bord, um nach Bergen zurückzufahren. Sie sagten nichts zueinander.

Morgens kamen die grünen Bäume von Bergen aus der Bucht und darüber standen die sieben Berggipfel, die den Fjord umrahmten.

„Also, Egil Torgersen, ich gratuliere dir", sagte der Briefträger.

„Danke dir sehr."

„Es war sehr gut", sagte Fin Mazeng ohne Neid. „Ich seh dich jetzt wieder öfter im Wald."

„Ich glaube nicht", erwiderte Egil Torgersen und stieg aus.

„Nun, das hast du ja gut gemacht. Bist der größte Mann jetzt unten in Oslo", sagte der alte Olsen und stand auf, als der Förster in das Haus hereinkam.

„Guten Tag, Magnus Olsen. Ja, das habe ich gemacht. Rysdeal hat mir die Hand gegeben, Herr, und der König und die Königin und die Regierung. Und ich stehe in allen Zeitungen."

„Ja, es erstaunt mich, daß du wieder heraufgekommen bist nach Bergen. Haben sie dich nicht in Oslo behalten wollen?"

„Doch. Ich bin aber hergefahren, herauf wieder, weil ich meine Skier hier abstellen muß. Denn ich will auf die Lofoten zurück, wenn es Ihnen recht ist, Herr."

„Na ja," sagte der alte Olsen, „na ja, ich war ja auch oben. Dummer, blöder Junge. Guten Morgen."

Bordell in Beyrout

In Beyrout versuchte ich einmal etwas zu sehen, was mir im ganzen Orient nicht gelungen war. Abends um sieben ging ich mit meinem drusischen Chauffeur in das Bordellviertel.

Wir klopften an und frugen: „Sind Tänzerinnen drin, was?“

Einmal sagte jemand „Nein“, einmal sagte jemand „Ja“. Aber es war dann nichts, wenn Halji genauer nachforschte. Dann waren die Mädchen nicht richtig ausgebildet oder sie hatten leider etwas von einem Charleston aufgeschnappt und wollten uns da Varieté vormachen.

Die Besitzerinnen, mit denen wir sprachen, dachten immer: „Sind die Männer mal drin, sind sie drin.“ Und an jeder Tür gab es dasselbe Palaver.

„Es hat keinen Zweck,“ sagte ich zu Halji, „du kannst nicht Wort halten. Ich habe es dir gleich gesagt.“

Halji legte die Spitze seiner langen Hand auf meinen Arm.

„Wo kann ich Sie treffen?“

„In der Schwimmanstalt.“

„Sie werden sehen, daß ich Wort halte."

Beyrout ist eine phantastisch orientalische Stadt und seine Slums sind recht interessant. Es ist dabei nicht so, wie eine österreichische Zeitung einmal schrieb, die Stadt sei unterkellert und bestehe aus organisierten Verbrecherbanden. Dieser Korrespondent war nie hier, und Keller und Verbrecher gibt es in jedem Hafen. Aber es gibt eine Menge noch geheimnisvollerer Dinge, zum Beispiel sechsundneunzig Zeitungen und drei Universitäten und Telephonanschlüsse, die fünfhundert Dollar kosten.

Am einen Ende von Beyrout zieht der Strand sich zart hin wie eine Augenbraue, unsäglich mild im Schwung. Da stehen Felsen, deren durchlöcherte, meerdampfende Obeliske an Biarritz erinnern, wenn man sich die Silberküste der Gascogne verhundertfacht an Wucht und Leuchtkraft vorstellt.

Auf der anderen Seite steht, wie aus Zahnstochern gebaut, schwankend, ein elastisches Gerüst, die arabische Badeanstalt, von der pfeilgerade braune und schwarze Körper ins Meer sausen.

Es gingen bereits, furchtbar tief, die Sterne über dem Meer auf, als Halji schließlich ankam. Ich saß oben, nach der anderen Seite zugewandt, auf einem Balken, und blickte auf das Gebirge hinauf, das teils Schnee, teils den Duft von Wäldern trug.

„Esma," sagte Halji, der jetzt nackt auf meinen Mast heraufgekrochen kam, atemlos, „ich habe es arrangiert."

Ich aß den Abend im Hotel „Monopol" mit Gor-

mann, der ein Haus in Stambul besaß und für eine Schiffahrtslinie die Küste herunterfuhr, um ihre Agenturen zu besichtigen. Es war ein Deutscher alten Typs, der sein Vermögen verloren hatte und im Krieg Hafenkommandant von Beyrout war, ein Weltmann, der aus persönlichem Schicksal und infolge des Verlustes seines Geldes sich dem Whisky schon früh morgens in die Arme warf — kurz, dem die Welt nicht mehr gefiel.

Uns am Tisch gegenüber dinierte ein Oberst der Armée du Levant, der eine halbarabische Frau hatte, die mit der rechten Hand die Gabel hielt und mit der linken einen Säugling stillte, der sicher zwei Jahre alt war, die braune Brust mit beiden Händen umklammert hielt und brüllend daran trank.

„Kommen Sie mit?" fragte ich nach dem Kaffee.

„Ich sage Ihnen, Sie werden kein Glück haben", meinte Gormann verbissen, nahm aber seinen Hut und ging mit. Halji führte uns erst noch am Meer hin, um uns einen Schluck frische Luft zu gönnen.

Das Bordellviertel besteht aus alten Karawansereien, die um einen dachlosen Hof herum gebaut sind. Die Häuser sind einstöckig und haben ein flaches Dach mit einem dünnen Gitter darum.

Die Mädchen saßen auf den Altanen, die in die Luft hinausragten, und zwitscherten wie Vögel.

„Esma — Esma", riefen die Mädchen und hielten ihre Zigaretten zwischen den hennaroten Nägeln auf die Straße hinunter.

Halji blieb stehen und klopfte. Eine Sudanesin saß gegenüber auf dem Balkon, die sich mit Rot im Gesicht emailliert und die Haare hellblond gefärbt hatte. Zwischen ihrem beigefarbenen Strumpf und ihrem rosa Seidenhöschen zeigte sie uns gelassen ein Stück ebenholzschwarzen Oberschenkel.

Daneben saß eine weißgekalkte Alepponin mit falschen Augenbrauen und riesig gemaltem Purpurmund, eine Zigarette im Mundwinkel, und betrachtete im Spiegel ihre Zunge. Sie trug ein silbernes Abendkleid.

Dahinter stand über der Brüstung ein schmächtiges Arabermädchen, das abwärts vom Gürtel einen dunklen Schal trug, aber vom Gürtel aufwärts nichts hatte als einen seidenen Fetzen über dem Gesicht. Ihre Hand mit den langen, überzüchteten Fingern hielt eine Zigarre. Es war eine richtige Laterna Magica. Fast poetisch in der Mondnacht mit den Baumwipfeln dahinter.

Halji klopfte zum zweitenmal an eine große Holztür, in welcher ein Gitter aus Eisenstäben eingelassen war.

„Hier, Herr."

Wir konnten zu dritt durch die Stäbe eine Vorhalle sehen, in der sechs Weiber saßen, drei links, drei rechts. Keine rührte sich. Als Halji zum drittenmal klopfte, kam eine Weiße mit verteufelt schrägen Augen aus dem Hintergrund und machte auf.

Eine französische Unterhaltung mit mir:

„Sie wollen die Tänzerin?“

„Ist sie da?“

„Ja. Kommen Sie herein.“

„Eine ausgebildete orientalische Tänzerin?“

„Glauben Sie mir ruhig“, sagte sie lachend.

Wir gingen hinein, zwischen den sechs Mädchen durch, vorbei an einem angeklebten Anschlag: „Maison de tolerance consignée à la troupe“, vorbei an dem Reglement in vier Sprachen mit der Unterschrift der Republik Libanon, vorbei an zwei aufgeschlagenen Teppichen und hinein in einen kleinen Hof.

„Ich möchte keine Zeit verlieren“, sagte ich. „Sie können mich wörtlich verstehen. Ich will einen Bauchtanz sehen.“

„Nichts weiter?“

„Ich will einen nackten Bauchtanz sehen.“

„Das ist eine Kleinigkeit.“

„Sagen Sie das nicht“, sagte ich. „Sind Sie Syrerin?“

„Französin“, erwiderte sie gekränkt. „Aus Nizza.“

Im besten Fall war sie aus Marseille und von einem tonkinesischen Vater. Sie sprach das „r“ nicht so rollend wie die Araber.

„Maila — Ma—i—la“, rief sie in den Hintergrund.

Wir standen in einem kleinen Patio, um den im Viereck ein Verschlag mit Kabinen gebaut war. Wir sahen vier Türen uns gegenüber. Auf unserer Seite waren drei. Ringsherum lief eine Bank, die mit

Tüchern belegt war. Über uns sackte der Sternhimmel so tief herunter, daß man die Sterne hätte in die Hand nehmen können.

„Sie müssen einen Augenblick warten. Sie ist beschäftigt", sagte die ‚Patronne', die jetzt leise anfing, ihre eigenen fünfundzwanzig Jahre kokett zu zeigen.

„Es hat keinen Sinn, daß Sie mich mißverstehen," sagte ich und betrachtete die sechs Goldzähne in ihrem Unterkiefer, „wir wollen keine Mädchen kaufen, wir wollen einen nackten Bauchtanz sehen und dann nach Hause gehen."

„Sind Sie ein Engländer?" fragte sie. Unser Anliegen kam ihr verrückt vor. Aber ‚Engländer' ist im Orient Erklärung für jede Tugend, für jedes Laster. „Einen Augenblick." Sie lief hinaus in das Vorzimmer, wo ihr Harem saß, um durch das Gitter gemustert werden zu können. Sie erzählte ihnen lange alles. Eine Minute später waren drei von den Mädchen bei uns. Sie stellten sich freundlich vor uns auf. Aber es war schwer, sich mit ihnen zu unterhalten, weil die beiden Tscherkessinnen taubstumm waren. Sie waren fast noch Kinder. Zuerst dachte ich, man hätte ihnen die Zunge herausgeschnitten.

„Mach den Mund auf", sagte Halji.

„Mach den Mund auf", sagte ich.

Sie starrten uns an.

„Es hat keinen Zweck," sagte Gormann, „sie sind doch taub."

Die dritte war so dick wie ein Elefantenkalb. Es war eine Drusin von sechzehn Jahren, bewegte sich aber ganz leicht und graziös. Sie war wie aus Gummi aufgeblasen, recht zart in ihrem Fett und mit weichem Pfirsichteint und schwärmerischen Mandelaugen begnadet. Wenn man sich nur eine Viertelstunde mit ihr unterhielt, wurde sie schon bildhübsch.

„Willst du die Tänzerin?" sagte sie.

„Tanzt sie gut?"

„O."

Die beiden Taubstummen bekamen mit Bewegungen noch einmal klar gemacht, was wir wollten. Sie lachten und gestikulierten unter sich wie Taschenspieler. Beide hatten rosafarbene Strümpfe und dicke Filzpantoffeln an. Um den Hals ein rosa Tuch.

„Hé—Hö—Hein—Hé", riefen sie an der zweiten Tür uns gegenüber, während sie wie Frösche im Hof herumhüpften.

„Maila arbeitet . . . sehr schön", sagte die Drusin.

„Malesch . . ." erwiderte Halji mit einer Bewegung der Verachtung. Sie sah ihn von der Seite an.

„Bist du auch ein Engländer?" fragte sie ihn erstaunt. Halji sah sie ärgerlich an. Für einen Drusen war es kein Kompliment, für einen Weißen gehalten zu werden.

In diesem Augenblick ging die Tür uns gegenüber endlich auf, und ein Mädchen in schwarzem, kurzem Hemd, mit einem Eimer in der Hand, lief

über den Patio in einen offenen Waschraum nebenan. Kurz darauf verließ ein Türke mit einem roten Tarbusch die Kabine und ging mit dem Fliegenwedel in der Hand pfeifend an uns vorbei und auf die Straße hinaus.

Maila kam zurück und wurde von der ‚Patronne' angehalten. Sie sprachen nur zwei Worte. Dann wurde aus dem Vorzimmer ein verschlafenes armenisches Mädchen im Burnus gerufen, die den Dolmetsch machte.

„Sag ihr, daß sie tanzen soll", sagte die ‚Patronne' arabisch.

Maila stellte, als sie das armenisch gesagt bekam, den Eimer hin und sah uns an. Sie hatte sehr dünne Beine und Arme und einen schmalen, reizvollen Körper. Der Kopf war ziemlich jung, schon verwüstet, aber in den Zügen wundervoll. Breite Backenknochen in einem schmalen Gesicht, breites Kinn, eine entzückende Stirn und gewaltige Augen.

„Sie ist müde", sagte das dolmetschende Mädchen arabisch.

„Sag ihr, sie muß tanzen."

„Ja, sie wird tanzen, aber sie kann es nicht ohne Musik."

Maila sah uns an, wie man einen Eckpfosten ansieht, nahm ihren Eimer und ging in ihren Raum.

„Haben Sie Dollars?" fragte die ‚Patronne'.

„Was kostet die Musik?"

„Drei Dollars."

„Zwei Dollars mit dem Tanz", sagte Gormann.

Die ‚Patronne' lächelte uns an, wir spielten mit den Spazierstöcken. Darauf ging sie hinaus und schickte ein Mädchen weg, Musik zu holen.

„Es dauert fünf Minuten," sagte sie, „kennen Sie Nizza?"

„O gewiß", sagte ich und bot ihr eine Zigarette an.

In diesem Augenblick kam ein Araber ohne Kragen mit dem Fes und verlangte Maila. „Es dauert nicht lang", sagt die ‚Patronne', als er in der Tür zu ihrem Verschlag verschwand.

Die Musik kam nach fünf Minuten wirklich, drei wilde Knacker mit einer Zupfgitarre, einem Tamburin und einer Trommel. Sie setzten sich auf die Erde und begannen die monotone Musik des ganzen Orients, spitz, übertrieben, einschläfernd, grell — eine Musik, die einem am Anfang immer quält und langweilt, aber nach zehn Minuten schon fast unnatürlich aufregt.

Maila erschien, wieder nur im kurzen schwarzen Hemd, mit dem Eimer in der Hand, nach einer Weile und stürzte wieder zurück.

„Wir machen dem Kerl auch noch Musik," sagte Gormann, „schmeißen Sie jetzt den Hund hinaus."

Die ‚Patronne' klopfte an Mailas Tür. Keine Antwort!

„Ach, du bist ein Druse", hörte man in der plötzlichen Stille das dicke Mädchen zu Halji sagen. Sie sah ihn vielsagend an. Die Drusen hatten vor einem halben Jahr um ein Haar die Franzosen

ins Meer geworfen, und wenn die deutschen Fremdenlegionäre sie nicht herausgeschlagen hätten, wäre die „Armée du Levant“ ein Haufen Knochen.

„Willst du nicht . . .“ sagte sie und sah auf ihre Socken, die bis zur Hälfte der Wade gingen. Aber Halji hob den Zeigefinger und führte ihn langsam von rechts nach links. Er wollte nicht.

Die Musiker fingen nun an, einem rasend zu machen. Immer stach derselbe kurze Rhythmus wieder in die Luft, überschlug sich wie eine Singstimme und begann von neuem. Die Kerle kamen in Tempo und der Tamburinmann blies jetzt auf einem Kürbis.

„Wenn das Mädchen nun nicht sofort kommt,“ sagte ich, „gehen wir weg und lassen keinen Dollar für die Musik da.“

„Einen Augenblick“, rief die ‚Patronne‘ und sauste diesmal durch die Tür hinein und schrie drin mit dem Mädchen herum, das ihr Arabisch doch gar nicht verstehen konnte.

„Es ist gut. Warten Sie eine Minute“, sagte sie trotzdem, als sie wieder herauskam.

Maila erschien auch gleich, lief zum drittenmal im kurzen Hemd über den Patio, kehrte zurück und würdigte uns dabei keines Blickes. Sie ließ nun aber ihre Tür offen. Wir sahen in ihrem Wandspiegel, wie der Araber sich bei ihr anzog. Er spannte die Hosenträger über, kam heraus und setzte sich auf der anderen Seite auf die Bank.

Mailas Toilette entzog sich dem Spiegel.

Es dauerte eine Weile, während der die Musik schon heulte.

Dann kam Maila heraus in einem europäischen schwarzen Abendkleid bis zu den Knien, schwarzen Lackschuhen, schwarzen Seidenstrümpfen, nackten Armen und mit einem schwarzen Band um die Stirn.

Sie fiel fast sofort in Trance. Es ging wie ein Schlag über das Gesicht, die Augen versanken, der Mund löschte aus. Der Körper wurde neutral, die Beine rückten vor, automatisch, gespannt, aber ohne Ausdruck, nur der Bauch lebte, fieberhaft, überrollt von Bewegung.

„Halt," sagte ich, „nackt."

Halji rief der Musik, still zu sein.

„Sag ihr, sie soll nackt tanzen", schrie die ‚Patronne' das dolmetschende Mädchen an. „Diese Weiber sind zu dumm", sagte sie zu Gormann und zuckte die Achseln.

„Sie will nicht", sagte nun die Armenierin.

„Warum?"

Es gibt Dinge, die man nie verstehen wird. Das Mädchen, das dolmetschte, fragte Maila diesmal gar nicht. Es machte eine beinah hoheitsvolle Bewegung der Ablehnung mit der Hand.

„Was kostet das Mädchen für einen Araber?" fragte ich, um die Sache kurz zu machen.

„Einen Dollar", sagte die ‚Patronne'.

„Frag die Drusin", sagte ich zu Halji.

„Einen Vierteldollar", sagte Halji, nachdem er mit der Dicken ein paar Worte gewechselt hatte.

„Sag ihr, daß ich ihr fünf Dollar gebe, wenn sie nackt tanzt."

„Ich will es ihr sagen", erwiderte die Armenierin.

Maila stand ruhig da, einen Fuß genau vor dem anderen, genau wie sie ihre ersten Tanzschritte unterbrochen hatte. In der Hand hielt sie fest ihre Kastagnetten.

Sie schüttelte den Kopf.

„Geben Sie ihr Prügel," sagte Gormann zur ‚Patronne', „aber sie wird es doch nicht tun."

„Zehn Dollar", sagte ich zu der Armenierin. Sie wandte sich ruhig um und sagte es Maila. Maila schüttelte den Kopf.

„Hören Sie," sagte ich zu der ‚Patronne', „für dasselbe Geld können zwanzig dreckige Hafenkulis das Mädchen haben. Bei uns braucht sie nur fünf Minuten dafür zu tanzen."

„Sag ihr," schrie die ‚Patronne' aufgeregt die dolmetschende Armenierin an, „daß sie die zehn Dollar für sich allein haben wird, wenn sie tanzt."

Das Mädchen biß sich in die Lippen und sprach wieder mit Maila. Umsonst.

„Dreißig Dollar", sagte ich.

„Du bist verrückt", sagte die ‚Patronne' wütend und ballte die Faust vor dem Mädchen.

Die Taubstummen kamen mittlerweile durch den Spektakel in Ekstase und fingen vor Erregung an, sich auszuziehen.

Ich winkte Halji. Der Druse zog ihnen ein paar Püffe über und sie schoben sich ärgerlich ins Vorzimmer zurück.

Maila sah mich immerzu an mit einem Ausdruck von Haß und Zorn, der ihr Gesicht sehr hübsch machte. Er war derselbe Ausdruck, mit dem ein weißes Mädchen ihre Unschuld verteidigt.

Diese Mädchen haben alle noch viel von den Tieren, auch die Anmut und die Empörung. Sie haben auch ähnliche Bewegungen bei dem, was ihnen natürlich oder was ihnen unnatürlich scheint.

Sie stand da wie eine beleidigte Katze und hätte jedem von uns am liebsten ein Messer in den Mund gesteckt.

„Jallah ...“ sagte ich und winkte ab, „sie soll angezogen tanzen. Awam ... aber rasch.“

Maila packte ihre Klappern zwischen Daumen und Handballen, zog einen ihrer stahlharten, dünnen Schenkel vor, dann hackte sie das andere Bein weiter nach vorn und schloß darauf ihr Gesicht wie eine Nachtrose zu. Dann kreiste sie achtmal um den Patio. Die Taubstummen, die ballondicke Drusin, die Türkinnen und die Armenierin schauten zu. Die drei Musiker saßen regungslos auf ihren Fersen und spielten ihre Schlangenbeschwörermusik immer rascher. Maila konnte kaum folgen. Sie war eine reizvolle Tänzerin. Aber so tanzen hatte ich es schon oft gesehen und noch viel toller.

Ich hatte in der schwarzen Wüste von Transjordanien ein Hochzeitsfest gesehen, wo eine Bauch-

tänzerin eine ganze Nacht lang mit einem Schwert ein Dutzend Kriegsbeduinen so aufregte, bis die Kerle mit Schaum im Mund auf sie zustürzen — worauf die Tänzerin sie jedesmal mit dem Schwert zurücktrieb. — Ich habe nie etwas Wilderes und Erregenderes an Tanz gesehen. Doch auch diese Tänzerin war streng verhüllt gewesen.

Ich stand jetzt mit dem Gefühl auf, zum hundertstenmal hineingefallen zu sein. Ich winkte der blonden ‚Patronne'.

„Hat Maila Sie ganz richtig verstanden? Ich habe das Mädchen nicht kaufen wollen. Ich habe sie auch nicht nackt sehen wollen. Ich will nur den Bauch beim Tanzen nackt sehen. Fragen Sie noch einmal."

Während wir zum Ausgang hinausschoben, gab es hinter uns ein großes Charivari. Die Weiber kreischten durcheinander wie ein Papageienwald.

Ich drehte mich um. Da stand Maila ruhig, in kalter Wut, und schüttelte den Kopf.

„Es tut mir leid", sagte die ‚Patronne' ärgerlich und begleitete uns in den Vorraum. Ich nahm zwei Dollarnoten, sagte freundlich „Guten Abend", zahlte und ging hinaus. Mehr als zwei Dollar war die ganze Geschichte nicht wert.

Mit ein paar Schritten waren wir am Meer. Beyrout hat so viel Feuchtigkeit, obwohl es niemals regnet, daß man einen Rock oder Hut, wenn man etwas Derartiges hier benutzt, abends ruhig über einem Eimer auswringen kann, solche Wasser-

menge saugt es auf. Dazu ist es oft zehn Grad heißer als in den Tropen.

Kaum waren wir aus den fürchterlich heißen Höfen und Gassen heraus, als wir den Strand wie eine Silbermähne in einem kolossalen Zauberlicht sich schütteln sahen.

Ganz oben auf einer langen Düne tänzelte ein Senegalese auf einem Schimmel. Sein roter Turban und sein schwarzes Bronzegesicht standen mit denkmalhafter Gelassenheit vor dem Meer.

„Hol das Auto", sagte ich Halji.

„So ist der wirkliche Orient", sagte Gormann, der sich auf einen arabischen weißen Grabstein setzte, „der Orient läßt sich nicht zwingen, auch nicht mit dreißig Dollar."

„Dreißig Dollar bedeuten einhundertzwanzig Hafenkulis, mit denen das Mädchen schlafen muß", erwiderte ich und setzte mich neben Gormann auf den Grabstein, auf den Wüstenbeduinen kleine Fahnen gesteckt hatten, und auf den sie ihre Reliquien niedergelegt hatten, ein altes Gebiß und eine Makrelenbüchse.

„Und doch hat sie nicht nackt getanzt", sagte Gormann. „Und doch schläft sie lieber mit fünftausend verfaulter Halunken."

Gormann zündete sich eine Zigarette an.

„Das Mädchen findet nichts dabei, am Tag mit dreißig Männern zu schlafen, denn sie findet auch nichts dabei, daß sie zu Mittag ißt. Sie ist so erzogen. Das Schlafen mit Männern ist für sie nur

eine Funktion. Es gibt im Orient keine illegitimen Verhältnisse, es gibt nur Heirat und Bordell. Wer kein Geld hat, zu heiraten und eine Frau legitim zu kaufen, kauft sie illegitim im Bordell. Das Bordell ist eine soziale Einrichtung wie die Heirat. Ein Unterschied ist fast gar nicht da — — aber für Sie scheint er riesenhaft zu sein. Ganz anders ist es jedoch mit dem Tanz. Sie wollen genau so ruhig einen tanzenden Frauenbauch sehen, wie Sie ein Rennpferd laufen sehen wollen. Für Sie in Europa ist das gar kein Unterschied mehr. Aber für den Orient ist das eine furchtbare Sache. Es ist aufs höchste unnatürlich, sich nackt zu zeigen. Und sogar nackt zu tanzen ist ungeheuerlich. Denn wenn auch mit einem Mann schlafen eine ordinäre und alltägliche Sache ist, so ist Tanzen etwas Höheres. Tanzen ist schon beinahe Seele. Tanzen wird so ein Mädchen niemals nackt, denn es gäbe nicht nur seine Seele, sondern auch seine Schamhaftigkeit preis. Haben Sie gesehen? Selbst wenn sie mit den Kulis schläft, trägt sie immer ein Hemd. Wie soll sie mit unbedecktem Bauch da tanzen?"

„Gormann," sagte ich, „wenn Sie mir sagen, es gäbe hier etwas, was man nicht kaufen könne, so lache ich über den Witz."

„Nein. Sie können nicht alles kaufen", sagte er verbissen und nahm die fromme Makrelenbüchse in die Hand. „Die Mädchen verstehen von Geld übrigens so wenig wie die Hunde. Sie können eine Dollarnote nicht von einer Fünfzigdollarnote un-

terscheiden. Sie kriegen Essen, Trinken, Kleider, seidene Strümpfe und Parfum, Lippenstifte und Zigaretten. Und damit sind ihre Lebenswünsche schon aus. Sie werden bezahlt, aber nicht gekauft."

Gerade näherten sich zwei abgeblendete Lichter und krochen in der Kurve die Meeresstraße am Strand herauf.

Über den beiden Scheinwerfern erhob sich das Gebirge, schlank und schimmernd in seinem Schneeduft und seinem Wälderbrodem, und ich sah, wie Gormanns Jägerblick sehnsüchtig hinaufglitt an den Prärien, in denen die Geparden und Bären standen.

Alle vernünftigen Menschen fahren nachts im Auto in den Libanon spazieren. Es ist die einzige Möglichkeit, kühl zu haben.

Als Halji das Auto vor uns bremste, um uns durch die Pinienallee auf tausend Meter Höhe hinaufzubrausen, nahm ich ihn mir vor. Auf Trense und Kandure.

„Halji, du bist kein Gentleman, sondern ein Hund, von dem sich sein Vater bei der Geburt vor Entsetzen abgewandt hat."

„Warum, Herr?" frug der Druse und wandte den Kopf, so schräg es eben ging, ohne das Volant loslassen zu müssen.

„Du hast es auf dein Wort genommen," sagte ich, „daß ich heut abend einen nackten Bauchtanz sehe — du hast dich lächerlich blamiert."

Halji zögerte einen Augenblick. Dann knipste er die Zündung an.

„Malesch ...“ sagte er darauf, das Wort, das jeder Araber hundertmal am Tag benutzt, um Unabwendbares gelassen an sich ablaufen zu lassen.

Dann gab er Gas und sah wieder über die Schulter zurück.

„Herr,“ sagte er dann, während er schaltete, „ich habe nicht geglaubt, daß du sie wirklich nur nackt tanzen sehen wolltest.“

Baut Otto H. Kahn den Apollotempel in Delphi auf?

Mittags um zwölf Uhr nahm der Schwede Larson, um nach Delphi zu kommen, in einem der dreihundert Schiffsbüros des Hafens Piräus ein Billet nach dem Hafen Itéa für den Abend um sechs Uhr. Einen Augenblick zögerte er und überlegte, ob er eine Kabine nehmen solle, blickte an den Himmel und ließ es. Die Nacht mußte warm bleiben.

Langsam ging er den Kai zurück und sah zerstreut auf den lärmendsten und tollsten Hafen der Welt. Hunderte von Segelschiffen und kleinen Dampfern lagerten in der einen Hälfte durcheinander. Der Kai machte einen Bogen, nun kam der mächtige Molo hinter der Zollstation. Da lagen die großen Dampfer des Lloyd Triestino, der Sitmar, der Cunard Line, der Messageries maritimes, der Hapag, der Russen und Rumänen.

„Konstantinopel ist eine tote Stadt," sagte sich Larson, „die Griechen haben alles an sich gerissen."

In diesem Augenblick sah er eine blitzend weiße Privatjacht in den inneren Hafen einfahren.

Fünf Minuten später stieg er in das einzig großartige Unternehmen, das Griechenland besitzt, die

elektrische Schnellbahn nach Athen. Als er an der Bucht von Phaleron vorbeifuhr, bekam er Lust, Kaffee zu trinken.

Er stieg aus. Während er sich am Strand einen Platz suchte, beschloß er schließlich, die Ausgabe zu sparen, und setzte sich in die Anlage. Er sah den langen, schönen Bogen hinunter, den die Athener mit Landhäusern und Villen besetzt haben, und war zufrieden. Über dem Meer lag eine Staubwolke, die durch die Sonne feuerrot erschien.

Nach einer Stunde sah er plötzlich wieder die Jacht zweihundert Meter vor sich Anker werfen. Sie war aus der Piräusbucht in die von Phaleron um die Landzunge herumgefahren.

Neben ihm saßen zwei Levantiner in weißen Hosen und blauen Röcken, die ihre großen Bernsteinrosenkränze drehten.

„Wissen Sie, wem das Boot gehört?" fragte einer.

„Es wird ein Kriegsschiff sein," sagte Larson, „sonst dürfte es hier nicht ankern."

„Dann müßte es Fahne zeigen."

Larson stand auf, fuhr die zwanzig Minuten bis Athen weiter und ging über den Olympieion-Platz.

Neben den herrlichen korinthischen Säulen saß ein Junge, erledigte sein Natürlichstes und versuchte dabei, sich einen Stein in den Nabel zu stecken. Zwei Schuhputzer saßen auf ihren Bänken und zogen sich gegenseitig mit ihren Stiefelbürsten Scheitel. Zwanzig Meter weiter standen drei Jungens und schossen nach den beiden anderen Gruppen

mit Katapulten. Zwischen den Säulen kamen nun ein paar Arbeiter her, zogen Schuhe und Strümpfe aus und legten sich schlafen. Einer von ihnen stand wieder auf, zog Rock und Hemd aus, rieb den Körper mit Zeitungspapier ab und zog sich wieder an.

Larson ging zweihundert Schritte weiter über den Platz nach der Terrasse des Zappion, wo zehntausend Leute auf und ab gingen und sich unterhielten, während sie mit spitzen, behandschuhten Fingern am schlaff herabhängenden Arm die Perlen ihres Rosenkranzes zählten.

Er fand diese schwarzen Menschen alle unausstehlich, ging auf den Platz vor dem königlichen Schloß, schwankte wieder, ob er einen Kaffee nehmen sollte, brachte es nicht über das Herz und ging in den Park des Schlosses, in dem die Nachtigallen sangen und die Studenten lernend zwischen Kakteen und Sykomoren auf der Erde saßen. Sie lernten laut, was Larson gefiel.

Mit der Zeit bekam er Hunger. Da er auf ein großes Schiffsdiner in der Kajüte rechnete, hatte er keinen Lunch genommen. Er überlegte, ob er ein Restaurant aufsuchen solle, aber da es in Athen keine Restaurants gibt, war die Überlegung nichtig. Er hatte sie auch nur aus Koketterie gemacht, denn was hätte ihn hindern können, auf der Place de la Constitution einen Mokka mit Kuchen zu nehmen?

Ein paar Matrosen gingen an seiner Bank vorbei und erinnerten ihn an die Abfahrtszeit. Während

er hinter ihnen her die lange „Odos stadiou“ hinunterging, ärgerte er sich, daß die hübschen Jungens Hand in Hand gingen und an frei herabhängenden Armen lange Rosenkränze trugen und Perlen zählten. „Wenig männlich“, dachte er. „Wenn sie wenigstens Spazierstöcke trügen.“ Diese Rosenkränze machten ihn stets nervös.

Eine halbe Stunde später war er am Kai. Das Schiff war noch nicht eingelaufen.

Von sechs bis ein Uhr nachts wartete er auf die Ankunft, dann ging er zornig in das Büro, gab seine Karte zurück und ließ sich sein Geld auszahlen.

Um zwei Uhr fuhr er nach Athen zurück in sein bescheidenes Hotel. Um zu sparen, hatte er sein Zimmer für acht Tage aufgegeben, das Haus war jetzt komplett, und er saß von drei bis fünf in der Halle auf einem Sofa.

Um fünf ging er zur Bahn. Es war ein Lieblingswunsch von ihm gewesen, Delphi durch den Isthmos zu erreichen. Die Unzuverlässigkeit der Schiffe hatte ihm den Wunsch zerstört. Seit sechs Wochen erlebte er hier immer denselben Kampf: die Verhältnisse um ihn herum widersprachen seinen Studien und seinen Ansichten von Griechenland.

Larson hatte einige beachtete Bücher über die Antike geschrieben, ohne dabei rein wissenschaftlich zu bleiben. Er war ein Schöngeist und las in der Stockholmer Universität trotzdem vor mehr Herren als Damen. Das neue Griechenland aber

machte ihn nervös, wo es ihm in den Weg trat.

Am Bahnhof wurde mit einer großen Glocke geläutet, worauf er sein Billet nahm. Zweiter Klasse genügte ihm, obwohl sie keinem Europäer genügt. Beim zweiten Läuten stieg er ein, beim dritten fuhr der Zug ab. Er hatte kein Gepäck, nur eine Zahnbürste, ein Handtuch und Seife und ein Hemd in der Tasche. Er wollte nicht behindert sein, falls jemand ihn einladen sollte, im Auto von Delphi wieder zurückzufahren.

Die erste Stunde der Fahrt schlief er. Seine Nachbarn sahen einen großen Mann mit scharfem, skandinavischem schönen Gesicht, einen ausgezeichnet aussehenden Mann von fünfzig Jahren, der, wenn er im Schlaf eine Bewegung machte, etwas Mädchenhaftes besaß.

Kurz vor Eleusis öffnete er seine stahlblauen Augen. Es war ein schöner Tag. Die Bucht war himmlisch amethysten. Rote Blumen standen hin und wieder am Strand und er sah darüber weg ein paar Segelschiffe vor Salamis, so hart, wie aus Glas, stehen.

Auf dem Bahnhof im Freien liefen Leute herum, die verschiedene Sachen anboten. Der ganze Zug war ausgestiegen und kaufte Wasser, an den Beinen zusammengebundene lebende Hühner, auf Porzellan gemalte Christuse, rohe Eier und am Spieß gebackene Lebern. Zwei Herren aus der ersten Klasse erstanden mörderisch dicke Fische mit starken Köpfen, die an Schwanz und Kiemen zusammengebun-

den waren, und hängten sie an die Huthalter über ihrem Kopf.

Der Bahnhofschef schellte schon zum fünftenmal, aber noch standen eine Anzahl Leute draußen, die ihre Schuhe putzen ließen. In diesem Augenblick stiegen der Lokomotivführer und sein Heizer von der Maschine und nahmen die Mützen ab.

Hinter dem einzigen Baum kamen drei hohe orthodoxe Kreuze heraus, fünf Popen folgten mit weißen Überhängen und hinter ihnen trugen vier Männer in weißen, plissierten Ballettröcken, Schuhen mit roten Pompons, bis übers Knie gehenden weißen Trikots, blauen Ärmelwesten und roten Baretts mit tief auf die Brust herunterwallender Quaste, einen Toten, der in seinem schwarzen Anzug mit wächsernem Gesicht auf einem weißen Brett lag.

Der Tote wurde die Länge des Zuges entlang getragen, er wurde so hoch gehoben, daß er in alle Coupés mit seinem scharfen Gesicht hineinschauen konnte. Die Leute, die die Schuhe geputzt bekamen, nahmen, so lange der Tote von der Eisenbahn und der Welt Abschied nahm, die Hüte ab, wohingegen die Knirpse ihre rhythmische Tätigkeit mit beiden Bürsten nicht unterbrachen.

Larson machte sich, als der Schnellzug weiterfuhr, daran, den Korridor entlang zu gehen, um zu sehen, ob jemand im Zug war, mit dem er das Auto von Bralo die zwei Stunden nach Delphi teilen könnte. Er hatte kein Auto bestellt, um es nicht ganz zahlen zu müssen.

Er entdeckte nur einen einzigen Mann, der einen Baedeker las. Es war ein kleiner, zarter, soignierter Mann.

Larson lächelte.

„Fahren Sie nach Delphi?“

Der Herr sah über sein Buch auf. Larson blickte in ein kaltes Gesicht.

„Ja.“

„Würden Sie mich, half and half, mitnehmen?“

Der Herr zuckte mit der Wange. Eine Sekunde musterte er den Mann, der in der Coupétür stand.

„Ich habe einen eigenen Wagen. Fahren Sie, bitte, mit mir.“

„Danke sehr.“

„Sind Sie Archäologe?“

„Ja. Aus Stockholm.“

„Wollen Sie sich hereinsetzen?“

„Nein. Ich fahre zweiter Klasse. Auf nachher.“

„Ein Amerikaner“, dachte Larson, als er in seinen Wagen zurückkehrte.

In Bralo stand ein großer Isotta. Der zarte Mann in grauen Knickerbockers, mit grauen Strümpfen und schwarz-weißen Schuhen, stand daneben und hatte die Hand nervös am Schlag.

Wieder fiel Larson das maskenhafte Gesicht auf diesem schwächlichen Körper auf. Die Stirn des Amerikaners war fein und aufmerksam modelliert. Ein weißer, gestutzter Schnurrbart unter der blassen, etwas gebogenen Nase gab ihm jenen Ausdruck, den englische Kolonialgeneräle haben, und

dieser Ausdruck widersprach merkwürdigerweise der geistigen und subtilen Vitalität dieses Kopfes nicht. Es war ein Mann aus Eisen.

„Ihr Gepäck?" sagte er liebenswürdig, mit etwas Ungeduld.

„Ich habe alles in der Tasche", sagte der Schwede.

Der Amerikaner warf ihm einen Blick zu, der fast freundlich war.

„Schöne Bäume", sagte er unterwegs einmal.

Sie fuhren lange durch einen Wald jahrhundertalter Oliven. Nach zwei Stunden fuhr der Motorwagen in eine elende Dorfstraße und hielt vor einem zweistöckigen Haus. Der Amerikaner sah dieses Haus mit Neugier, Larson sah es mit Befriedigung an. Er hatte gefürchtet, das „zweitbeste Hotel Griechenlands" luxuriös zu finden. Es sah erschwinglich aus.

Larson putzte sich die Zähne, wusch sich am ganzen Körper und schlenderte die Straße nach dem heiligen Bezirk hinunter. Das Dorf Kastri, in dem er wohnte, hatte früher auf der Stelle gestanden, wo die Tempelstadt lag, und war von den ausgrabenden Franzosen kurzerhand einen Kilometer auf die Seite geschoben worden.

Unterwegs aß er ein Sandwich und eine Banane. Als er die Schale wegwarf, holte ihn der Amerikaner ein.

„Hallo," sagte er, „haben Sie keinen Führer?"

Es war drei Uhr mittags. Kleine Esel, mit großen Rädern Klee und gelben Blumen bepackt, die vier-

mal so groß waren wie sie selbst, kamen von der kastalischen Quelle herauf ihnen entgegen. Rechts fiel die Schlucht fünfhundert Meter steil hinab, über ihnen links stieg das Gebirge glatt und steil ein paar hundert Meter wie eine Metallwand in die Höhe. Die kleine, schwarze Terrasse, auf der sie standen, war Delphi.

Ein Meer von Grundrissen erhob sich neben ihnen.

„Danke, ich brauche keinen Führer. Ich kenne alles", meinte Larson und fixierte den Steinwall.

„Waren Sie schon einmal hier?"

„Nein."

Sie gingen durch ein Loch in der unteren Mauer in die gigantische Trümmerstätte hinein. Die alte Prozessionsstraße führte in drei fast parallel liegenden Spitzkehren das Gelände hinauf. Überall standen die Reste verfallener Tempel und Schatzhäuser, zwar nur in den Grundrissen, aber verschwenderisch mit gestürzten Kapitälen und Figuren übersät.

Larson ging durch den antiken Steinpark, wie ein Gärtner durch eine Anlage, in welcher er jede Pflanze bestimmt und gesetzt hat. Von hunderten Schatzhäusern und Weihgeschenken wußte er den Anlaß, die Architektur, die Spender. Vor dem Amerikaner erstand plötzlich die prunkvollste und erlesenste Anlage der gebildeten Welt, mit Schlachten, Niederlagen, olympischen Siegen als Hintergrund.

Vor ihnen erhob sich auf einer Stele eine gewaltige Sphinx.

„Dieses Fabeltier kam aus Afrika und bekam erst hier in Griechenland Flügel", meinte Larson und zündete eine Zigarette an.

Vor einer grauen Kalksteinwand lag ein schwacher Sockel mit undeutlichen Nameninschriften. Sie belebten sich durch eine Kopfbewegung Larsons mit argivischen Heroen.

„Aufgestellt anläßlich der Neugründung von Messene durch Epameinondas", sagte Larson weitergehend.

Der Amerikaner sah ihm eine Sekunde lang nach, ehe er ihm folgte. Der Schwede war von Grund auf verändert. Er blühte förmlich — es war kein Zweifel, daß er alles, was er beschrieb, tatsächlich sah.

„Hier stand Miltiades zwischen Athene und Apoll", sagte der Schwede, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen. „Die Athener haben die Figuren nach der Schlacht bei Marathon aufgestellt."

Der Amerikaner sah auf seine Fingernägel.

„Alles in der Welt hat eben imperialistische Zwecke", sagte er lächelnd. „Die Figuren waren von Phidias, nicht wahr?"

Larson sah ihn verblüfft an. Wo wußte der das her? Der Mann da hatte doch ebenfalls keinen Führer. Dann blinzelte er gegen den Himmel, an dem so niedrig eine Schar Adler kreuzte, daß man ihre roten Bäuche sehen konnte.

„Wenn die Griechen den Abschluß der Perser-

kriege feierten," warf er langsam ein, „so war das kein Imperialismus, sondern die Freude, nicht verspeist worden zu sein. Wahrscheinlich das erste Nationalitätsgefühl in der Geschichte."

„Na," sagte der Amerikaner, „das sind doch auch Machtfragen."

Larson zuckte die Achseln.

„Hier war der Stier des Theopropos," sagte er trocken, „den die Korkyräer stifteten zum Dank dafür, daß sie in einem Jahr kolossal viel Fische fingen."

„So fängt es immer an", erwiderte der Amerikaner trocken.

„Glauben Sie? Die Leute waren ganz einfach fromm und noch sehr naturnahe", sagte Larson kühl. „Das ist der Grundriß des Apollotempels da. Die Säulen sind nur umgefallen."

Sie sahen ein langes Viereck von herrlicher Geometrie, wie aus Beton gebaut, eine Eisenkonstruktion von Blöcken. Daneben lagen, von schweren Erdbeben umgestürzt, die Säulentrommeln.

„Man brauchte diese Säulen einfach auf das Fundament stellen zu lassen und man hätte den Tempel fast wieder stehen. Es wäre allerdings sehr teuer."

„So."

Larson ging, nachdem er die Stufen des Grundrisses erstiegen hatte, über die Trümmer nach einer Stelle, wo deutlich einige Mauern durch den inneren Tempelraum gezogen waren.

Er ging genau auf eine Stelle an der hinteren

Ecke zu und betrachtete sinnend eine Steinplatte, die drei kleine Löcher trug. Sie lag tief unten, schräg in der Erde.

„Hier war der Dreifuß der Pythia montiert."

„Wie stellt man sich den Vorgang eigentlich im Ernst vor?"

„Ja — einen Felsspalt mit Dämpfen hat man nicht gefunden", sagte der Schwede. „Wahrscheinlich fiel die Frau in Trance, und was sie hervorbrachte, wurde von der Priesterclique dann formuliert."

„Ein herrlicher Grundriß", meinte der Amerikaner, sich prüfend umblickend. „Formuliert, sagten Sie? Begann hier nicht auch ein Existenzstreit zwischen einem Privatunternehmen und dem Staat?"

„Gewiß — aber um eine höchste Autorität einzusetzen."

„Das sagt man auch vom Versailler Vertrag", meinte der Amerikaner und zog seine Zigarettendose, knapste sie auf und steckte sich eine Zigarette an. „Ich will Ihnen etwas sagen: ob für den Fischfang oder für die Götter, es gibt nur etwas Tatsächliches auf der Welt, und das sind Machtkämpfe. Gehen Sie noch ins Museum?"

Larson sah auf die Uhr. „Es geht noch. Ich bin jetzt sicher, Sie sind kein Archäologe."

Der Amerikaner ging leicht, ein wenig nach außen, auf seinen Crepesohlen die steilen Spitzkehren der Prozessionsstraße hinunter. Beim Hinaufgehen war der titanische Steinhaufen ein wirres

Chaos gewesen. Sonderbar. Jetzt stand alles um ihn herum, wie es der Schwede aufgebaut hatte, und lebte mit aller Kraft, die die Kunst und die Geschichte zu verleihen vermag.

Auf der Straße blieb er stehen. Er trat mit dem Absatz auf den Boden, als prüfe er seine Solidität.

„Diese Chaussee, auf der wir gekommen sind, haben die Engländer im Krieg angelegt. Die meisten guten Straßen der Welt sind aus strategischen Gründen gebaut worden."

Sie gingen fünf Minuten die Straße wieder zurück. Eine Menge junger Esel, die kaum auf ihren spitzen Füßen stehen konnten, hüpften um sie herum. Von den großen, rauschenden Platanen um die kastalische Quelle kam eine dicht gedrängte Schafherde herauf.

„Im Ernst," sagte der Amerikaner, stehen bleibend, „waren Sie noch nie hier?"

„Mit dem Körper — nein."

„Erstaunlich", murmelte der Amerikaner. „Diese Einfühlungskraft." Er schien von seinen Gedanken ganz beschäftigt zu sein.

Im Museum schrieb Larson sich nach ihm ein. Mr. Kahn, New York, stand über seinem eigenen Namen. Also doch ein Amerikaner! Trotz dem englischen Akzent.

Das Museum war eine Glashalle, die an der Ecke, wo die Schlucht einen Bogen nach dem Dorf hin machte, gegen den Berg gebaut war.

Zuerst sah es aus, als ob auch hier noch Larson

die Führung habe. Er wußte alle Skandale, die im Götterhimmel vorkamen, die kleinen Krakeele, nach denen sich die Götterfamilien jeweils anders gruppierten, je nachdem sie dem Kampf des Hektor und des Ajax vor Troja oder den Taten der Herakler zuschauten. Diese entzückenden Unsterblichen waren immer in zwei Parteien um Zeus herum geteilt und konspirierten, aber jedesmal war ihre Gruppierung anders.

Das war sehr amüsant und der Amerikaner hörte zu. Aber, was Larson sagte, blieben im Grund doch nur Nebenbemerkungen.

Hier, wo wirkliche Kunstwerke, die Gigantomachie mit den Löwen in der Mitte, der Wagenlenker, die Metopen des Theseus, der schöne Athlet Agias, die hüftenlosen minoischen Jünglinge und die zarten, steifen, ganz früharchaischen Knabenstatuen des Apollo standen — hier war nichts zu rekonstruieren, nichts zu erklären, sondern nur zu erleben. Der Amerikaner bestimmte plötzlich ganz wie von selbst, wie lange sie vor einem Gegenstand blieben.

„Sehen Sie," sagte er, auf einen gestürzten Giganten des knidischen Tempelfrieses deutend, „wie der Arm erschlafft, mit dem der Bursche den Schild über sich hebt."

„Der Gott mit dem Blasebalg ist Aeolus, nicht Poseidon, wie überall gelehrt wird", sagte Larson und deutete mit dem kleinen Finger vor sich.

„Davon verstehe ich nicht viel," meinte der Ame-

rikaner, „aber ist die Naturtreue dieser Künstler nicht reizend, die meinen, daß ein Viergespann im Relief auch unbedingt sechzehn Beine haben muß?“

Wieder traf ihn ein verblüffter Blick des Schweden. „Schön“, sagte Larson, als sie vor der Figur des Wagenlenkers standen. Er blickte zwischen Daumen und Zeigefinger durch einen Kreis, während er das linke Auge schloß.

„Was mir gefällt, ist, wie der Körper scheinbar unbeweglich bleibt und doch über eine einzige Bewegung gedreht ist, sehen Sie, die kleine Spannung, mit welcher der Mann durch seine großen Zehen bremst. Welche Beherrschung.“

„Ja. Er könnte ein Staatsmann sein.“

„Oder ein Bankier.“ Einen Augenblick traf den Schweden der kalte Blick, der ihn in der Bahn schon einmal getroffen hatte. „Diese Minerva steigt wirklich wie eine Dame aus ihrem Wagen“, fügte der Amerikaner mit Entzücken hinzu. Und er fuhr plötzlich mit dem Finger die Linien der Körper auf dem kleinen Relief nach. Larson hatte noch nie eine so kleine und zarte Hand bei einem Manne gesehen.

„Ich vermute, daß Sie mit der Kunst etwas zu tun haben“, sagte der Schwede, der in fünf Minuten sein Urteil aus dem heiligen Bezirk revidiert hatte.

„Ich habe ein paar Bilder an meinen Wänden hängen.“ Der Amerikaner schob das Kinn vor.

Sie traten hinaus. Die Luft war sehr klar.

Als sie um die Ecke bogen, brach die Schlucht direkt unter ihnen tief hinunter, ihr Auge ging rasch über die Ebene. Da unten lag die Bucht von Korinth. Beide Männer verspürten plötzlich etwas von dem atemlosen Glück, das ein solcher Blick erzeugt.

Mit einemmal sah Larson, daß auf der tiefblauen Flut, fünfhundert Meter unter der schmalen Felsterrasse, auf der er stand, weit hinter den Ölbaumwäldern etwas Weißes blitzte.

„Wissen Sie vielleicht, wem die Jacht da unten gehört?“ fragte er weitergehend.

„Soviel ich weiß, dem Herzog von Westminster“, meinte der Amerikaner. „Nehmen wir einen Tee?“

Er setzte seinen Panama ab, und sie gingen zum Hotel. Larson zog die Uhr und beschloß, da es sechs Uhr vorbei war, den Tee mit seinem Abendessen der Einfachheit halber zusammenzulegen. Er sparte eine Mahlzeit, und den Lunch hatte er ebenfalls gespart.

„Versuchen Sie doch den rezinierten Wein“, sagte er, als sie an dem Tisch im Speisezimmer saßen, den ein Mann in blauem Hemd und Hosenträgern bediente. „Dieser Harzzusatz ist das klassische Rezept. Dionysos trägt deshalb überall auf den Abbildungen den Pinienzapfen.“

„Ich finde, das Zeug schmeckt nach Terpentin und Schimmel“, sagte der Amerikaner. „Weil es antik ist, werde ich mir noch lange nicht den Magen verderben.“

Es fing an zu dämmern, wie sie wieder hinaustraten. Von Itéa herauf kamen, als sie an der Brüstung der Straße standen, vier Automobile heraufgesaust. Sie schossen verrückt in die Kurven und kamen mit schreienden Bremsen zum Stehen.

Ein Mädchen mit roter Baskenmütze, weißer Bluse und einem roten Rock, der nicht bis zu den Knien ging, sprang aus dem ersten Motorwagen und flog dem Amerikaner an den Hals.

„Pfui, Pa, du hast uns gematcht. Wir kamen nicht durch den verdammten Isthmos-Kanal, weil drei Dampfer von der anderen Seite schon signalisiert waren. Drei Stunden sind wir immer im Kreise herum gefahren."

„Es hat wenigstens nicht geregnet", sagte der Amerikaner trocken. „Du siehst, die Bahn hat noch ihre Vorteile. Ich bin so ewig lange nicht Eisenbahn gefahren", wandte er sich an Larson. „Meine Tochter."

Ein dunkler Blick aus großen, stark ummalten, sympathischen Augen streifte den Schweden. Er sah an dem Mädchen hinunter. Diese dicken weißen Seidenstrümpfe mit den schweren viereckigen Mustern, die grün eingelegten, gelben Ledercrepeschuhe — — —. Hatte er das nicht schon einmal gesehen?

Sofort entleerten sich die anderen Wagen. Ein Mann in Knickerbockers mit schwarzem viereckigen Bart und Panama stieg zuerst aus. Ein großer Engländer mit Hakennase und weißem Anzug

folgte. Dann kam eine Menge sauberer, etwas phantastischer Amerikaner. Unter ihnen erkannte Larson das bewegliche runde Gesicht des Direktors des amerikanischen archäologischen Instituts in Athen.

Sie stellten sich alle um den Amerikaner, lachten, nickten und hatten etwas in der Haltung, als seien sie sein Stab. Wie alle intelligenten USA-Leute redeten sie wie die Kinder daher und waren erfüllt davon, daß Mr. Kahn mit der Bahn früher da war als sie mit der Jacht.

In diesem Augenblick ging es Larson mit blitzartiger Geschwindigkeit auf, wer der Amerikaner war.

„Mr. Larson, how do you do?" fragte der amerikanische Archäologe, der ihn jetzt erkannte, und zeigte ein Bärengebiß.

„Machen Sie hier oben eine Ausgrabung?" fragte der Schwede.

„Nein. Ich zeige Mr. Otto H. Kahn Delphi."

„Das habe ich schon getan."

Larson und Mr. Kahn lächelten sich einen Augenblick an. Larson zeigte nicht mit einem Wimperzucken Verblüffung darüber, daß er neben einem der wichtigsten Männer der Welt stand. Er verriet nicht einmal, daß er es wußte.

„Ich habe schon gegessen, aber ich leiste dir natürlich Gesellschaft", sagte Mr. Kahn zu seiner Tochter. „Vielleicht schmeckt dir der Terpentin-Wein."

Sie schlenderten hinein. Larson ging auf sein Zimmer, um sich die Zähne zu putzen. So, also Mr. Kahn hatte die Jacht des Herzogs von Westminster gemietet — in der Eisenbahn hatte er eigentlich wie ein bescheidener Mann gewirkt. Larson mußte, als er bei Stearinlicht jetzt sein Gebiß im Spiegel sah, lachen. Mr. Otto H. Kahn. Es war doch einfach dumm, daß er ihn nicht erkannt hatte. Auf das ‚H' kam es an. Otte Etsch Kahn. Dabei hatte er den Namen im Fremdenbuch des Museums gesehen und ihn für einen simplen Mr. Kahn aus New York gehalten.

Was war diese Unterschrift wohl wert, überlegte er? Er ging auf den kleinen Balkon hinaus. Mr. Kahn kontrollierte als Inhaber von Kuhn, Loeb & Co. eine Unmenge Sachen. Er sah sinnend auf die tiefe Bucht hinunter, die schon mit der Dämmerung verschmolz. Da war die Union Pacific Bahn, die Atchison, Topeka & Santa Fé Bahn, die Hocking Valley Bahn, die Pennsylvania Bahn, auch die Oregon Short Line ... die Mehrzahl der Bahnen war ja wohl schon erworben, ehe Mr. Kahn Teilhaber wurde. Da waren auch noch Mortimer Schiff und Felix Warburg als Teilhaber. Aber es waren auch noch mehr Bahnen da, fiel ihm ein. Die Denver & Rio Grande Bahn, die Southern Pacific Bahn, die Chicago—Milwaukee Bahn, die Missouri Kansas Texas Bahn — es war kein Zweifel, Mr. Kahn war neben General Motors, Morgan und Rockefeller einer der wenigen Souveräne, die es über-

haupt gab. Larson blieb eine Weile auf dem Balkon stehen und sah auf die Straße hinunter.

Wenn Otto H. Kahn geahnt hätte, mit welcher Leichtigkeit der Schwede den Besitz seiner Firma aus dem verschlungenen Netz der amerikanischen Kapitalgruppen herausschälte, wäre er sicher erstaunt gewesen. Vielleicht hätte ihn noch mehr der Gesichtsausdruck Larsons verblüfft.

Larsons Gesicht nahm wieder den träumerischen Schein an, den es gewöhnlich zeigte, er ging langsam in sein Zimmer zurück, steckte noch eine Stearinkerze an und griff in seine Brusttasche, um Papier herauszuziehen. Beim Blättern in dem Portefeuille blickte er auf eine kleine Photographie Mussolinis. Sie trug eine eigenhändige Unterschrift und darunter einen ganzen Satz. Larson legte sie mit einem Lächeln beiseite. Er hatte eine Vorliebe für antik handelnde Männer — deshalb war ihm das moderne Griechenland ein Greuel. Nichts würde er hier ausgeben, keinen Pfennig, beschloß er, und steckte sein Portefeuille wieder in die Tasche.

Dann breitete er sein zweites dünnes Hemd über dem Bett aus, kontrollierte seine Uhr, wusch sich die Hände und begann einen Brief an seine Frau zu schreiben. Er schrieb ihr jeden Abend, was er am Tag erlebt und getan hatte.

Als er fertig war, schien der Mond in sein Zimmer. Vom Balkon aus empfand er es so, als ob das weiße Mondlicht gegen ihn heranstürme. Es hallte förmlich in der Schlucht.

Sorgfältig löschte er die Kerze aus, trank ein Glas Wasser und ging die Treppe hinunter vor das Hotel. Ein Stück vor dem Dorf kam ihm eine Figur im Panama, der wie Phosphor in dem Eisenlicht glänzte, entgegen. Otto H. Kahn hatte die Hände in den Taschen, den Hut im Nacken und rauchte eine Pfeife.

„Guten Abend", sagte der Amerikaner, machte kehrt und schritt, auf seine Schuhspitzen sehend, neben dem Schweden hin. „Nett. Sehr nett."

Nach einer Weile blieben sie wieder stehen. Der heilige Bezirk war fast taghell erleuchtet.

„Mr. Kahn, warum stellen Sie die Säulen nicht wieder auf den Grundriß des Apollotempels? Ich schätze fünfzigtausend Dollar", sagte Larson, gemütlich weitergehend.

„Ich würde es nicht für hundert tun, Sir."

„Warum?"

„Halten Sie mich für einen Romantiker?" sagte der Amerikaner ironisch. „Das sind keine Aufgaben, die einen Sinn haben." Er sprach schroff. Der Schwede merkte, der Mann da neben ihm zog sich mit einem raschen Ruck aus der Gefühlszone heraus, in der er den Mittag gelebt hatte. Mit dem Schweden sprach jetzt ein Stratege, ein Mann wie Cecil Rhodes, den Larson in der Kindheit noch gesehen hatte.

Er seufzte. „Es wäre ganz hübsch gewesen."

„Nein," sagte der Amerikaner, „es wäre dumm. Sehen Sie, ich habe doch zufällig Flair für diese

Sachen. Sie wissen ... meine Sammlungen, na, ich bin doch kein Snob, sonst wäre ich nicht hier, überhaupt! Diese Welt da", er machte mit der Pfeife einen Kreis, „war enorm. Aber sie ist tot. Lassen Sie die Säulen ruhig liegen."

„So," sagte Larson, „diese Zeit ist tot. Sie lassen den Apollotempel liegen, obwohl Sie ihn bewundern, aber Sie elektrifizieren Griechenland. Gefällt dieses neue Hellas Ihnen besser?"

„Ich finde es herrlich", sagte Otto H. Kahn und klopfte mit einem Stein, den er aufhob, den Tabak in seiner Pfeife fest.

„Diese Rasse," meinte Larson empört, „die mehr aus Albanern und Rumänen besteht als aus Griechen?"

„Bin ich für den Lauf der Geschichte verantwortlich? Ich treibe übrigens keinen Rassenkult", fügte er mit feinem Lächeln hinzu.

„Sie haben aber die Metropolitan Opera gekauft", sagte Larson. Kahn, der die Oper erworben hatte, weil er eine Loge haben wollte, die er aus bestimmten Gründen anders nicht bekommen hätte, warf ihm einen scharfen Blick zu. Was wußte der Schwede? Spielte er auf diese Sache an? Aber das Gesicht des bescheidenen Archäologen blieb unbefangen.

„Das war ein Machtkampf", sagte Kahn und zog den weißen, gestutzten Schnurrbart über die Unterlippe. Sein Gesicht war abweisend. „Haben Sie ein Zündholz?"

„Bitte, hier", sagte Larson und beugte sich vor. „Ich für meine Person finde das neue Griechenland fürchterlich. Haben Sie die Denkmäler der Stadion-Stifter in ihrem Cutaway gesehen? Die Herren leben noch. O mein Olympia."

„Rührende Leute", sagte Otto H. Kahn und schnob an seiner Pfeife.

„Ja," meinte Larson, „das sind sie. Haben sie einen WC, so haben sie keine Spülung, haben sie eine Kerze, so fehlen die Streichhölzer. Die Butter beziehen sie aus Holland, die Konfitüren aus England, die Ölsardinen aus Lisabonn. Und wenn sie einen Teppich in die Halle legen, verlangen sie im Hotel zwei englische Pfund für den Tag. Bitte, ein Grieche aus guter Assiette sagte mir neulich: Warum laufen Sie hier in dem Steinhaufen herum (er meinte die Akropolis), wo Sie so nah bei London und Paris wohnen?"

„Ich kenne Amerikaner, die in Athen ausstiegen und nur die amerikanische Rote-Kreuz-Station besuchten und, an Bord zurückkommend, den Kapitän fragten, zu welchem Lande diese Stadt gehöre. Was besagt das? Beweist es etwa etwas gegen Amerika? Ich finde, das Land hat einen kolossalen Schwung. Drei Schnellzugslokomotiven, und sie wollten Smyrna erobern! Fabelhaft. Diesen Leuten muß man einmal richtige Bahnen bauen. Nehmen Sie eine Zigarette?"

„Danke." Larson steckte sie umständlich an. Sie gingen nach dem Hotel zurück. „Ich weiß nicht,"

sagte Larson, „ich überlege es die ganze Zeit. Ich verstehe es doch nicht, wie man die antike Welt lieben kann und die neue gleichzeitig fördern will."

„Sehr einfach", sagte der Bankier. „Ich bin so beneidenswert vernünftig, mir nichts vorzumachen. Man muß für Liebe kein Geld ausgeben, falls die Liebe zu einer Welt gehört, die fertig ist. Sehen Sie sich einmal die griechischen Millionäre an. Sie haben dem Staat ein paar riesige Autostraßen und einen Panzerkreuzer geschenkt. Das sind Mäzene von heute. Und so sieht die Welt heute aus, in der wir beide leben, Sie und ich. Noch mehr Machtkampf als früher. Ich bin allerdings mehr für Eisenbahnen als für Panzerkreuzer."

„Mir gefällt diese Welt nicht."

„Aber mir. Schon weil ich darin lebe." Wieder sah Larson in die kalten Augen des zarten Mannes neben ihm. „Was halten Sie von dem Dawes-Vorschlag?" fragte der Amerikaner plötzlich mit veränderter Stimme.

„Warum?"

„Weil ich ihn ändern möchte", sagte Otto H. Kahn. „Ja so, Sie sind ja Schwede." Er hielt inne. „Aber finden Sie nicht," fragte er an der Tür, „daß Themistokles dasselbe getan hat, als er die Silbergruben von Laurion für den Staat sequestrierte, wie ich es tue, wenn ich Ihren Tempel n i c h t wieder aufbaue? Beides ist zeitgemäß und logisch. Gute Nacht, Sir. Da steht meine Tochter."

Er wandte sich dem hübschen Mädchen zu.

„Komischer Mann, Pa, mit dem du da spazieren gehst", sagte Miß Kahn träumerisch. „Er sieht wie ein Baseballspieler aus und spricht wie eine Dame."

Otto H. Kahn betrachtete sein kostbares Kind einen Augenblick zärtlich. Dann klopfte er seine kleine Pfeife an seiner Crepesohle aus.

„Du ahnst nicht," sagte er in einem sanften Familienton, „was der Mann alles weiß, Liebling. Und dabei hat er nichts bei sich, denke dir, als eine Zahnbürste in seiner Hosentasche."

„Nett," sagte Miß O. H. Kahn, „sehr nett. Nimm ihn aufs Schiff mit, Pa."

„Ach nein, das möchte ich nicht, Liebling. Es war zu nett mit ihm so. Das war ein Mann, mit dem ich über die Antike mich aussprechen konnte. So Schlag auf Schlag. Ihr jungen Hunde habt kein Gefühl dafür mehr. Er paßt nicht in euren Kreis hinein."

„Du bist in letzter Zeit so snobistisch, Pa", murmelte das Mädchen lächelnd. „Gute Nacht. Fahren wir erst nach dem Lunch? Oder fährst du schon wieder Eisenbahn?"

„Das kann man nur einmal unauffällig", sagte Otto H. Kahn und beugte sich etwas herunter. Das Mädchen streifte seine Nase mit den Lippen.

Am nächsten Abend sah Larson die Jacht in den Golf hinaussteuern. Sie hatte eine große, lange Rauchfahne hinter sich schweben und stampfte elegant und kräftig auf den Isthmos zu.

Larson fuhr, da kein Auto kam und ihn einlud, mit einem Frachtdampfer drei Tage später, in den Mantel eines Matrosen gehüllt, dieselbe Strecke.

Rechts lag undeutlich, aber süß Korinth, von links kam ein starker Geruch von Thymian. Larson saß unter einer roten Signallampe, sah wie eine Plakatwand die Barriere von Lichtern in der Luft auftauchen, welche die Durchfahrt durch den Isthmos regulieren, und schrieb einen Brief an seine Frau.

Wenn Otto H. Kahn in diesem Augenblick die Adresse gelesen hätte, die Larson seinem Brief gab, hätte er blitzschnell dieselbe Erwägung angestellt, die Larson auf dem Balkon des Hotels in Delphi vorgenommen hatte. Er hätte sich überlegt, was die Unterschrift der Frau wert sei, deren Adresse unter der Firma A/B Kreuger & Toll, Stockholm, lief.

Als Schwester Ivar Kreugers kontrollierte sie die Swedish-American Investment Corporation und die Svenska Tändsticks Aktiebolaget, die Dachgesellschaften des größten Streichhölzertrusts der Welt. Darunter befanden sich die British Match Corporation in England, die Bryant & May Ltd. in Brasilien, die Daido Match Corporation in Japan, die Nitedal in Norwegen, die Sociedad Nacional de Fosforos in Portugal, die Lion Match Co. in Südafrika, 65 % der deutschen Zündhölzer in den „Deutschen Zündholzfabriken". Dazu kamen die Monopole, die von der Familie Kreuger meist nur gegen Gewährung von Anleihen verliehen wurden,

in Ecuador, Jugoslawien, Lettland, Peru, Polen, Rumänien, Türkei, Ungarn und Estland. Auch in Griechenland!

Wenn Otto H. Kahn, der gerade mit seiner porzellanweißen Jacht vor den Kreuzzugtürmen von Rhodos ankerte, diese Kalkulation gemacht hätte, würde er die Unterschrift von Frau Larson kaum schlechter bewertet haben als die seine. Eine souveräne Unterschrift.

Und Larson selber? Der wäre also Mitinhaber. Erinnerte sich Kahn nicht, ihn überhaupt schon gesehen zu haben? Zum Teufel, wie geschickt der Schwede seine Anonymität zu wahren wußte. Sieh da! Bankiers konnten jetzt schon in der Maske von Archäologen auftreten — und man glaubte es ihnen. War das vielleicht eine Entwicklung? Nett. Sehr nett!

Aber, hätte Otto Etsch Kahn sich gefragt und dabei seine Offiziere, seinen Stab und seine blitzende Jacht gemustert, warum baute dieser Larson den Apollotempel nicht selber wieder auf? Er, Otto H. Kahn, tat es aus Prinzip nicht. Er wußte und sagte immer, was er wollte. Aber Larson-Kreuger, was hatte der für Hinderungen, wo fünfzigtausend Dollar in seinem Budget doch so gut wie nichts waren, selbst vom Standpunkt des wohlachtsamen Kaufmanns aus kaum mehr als nichts. Larson hätte den Griechen den Aufbau einfach in Rechnung setzen können bei einem Abschluß. Hier Säulen — da Streichhölzer! Hatten sie nicht das Zündholz-

monopol in Hellas? Und sogar eine Anleihe dagegen ausgegeben? Und waren dabei mit der heutigen Zeit nicht zufrieden? Hochachtung! Wirklich sehr geschickte Leute, diese Schweden.

Otto H. Kahn, den eine Motorbarkasse gerade zwischen den Windmühlen des alten Hafens zu den Palästen von Rhodos hineinjagte, wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß Larson den Apollotempel deshalb nicht aufbaute, weil er nicht einmal das Herz hatte, Geld auszugeben, um zu Mittag zu essen.

Schiffbruch in Madagaskar

Ein Schiff von achttausend Tonnen ist eine Sache von zwei bis sechs Millionen ohne Ladung. Ich habe das nie bezweifelt.

Mit Ladung ist das eine Sache von vier bis zehn Millionen. Auch das ist klar. Es ist nur nötig, daß das Schiff schwimmt oder daß es im Bereich einer technischen Macht ist, die fast alles kann. Aber all diese Betrachtungen hören an einem gewissen Punkte auf, wo die Kraft unseres Kapitals, unsere Sicherheit und unsere Logik aufhören.

Im Anfang des Sommers oder nach dortiger Rechnung im Anfang Winter kam ich von den Seychellen auf einem Schiff, das von Bombay kam, nach Madagaskar.

Madagaskar liegt sechshundert Seemeilen von Portugiesisch-Ostafrika entfernt und ist genau so lang wie diese Provinz. Die Insel ist etwas größer als Frankreich, hat vier Millionen Madagassen, einen malayischen Mischstamm, als Bewohner, sehr wenig Weiße, ist ganz unerforscht, gehört den Franzosen, besitzt Gold und wertvolle Steine und ist üppig bewachsen.

Wir hielten auf ein paar kleine Guano-Inseln zu, die vor dem Inselkoloß lagen, um zu laden.

Ich stand auf Deck bei dem Ersten Offizier. Der Kapitän stand direkt über uns auf der Brücke. Vor uns her fuhr eine kleine Barkasse und wir fuhren hinterher. Die Lotungsspieren hingen heraus. Der Matrose rief fünfundzwanzig Meter aus. Dann dreißig.

Auf der Reede lag ein Schiff, das größer war als wir. Ich schätzte es auf tausend Tonnen mehr als die „Uganda". Es hatte wohl achttausend. Es lag ruhig vor Anker.

„Fünfundzwanzig", rief der Matrose, der auf den Lotspieren über dem Wasser saß, und rollte das Tau hoch. Fünfundzwanzig ist sehr tief.

„Scharf Backbord", schrie der Kapitän in diesem Augenblick über uns in höchster Aufregung. Der Maschinentelegraph schellte. Wir hörten, wie der Zeiger herumflog. Der Maschinenraum antwortete. Es schellte wieder. Wir hörten den Zeiger zurückschwingen und knacken. Alles in zwei Sekunden.

Das Schiff bog sich, stieß ein paarmal mit der Seite an das Riff, kam aber herum und fuhr seitlich auf die Reede.

Der Kapitän kam herunter und hielt die Mütze mit wagrecht abgebogenem Arm steif vor sich.

„Wir haben verdammtes Glück gehabt", sagte er, reckte den Hals aus dem Leinenrock und sah in das Innere der Mütze.

„Die Lotung war richtig", sagte der Erste ruhig.

„Glücklicherweise ist die See so licht, daß man jeden Stein sehen kann", meinte der Kapitän. „Ich sah im letzten Augenblick, daß der Dampfer da vorn aufgelaufen ist."

„Herrgott," sagte der Erste, „dann waren wir abgetrieben." Und nun sahen wir wirklich, daß der große Dampfer seitlich von uns so fest stak wie ein Messer in der Scheide. Es war mittlerweile Tiefwasser geworden und man sah die Barre deutlich herauskommen. Aber daß der Dampfer auf dem Riff saß, konnte noch kein Mensch sehen. Er lag friedlich auf dem spiegelklaren Wasser. Jedermann hätte ihn vor Anker geglaubt.

Wir hatten sofort, als unser Anker fiel, zweihundert Madagassen an Bord. Um uns herum lagen mehr als hundert Brandungsboote und drängten sich wie Fische mit den schmalen Kielen nebeneinander. Es wurde sofort geladen, und die Fallreeps waren rasch voll von schwarzen Gestalten, die gleichzeitig herauf- und herabglitten. Sie sahen von oben aus wie ein unablässig in Bewegung befindlicher Ameisenzug.

Mittags machte ein Boot von dem festsitzenden Dampfer los. Zehn Minuten später stieg der Kapitän des Gestrandeten bei uns an Bord.

Die Kapitäne legten die Handspitzen an die Schläfe. Der unsere war ein kleiner, dicker Mann ohne Hals mit einem kleinen Knebelbart am sehr breiten Kinn und scharfen Augen. Der andere war ein langer Engländer mit schwarzem Haar zwar,

aber sonst ganz der Typ eines guten englischen Seemanns. Er fuhr mit der Hand über die Augenbrauen.

„Ich sitze auf dem Riff," sagte er gleich, „wollen Sie meine schiffbrüchige Mannschaft übernehmen?"

„Natürlich. Wieviel?"

„Achtzig Mann. Ich habe allerdings kein Geld."

„Wer ist Ihre Reederei?"

„Blue Star — Southampton."

„All right, Sir. Es wird geregelt."

„Thank you, Sir."

Der Engländer streckte seinen langen Arm aus. Unser Kapitän gab ihm die Hand. Sie schüttelten sich die Hände, und der Engländer kletterte die Fallreep wieder hinunter in seine Barkasse. Wir luden auf der einen Seite Kisten aus, auf der anderen übernahmen wir Guano.

Eine Stunde später fingen die Engländer an, auszuladen. Wir sahen im Fernrohr, daß sie lauter sinnlose Dinge wegschafften. Schienen, Klubsessel, Proviant, Kajüteneinrichtungen. Es wurde alles naß, ehe es ans Land kam. Es berührte uns alle scheußlich, wie ein Brandungsboot mit roten Lederstühlen über die Barre sauste und die Welle falsch bemessen hatte und voll Wasser lief. Es war elend anzusehen, wie die guten Handwerkssachen verdarben.

Um vier Uhr standen sie schließlich drüben am nackten Strand. Innerhalb von drei Tagen mußte

die Sonne sie wie Blei zerbogen und wie Zunder verbrannt haben.

Am nächsten Morgen forderte der Kapitän mich auf, mit hinüberzufahren. Es stand alles noch am Strand, es war ein kläglicher Anblick, denn der Strand war nichts als Glut, Sand und Stein.

Zwischen dem Ufer und dem Schiff fuhren beinahe hundert Brandungsboote hin und her und luden aus.

Wir kletterten die Fallreep hinauf und suchten den Kapitän, der nicht an Deck war. Als er kam, sah man, daß die Nacht ihn halb verrückt gemacht hatte.

„Morning, Sir", sagte er mit belegter Stimme. „Diese Hunde verlangen ein englisches Pfund pro Tag. Ist das nicht schändlich?"

Unser Kapitän lachte merkwürdig bös.

„Ich zahle drei Schilling pro Tag", sagte er und rief ein paar Madagassen zu sich, welche die Arbeiter beaufsichtigten.

Ich sah, daß er in Wut kam, und nach einigen Augenblicken drehte er sich um und sagte: „Die Kerle tun es nicht anders. Sie behaupten, meine Arbeiter seien die richtigen Auslader, sie selbst täten das nur aus freien Stücken und könnten nehmen, was sie wollen. Das ist natürlich Gaunerei und sie nutzen nur Ihre Notlage aus, denn sie wissen, daß sie jetzt fordern können, was sie wollen. Ich kann Ihnen aber meine Auslader nicht geben, weil mich der Tag Dampf fünfzig Pfund kostet — und wenn ich sie Ihnen gäbe, würden sie eine neue

Schweinerei erfinden. Hallo," sagte er, indem er für den konfusen Engländer das Wort ergriff, zu dem Manager, einem Malayen in hellen Hosen und nacktem Oberkörper, „wollt ihr nicht wenigstens Proviant an Zahlung nehmen?"

Der Malaye schüttelte den Kopf und lachte: „Guineen", sagte er.

„Ich habe sie nicht", sagte der englische Kapitän.

„Sir," sagte unser Kapitän, „Sie müssen sofort die sinnlose Laderei einstellen. Ein Tag kostet Sie ja zweihundert Pfund. Und Sie geben das Riesengeld nur aus, um Ihre Klubsessel dort von der Sonne verknallen zu lassen."

„Ich hatte vor, morgen Schuppen zu bauen."

„Es gibt kein Holz", sagte unser Kapitän. „Jetzt wollen wir uns das Loch ansehen."

Er erreichte es, daß die Engländer das Madagassen-Gesindel von Bord jagten, aber die Kerle umkreisten wie Raubvögel das Schiff unaufhörlich Tag und Nacht mit ihren Brandungsbooten.

Als wir das Schiff untersuchten, fanden wir, daß es ein großes Loch hatte. Es schlingerte aber nicht, schlug nicht und konnte nicht abgetrieben werden. Stürme gab es nicht um diese Zeit. Aber es hatte Innenwasser. Nicht viel, aber genug, um einen großen Teil der Ladung zu verderben. Wenn man von der eigenen Reling des Dampfers herunterschaute, konnte man nicht einmal von diesem Punkt aus etwas anderes annehmen, als daß es still ankerte. Eine verflixte Situation. Aber es half alles

nichts. Alles mußte eingestellt werden, das Ausladen, das Verkaufen, das Handeln ... wir mußten nämlich weiter und Gott wußte, wann hier wieder einmal ein anständiger Dampfer landete, und es gab übrigens natürlich keine Garantie, daß der Dampfer nicht doch plötzlich noch auseinanderbrach. Unserer Meinung nach konnte er allerdings in fünf Jahren noch so da sitzen, als ob er vor Anker läge und andere Dampfer in die Falle locken, in die wir beinahe gegangen wären, als wir bei der Einfahrt auf ihn zuhielten.

Der Kapitän und seine Mannschaft siedelten, einundachtzig Stück Engländer hoch, auf die „Uganda" über. Der Kapitän des Engländers machte, als unsere Sirene schon kurz-lang-kurz brüllte, noch einen Versuch, wenigstens den Proviant zu verkaufen. Die Malayen boten ihm für tausend Pfundposten lächelnd ein Pfund.

Wir konnten das Zeug nicht übernehmen. In drei Tagen war es verdorben — und der Reis und Sisal dazu, der im Bug lag. Es war eine triste Abfahrt. Wir fuhren nach Laurenzo Marques hinüber an die Ostküste und machten dort beim Gouverneur und dem Hafengericht einen Bericht. Der Kapitän war sehr down. Er war zwar unschuldig, aber er bekam natürlich nie wieder ein Schiff. Er war so trostlos, daß er Mumm trank, obwohl er Sekt nicht mochte, und Importen rauchte statt Virginiazigaretten. „Es kommt auf eine Abrechnung", sagte er, und war wahrscheinlich schon nicht mehr normal.

Wir nahmen ihn mit bis Durban in Natal. Dort kam er unter viele hundertprozentige Engländer, fand sich wieder, machte uns einen Besuch, ehe wir abfuhren, und benahm sich dabei, als sei er ein Beamter des Kolonialministeriums. Damit verschwand er aus unserem Gesichtskreis und ging in irgend eine kleine Provinzstadt am Meer in England in Pension. Aber sein Schiff wurden wir nicht so rasch los.

Wir luden in Durban viel aus, und man offerierte unserem Kapitän, der ursprünglich Ladung für Mombassa und Genua verabredet hatte und durch das Rote Meer sofort zurückfahren wollte, eine kostbare Ladung für Port Elizabeth — und als wir dort ausluden, bekamen wir einen ähnlich guten Auftrag für Kapstadt. Und von Kapstadt ging es dieselbe Route wieder zurück, nur daß wir in Port Elizabeth nicht hielten, sondern in East London festmachten. Dort hatten wir acht Tage Zeit, weil das Meer sehr stürmisch war. Wir besuchten dort den Schlangenbändiger und sahen, wie sein Boy sich beißen ließ, und bekamen eine große Ladung für den Haupthafen von Madagaskar. Sechs Tage später waren wir dort und machten uns schon daran, nach Laurenzo Marques hinüberzufahren, um Ladung für Mombassa in Kenya zu nehmen und ins Mittelmeer zurückzufahren, als der Kapitän ein Radiotelegramm bekam, er möge, wenn es ginge, einen Tag warten und eine große Ladung Guano von den Vogelinseln mitnehmen. Wir warteten

einen Tag und bekamen einen Passagier, der sich als Manager der Blue Star Line in Southampton einschrieb.

Wir dampften mit diesem Mann um Madagaskar herum und kamen auf die andere Seite und suchten die kleinen Guano-Inseln.

„Wollen wohl Ihr Schiff da drüben besichtigen?“ fragte der Kapitän und hielt seine Zigarre zwischen den kurzen Fingern, als sei sie aus dünnem Glas.

„Ja, Captain,“ sagte der Vertreter der Blue Star Line, „ich sitze seit fünf Tagen in dem verfluchten Madagaskar-Hafen, ohne Passage nach den Inseln zu kriegen. Dabei handelt es sich um ein Objekt von zweihunderttausend Pfund. Ohne Ladung.“

„Ich versichere Sie, Sir, es hat keine Eile“, sagte der Kapitän.

Der Manager sah ihn von der Seite an, aber der Kapitän stand ihm kein Wort mehr Rede, sondern krümmte sich plötzlich wie ein Taschenmesser und verließ sehr rasch das Deck. Abends lag er mit einer wilden Ischias in seiner Kajüte und wir näherten uns in der Nacht den Inseln.

Der Kapitän war aufgeregt wie nie, aber es half ihm nichts. Er konnte nicht einmal mit dem Kopf nicken.

Er schluckte alles mögliche und ließ sich das Fenster nach der Brücke aufmachen, aber es half ihm nicht mehr, als daß er um zwölf Uhr nachts wirklich gerade mit dem Kopf nicken konnte.

Trotzdem ging er mit dem Ersten die Karten

durch. Die Karten waren ganz gut, aber in diesen Wasserlöchern konnte man die Abströmung kaum berechnen. Und wenn die vielen Untiefenpunkte, die wie ein hübscher Wald aussahen, auch gut und klar in der Karte saßen, so wußte man nicht, ob man bei bester Navigierung nicht doch mit einem Male auf einem saß.

„Gehen Sie nicht bei Nacht und nicht bei diesigem Wetter hinein", sagte der Kapitän zum zehntenmal zum Ersten. „Nur bei Taglicht. Das ist ein dienstlicher Befehl."

Um drei Uhr ließ er den Ersten kommen, der reichlich nervös und hundemüd war, und ließ sich in die Hand versprechen, auf die Strömungen zu achten. Es war herrliches Wetter. Vollmond. Und die Sterne schienen aus Leibeskräften. Man hätte bei Nacht Grund gesehen.

Gegen Morgen schlief der Kapitän und das ganze Schiff außer den Wachen.

Plötzlich wurden wir beide, der Kapitän und ich, durch das gleiche Geräusch wach. Er hörte es über Deck, ich unter Deck. Es war der Lärm, den Vögel machen, wenn sie auf Bord stürzen. Es war eine Masse, zwanzig, dreißig. Der Kapitän stürzte aus dem Bett und auf die Brücke hinaus, da lag alles voll zappelnder Möven.

Er hielt die Hand vor den Mund und brüllte mit aller Kraft.

„Hart Backbord!"

Schon war kein Meer mehr unter dem Schiff.

Zum Glück war Hochwasser. Es rutschte ein paarmal. Dann waren wir über dem Riff weg.

„Zum Teufel!“ schrie der Kapitän den Ersten an. „Die Vögel hätten Ihnen sagen müssen, daß wir dicht unterm Land sind.“

„Sie kamen aus dem Himmel“, sagte der ruhig.

„Wir fahren doch Land an.“

„Nicht nach der Karte“, erwiderte der Erste, der wie der Kapitän selbst fieberhaft an den Maschinentelegraphen drehte. Es schellte. Es knackte. Es schellte wieder. Das Ruder ward auf dem Rudertelegraphen anders gestellt.

„Sie haben nicht an die Strömungen gedacht“, sagte der Kapitän, „und Sie haben es mir zu danken, wenn Sie nicht vor ein Seegericht kommen.“

„Ich glaube, daß Ihnen neulich das gleiche passiert ist“, sagte der Erste kreideweiß.

„Deshalb habe ich Ihnen verboten, vor Tageslicht in die Bucht zu gehen, Sie Narr.“

Der Kapitän drehte sich um und lief wie ein Seemann, etwas schaufelnd, aber fest, die Treppe hinunter und befahl, Anker zu werfen.

„Was macht eigentlich Ihre Ischias?“ fragte ich auf Deck.

Er erschrak.

„Ich habe sie vergessen“, sagte er nach einer Weile, aber es war ihm so unheimlich dabei, als habe man ihm ein Bein abgenommen. Sie war total weggeblasen.

„Das war der Schock“, sagte ich und gratulierte,

daß wir über die Barre gerutscht waren. Dabei traten wir steuerbord und sahen das gestrandete Schiff drüben lustig liegen. Es lag ganz weiß und nett da, als liege es vor Anker. Man konnte seine Ladelinie unter Wasser sehen, die Fische und die Steine unter seinem Bug. Nur der Kapitän wurde krebsrot bei diesem Anblick und es sah eine Sekunde aus, als rühre ihn der Schlag.

Der Schock kam zurück. Ein Schock kann nämlich so wirken oder so. Er rettet manchmal und manchmal schlägt er kaputt. Unser Kapitän blieb zwar am Leben, aber er sah nach dem gestrandeten Schiff wie auf ein Gespenst. Er hätte jetzt schon zum zweitenmal beinahe mit der „Uganda" daneben gesessen.

Es blieb ihm aber nicht erspart, zweimal zu dem Gespenst hinüberzufahren.

Wir mußten nämlich dem Manager der Blue Star Line den Gefallen tun und mit ihm auf das Wrack kommen, denn er hatte Zeugen und Leute von Sachkenntnis nötig, um die Entscheidung zu fassen, ob das Schiff geborgen werden solle oder nicht. Es galt zu berechnen, ob eine Bergung sich rentierte oder nicht.

Wir kamen zur Entscheidung, daß das Schiff nicht geborgen werden dürfe. Das Ganze war ein reines Rechenexempel.

„Das Schiff ist vier Millionen Schilling wert und die Ladung einundeinhalb", sagte der Manager.

„Die Ladung ist futsch", sagte der Kapitän. „Die

Einrichtung ist verdorben. Und die Maschinen — schauen Sie selbst."

Der Manager sah in ein trübes Innenwasser, in dem Krabben und Muscheln saßen und viele kleine Seezebras herumschwammen. Das Ganze war so trostlos, weil das Schiff selbst im Grund noch so intakt war. Unser Kapitän machte ein verkniffenes Gesicht. Nur der Manager rechnete wie eine Maschine, denn ihn ging nur die Rechnung an. Er hatte keine Nerven.

Das Loch war gar nicht so groß.

„Sie kriegen das Schiff bei Hochwasser vielleicht herunter, vielleicht aber auch nicht", sagte der Kapitän und kniff die Augen zusammen, bis sein nackter Schädel einem festen Elefantenkopf glich. „Wahrscheinlich reißt bei dem Ruck aber das Loch noch viel weiter auf. Außerdem brauchen Sie zur Bergung ein eigenes Schiff von England hieher mit eigenen Maschinen."

Der Manager rechnete den ganzen Tag mit einem Bleistift und ging dabei auf Deck hin und her und ließ sich von Zeit zu Zeit einen Brandy bringen, den er im Gehen hinunterstürzte.

Er rechnete Summen gegen Summen und Wahrscheinlichkeiten gegen Wahrscheinlichkeiten und zum Schluß ließ er, wie der Kapitän geraten hatte, vier Millionen Schilling ins Meer fallen, nachdem schon anderthalb für die Ladung verlorengegangen waren.

„Nun müssen die Versicherungen bluten", sagte

er, und das war so ziemlich die einzige Äußerung eines Affekts, die er zeigte.

„Es ist das Beste so," sagte der Kapitän und setzte seinen Namen unter das Protokoll, „es hätte Sie Unsummen gekostet. Aber es war ein schönes Schiff." Er zog mit den Augen verliebt die Linien vom Heck bis zum Bug nach. Das Schiff sah immer noch aus, als ob es friedlich vor Anker liege, dabei war sein Todesurteil gerade gesprochen worden.

Am Abend ging ich mit dem Kapitän auf und ab, die Ladehalunken waren in ihren Booten über die Brandung zurückgerutscht. Am Strand sah man im Mondschein ein paar dunkle Punkte stehen, die Polstersessel des Engländers, die kein Mensch angerührt hatte, die aber schon krumme, zerfetzte Ruinen waren.

„So ein Schiff," sagte ich am nächsten Morgen, da ich mich so wenig wie der Kapitän von dem Bann frei machen konnte, daß dies blühende, lustige Schiff neben uns einfach erledigt und verlassen war, „so ein Schiff macht dreizehn Meilen in der Stunde. Es nimmt allein an Sisal, Gummi, Häuten, Kupfer für ein paar hunderttausend Schilling auf einer einzigen Tour nach dem Suez mit hinauf. Wenn es Post kriegt, macht es auf der Strecke noch tausend Pfund mit Briefsäcken. Und tausend mit Passagieren."

„So ein Schiff bringt viel ein", meinte der Kapitän. „Rechnen Sie mal anders, was es kostet. Es zahlt achtzig Mann am Tag aus und gibt ihnen zu

essen. Es zahlt in Beira drüben zum Beispiel allein für Hafentaxe zweitausend Schilling. Für zwei Tage zweitausend Schilling. Und zahlt Versicherung und Zinsen. Und einfach irrsinnig für Öl. Ein Motorschiff ist ein großes Geschäft."

Wir sprachen, als ob wir den Dampfer da neben uns wieder lebendig machen könnten. Wir nannten so im Gespräch seine Vorzüge, seine Zahlen, seine Tonnen und beschworen ihn förmlich. Aber es half nichts. Er schaukelte nur unmerklich und munter auf seinem Korallenriff und ließ einen verblaßten, schäbigen Union Jack, der kaum zu erkennen war, vom Bug flattern.

Kurz, ehe wir fuhren — der Kapitän hatte den blauen Peter schon gehißt —, kamen zwei Malayen und verhandelten mit dem Manager. Er verauktionierte ihnen richtiggehend das Schiff. Er stellte den Achttausendtonnendampfer mit Inventar, Ladung und Proviant zum Verkauf. Und die Kerle schlugen ihn sich zu für zwei englische Pfund.

Vierzig Schilling. Es tat uns leid, daß sie nicht das Genick brachen, als sie die Fallreep hinunterglitten. Aber es waren Katzen — und die brechen nicht das Genick.

„Sie lachen," sagte der Manager, „aber ich bin heilfroh. Ich mußte das Biest verkaufen, um nicht haftbar gemacht zu werden, wenn ein Sturm es zerschlägt und das Wrack Dummheiten macht und irgend jemand rammt, dem das gerade passen könnte. Ich habe ein gutes Geschäft gemacht."

Er strahlte, daß er ein Objekt von vier Millionen, das, sagen wir, selbst im reduzierten Zustand noch zwei Millionen wert war, für vierzig Schilling verkauft hatte.

„Wieviel?" fragte der Kapitän, der jetzt erst hinzutrat.

„Zwei Guineen", sagte der Manager und ließ sich einen Brandy kommen.

Der Kapitän machte eine kurze, scharfe Handbewegung, die so entsetzlich war, weil alles Mitleid, das ein Schiffer für ein Schiff haben kann, darin enthalten war. Er sagte kein Wort, drehte sich um und ging auf die Brücke.

Als wir aus den Inseln hinausfuhren, stand ich neben dem Kursmesser auf der Brücke und dahinter stand der Kapitän. Wir schauten wie verzaubert nach dem englischen Dampfer, der auf dem blauen Wasser wie ein Schwan lag und sich nicht regte.

„Das Wahnsinnige ist für mich," sagte ich, „daß diese ganze Sache in Europa kein Verlust wäre. Man hätte die Ladung geborgen, man hätte Proviant als Zahlung genommen. Und man hätte ohne Schwierigkeit das Loch geschlossen und die Klippe gesprengt. Nicht wahr?"

„Jawohl", sagte der Kapitän. „Aber warum alles immer von Europa aus sehen? Wenn man nicht mehr dort ist, hört das allemal auf, einen Sinn zu haben. Neunzig von hundert Dummheiten in der Welt geschehen nur, weil sie von Europa aus gedacht und von Europa aus ausgeführt werden."

Ich war wie vom Donner gerührt, obwohl ich mir das selbst hätte sagen können und obwohl es ganz gemeine Logik war. Aber es wurde mir tatsächlich in diesem Moment erst klar, daß siebentausend Seemeilen Entfernung von Liverpool einfach etwas Katastrophales bedeuten.

Vom Leben bis zum Sterben war beispielsweise alles nur so viel wert, als man es gelten ließ oder als man darauf bot. Ich war kein Jüngling mehr, aber das drehte mir doch die Welt herum und ich blieb sprachlos neben dem Kursmesser stehen und kam mir verflucht lächerlich mit allem vor, was mir seither so die Welt aufbaute. Ich blieb eine ganze Weile während des Manövrierens, unfähig zu denken, neben dem Maschinentelegraphen stehen. Zu denken ist das ja alles wahrscheinlich ganz einfach, aber es mußte halt auch einmal erlebt werden.

Neben mir stand ebenso sprachlos der Kapitän. Ihn jammerte der Dampfer da tief ins Herz und ich sah, daß er gespenstisch blaß war, weil er nur durch Zufall nicht mit der „Uganda" daneben saß. Das ging ihm nicht mehr aus den Knochen.

So fuhren der Kapitän und ich, jeder mit seinem Privat-Schock wie mit einem Schrotschuß im Bauch, an dem weißen, hübschen Engländer mit seinem verwaschenen, zittrigen Union Jack vorbei aus den Guano-Inseln von Madagaskar auf die offene See hinaus.

Der Türke mit den zwei Altern

Eine entzückende Geschichte hörte ich auf einer Fahrt im Ägäischen Meer von einem Türken. Er verherrlichte damit den „alten Orient", was man dort genau so meint, wie wenn man bei uns vom „alten Deutschland" spricht. Die alten Herren in der Levante verachten oder hassen ihre Jugend genau, wie das anderswo geschieht.

Wir saßen vor Smyrna beim Diner, der Kapitän, der Erste Offizier, der oberste Ingenieur und der Arzt. An Bord waren vier Reisende, von denen der einzige Türke von Konstantinopel bereits mitfuhr.

Wir drei anderen waren in Smyrna an Bord gegangen: Ein Marseiller Feigenhändler und ein smyrnaischer Feigenhändler.

Auf Vorder- und Hinterdeck hatten wir eine Herde Kühe, die aus dem Schwarzen Meer nach dem Hafen von Athen verfrachtet wurde, eine lustige Schweiz unter freiem Himmel. Die Tiere waren fröhlich brüllend durch den Bosporus und durch die Dardanellen gefahren und rupften ihr Heu unter dem Sternenhimmel von Smyrna so vergnügt wie in Batum.

Es war neun Uhr, und wir waren alle so vergnügt wie die Tiere auf dem Deck über uns. Das hatte seinen Grund darin, daß wir mit Ausnahme des Türken nach wochenlangem Aufenthalt in Kleinasien auf ein Schiff von achttausend Tonnen kamen. Das bedeutete: keine Wanzen. Die Insekten machen in der Levante noch melancholischer als der unaufhörliche gesottene Hammel.

„Reisen Sie", fragte der Marseiller Franzose den Türken, „in Mission oder in Geschäften?"

„Ich besuche meinen Sohn", erwiderte der Türke kalt.

„Dann reisen Sie", sagte der Marseiller lachend, „aus Sentimentalität. Dafür ist", fügte er hinzu, „fünfundfünfzig Jahre das richtige Alter."

Diese Art zu sprechen war so unverschämt, daß mich der Mann interessierte. Wir waren fast im selben Augenblick durch den Zollschuppen gekommen und mit demselben Boot nach dem Steamer gefahren. Der Marseiller trug einen blauen Anzug, einen Tropenhelm, weiße Schuhe und einen aufgezwirbelten, dünnen, schwarzen Stachelschnurrbart. Den rechten Zeigefinger hielt er, wenn er auf Deck spazieren ging, in einem Band der Memoiren von Edward Grey. Seine Haltung war von ausgemacht impertinenter Majestät.

Der Türke dagegen besaß einen runden Römerkopf, ein Auge, das kalt, aber verschleiert in die Ferne sah, kurz den Typus, den bedeutende Staatsmänner der Levante oft verkörpert haben. Der

Mund wäre brutal gewesen, wenn er nicht einen listigen Ausdruck besessen hätte. Er schien einem Menschenverächter zu gehören.

Der seltsamste Mann war aber der Smyrniote, der bei diesem vergnügten Diner kein Wort sprach. Von Zeit zu Zeit warf er Blicke auf den Marseiller, die eine klare Nichtachtung verrieten.

Dabei waren beide im Grund Franzosen. Der Smyrniote gehörte der französischen Kolonie Kleinasiens an, die bereits eine Art Aristokratie dort bildet. Diese Familien sind seit sechs oder sieben Generationen bereits in Smyrna angesiedelt, lassen ihre Töchter alle in Versailles erziehen und ihre Söhne in Grenoble studieren und in Paris dienen. Trotzdem sind sie im Gesicht so levantisiert, daß diese spitzen, langnäsigen Schädel förmlich nach dem Fes schreien.

Für den Marseiller schien diese Mumie von einem Mann nichts als Luft zu sein. Er übersah diesen Platz an einem Tisch von neun Gedecken vollkommen.

Er hatte jetzt die Attacke auf den Türken ausgeübt. Der Türke regte sich aber nicht.

„Was hat unser Alter mit dem Reisen zu tun?“ fragte etwas erstaunt der kleine Schiffsarzt.

„Jedes Alter hat seine Leidenschaft“, sagte der Marseiller. „Zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig reist man aus Vergnügen.“

Er fing in der Tat jetzt an, eine Philosophie des Reisens aufzutischen. Der Bursche war nicht nur

amüsant, sondern auch gescheit, so frech er war. „Zwischen fünfunddreißig und vierzig, um die Welt zu kennen, zwischen vierzig und fünfzig in Geschäften."

Ich sah, daß man ihm eine Abreibung geben mußte. „Dann sind Sie sechsundvierzig", sagte ich.

„Etwa", erwiderte er höflich.

„Und Ihre Leidenschaft besteht darin, Geschäfte im Orient zu machen?"

Er nickte: „Meine Leidenschaft."

„Und worin besteht das Vergnügen," fragte ich lachend, „sechs Monate lang Feigen einzukaufen?"

„Darin," sagte der Marseiller, indem er mich anblitzte, „daß ich mit einem Vermögen jeden Sommer in Brindisi aussteige und genau weiß, daß ich acht Tage später im ‚Trianon' am gesegneten Gave Montparnasse in Paris eine Ente mit Trüffeln essen werde."

Der Feigenhändler hatte eine imperatorische Art eingenommen. Er ähnelte ein wenig den Barockgeneralen seiner Nation, die ebenfalls so unmöglich gemalte Schnurrbärte tragen. Trotzdem war er ohne Zweifel ehrlich. Er war Feigenhändler aus Passion. Und hatte seine Leidenschaften ebenso sicher bereits verschiedentlich gewechselt.

In diesem Augenblick seines Triumphes kam ihm als guter Bissen der kleine Schiffsarzt unter die Zähne. Der Kleine stotterte ein wenig und fuhr wegen dieser Nervosität zur See. Ursprünglich war er Kinderarzt und kontrollierte nun zwischen Ba-

tum und Venedig das eingeladene Gemüse und Wasser auf Pestgefahr.

Er war bei seiner ersten Frage abgeführt worden und wie alle Stotternden rachsüchtig.

„Vermögen", sagte er jetzt bissig, „werden nämlich nur noch zwischen Hammelfett und Läusen verdient."

Er hatte dabei mich angesehen. Es half ihm diesmal aber nichts. Der Marseiller schlachtete ihn wie ein Huhn ab.

„Wie alt sind Sie?" fragte der Marseiller den Schiffsarzt als einzige Antwort.

„Achtundzwanzig", erwiderte der unglückliche Italiener.

„Haben Sie viele Patienten?" fragte der Marseiller.

„Nein," sagte der Kleine, „ich habe glücklicherweise nur einen Heizer, der sich die Hand verbrüht hat."

„Mein Lieber," sagte der Marseiller daraufhin ruhig, „ich will Ihnen dann einen guten Rat geben. Verbinden Sie diesem Mann seinen Finger ruhig weiter, aber bemühen Sie sich nicht, von Vermögen zu reden, von denen Sie keine Ahnung haben."

Das war dem Kapitän denn doch zu stark. Der graue, hagere italienische Bär fürchtete, daß der Marseiller ihm seine Offiziere einen nach dem anderen abstach. Er ließ daher seine dritte Fischportion im Stich, richtete den Blick auf den obersten

Ingenieur und fragte ihn, ob er im Radio Nachrichten über die Kriegslage habe.

Der Ingenieur hatte keine. Dieser dicke, runde, blonde Italiener hatte nie Nachrichten. Trotz seinem Fett aß er langsam und schwermütig vor sich hin, ohne zu sprechen, ja selbst ohne zu lächeln.

Es handelte sich bei der Frage des Kapitäns um das Kriegsgerücht zwischen Italien und Albanien wegen der Petroleumkonzession des italienischen Kapitals in Albanien.

Dieses Thema machte weder den Offizieren noch den Geschäftsleuten Freude. Es hatte aber einen unverhofften Erfolg. Es brachte den Türken aus seiner Reserve.

Er legte den Zahnstocher nieder, mit dem der Orientale immer spielt, und sagte verächtlich: „Reden Sie nicht von Krieg."

„Der Krieg, den ich meine," sagte der Kapitän, „hat keinen Einfluß auf die Türkei. Er geht die Serben und uns an."

Der Türke bewegte den dunklen Römerkopf zur Seite.

„Kein Krieg", sagte er, „ist mich etwas angegangen."

Er sprach so, als rede er von einem schlechten Pferd. Jetzt endlich wandte er den Blick auf den Marseiller, der ihn mit seinem Alter geärgert hatte.

„Haben Sie an Ihrem Krieg teilgenommen?"

„Im Felde," sagte der Feigenhändler, „obwohl ich Deputierter war."

„Ich bedaure Sie", sagte der Türke amüsiert. „Wie kann man sich an einem Krieg beteiligen? Weder mein Vater noch mein Bruder, die bedeutende Posten in unsrer Armee hatten, haben es getan."

Dieser Türke war unter keinen Umständen ein Feigling. Er hatte bestimmt nicht das geringste gegen das Kriegführen. Von Humanität hatte er keinen Dunst. Dieser distinguierte Mann fand lediglich die Beschäftigung mit dem Kriegshandwerk verächtlich. Für ihn war das eine Sache der kleinen Leute. Auf seinem Menü mußte ich seinen Namen lesen. Danach schien er sogar aus einer Inselgriechenfamilie zu stammen, aus der die Türken neben den Albanern ihre besten Militärs gezogen haben.

Zwei Minuten später fing er eine Geschichte zu erzählen an, die sein Gentlemanideal noch lebhafter illustrierte.

Seine Mittel, dem Kriegsdienst zu entgehen, als die türkische Revolution ihn dazu zwingen wollte, waren von einer orientalischen Unbedenklichkeit, die es ebenfalls nicht mehr gibt. Die Soldaten des neuen türkischen Usurpators und Republikführers Kemal Pascha ähneln jetzt in Schneid und Pflichtgefühl schon fast den preußischen Soldaten.

Das Komischste aber an der Geschichte des Türken war, daß er sie eigentlich nur erzählte, um sich über den Marseiller zu mokieren, dessen „Alter"-Philosophie ihn ebenso geärgert hatte, wie es ihn zu amüsieren schien, daß dieser bekannte Kauf-

mann sich vier Jahre lang in einen Schützengraben gelegt hatte.

„Als die Jungtürken in Stambul zur Macht kamen," erzählte der Türke, „sandten sie sogar mir eine Einziehungsordre. Ich war fünfunddreißig und der zweithöchste Beamte in der Tabakregie. Ich habe ihnen die rechte Antwort gegeben", sagte der Türke, den es beim Mokka noch amüsierte, daß man es für möglich gehalten hatte, ihn zum Militär bringen zu können. Er war türkischer Konservativer und sah in dem Versuch schon etwas so Empörendes, daß er noch heute darüber lächelte.

„Ich ging", fuhr er fort, „zu dem Vorsitzenden der militärischen Kommission. Sie setzte sich aus einem Türken, einem Armenier, einem Juden und einem Griechen zusammen. Der Vorsitzende war Armenier.

‚Mein Paß ist ein Irrtum,' sagte ich ihm, ‚ich bin nicht fünfunddreißig, sondern fünfundvierzig.' Diese Jahresklasse war sicher.

‚Was wollen Sie für diesen Irrtum ausgeben?' sagte der Armenier.

‚Was kostet er?' fragte ich.

Der Armenier sah mich eine Sekunde an. ‚Fünf Goldpfund.'

‚Gut', sagte ich.

‚Bringen Sie Zeugen mit,' sagte er, ‚die den Irrtum beschwören.'

Ich brachte sie. Sie waren teuer. Aber sie gaben an, daß in meinen Zivilpapieren ein Irrtum vor-

liege, daß sie mich kennen und daß ich fünfundvierzig bin.

Damit war die Sache erledigt, obwohl sie mich geärgert hat.

Ich besaß nun zwei Alter, ein ziviles in meinen Geburtsdokumenten und ein militärisches Alter, das mich zehn Jahre älter machte. Was kümmerten mich die Papiere, nach denen niemand fragte!

Nach einer Reihe von Jahren brachte jedoch die moderne Verwaltung das Gesetz heraus, daß Beamte mit fünfundfünfzig Jahren pensioniert würden.

Ich ging zu meinem Präsidenten und sagte ihm: ‚Meine Militärpapiere sind ein Irrtum. Ich bin fünfundvierzig.'

‚Das ist ausgeschlossen,' sagte der Präsident, ‚ich halte Ihren Paß in der Hand, Sie sind fünfundfünfzig.'

‚Ich werde Ihnen durch meine Geburtsurkunde beweisen,' sagte ich ihm, ‚daß ich fünfundvierzig bin.' Ich brachte ihm den Auszug.

‚Was wollen Sie,' sagte der Präsident, ‚nun haben Sie zwei Alter.'

‚Nein,' sagte ich, ‚das militärische ist ein Irrtum.'

Ich wurde also wieder fünfundvierzig.

Ich habe aber einen Sohn. Die Gesetze der modernen Türkei", sagte der Türke, der von dem modernen Staat sprach wie die russischen Emigranten von Moskau, „sind streng. Sie forderten meinen Sohn zum Soldaten. Ich schickte ihn, um ihn sicher zu haben, nach Athen. Es kann in der

Türkei jeden Tag einen Krieg geben, und ich wollte ihn nicht darein verwickelt sehen.

Die Griechen haben jedoch viele Soldaten eingebüßt und verlangten plötzlich, daß, wer ohne Paß ihr Land bewohnt, es beschützen soll.

Das heißt: Mein Sohn, den ich eben vom türkischen Militär gerettet hatte, sollte jetzt in die griechische Armee eintreten.

Die Sache war peinlich. Wenn mein Sohn nach Stambul zurückkäme, würde er in der Türkei gehängt. Aber ich habe noch weniger Verlangen, ihn als griechischen Soldaten von den Türken erschossen zu sehen.

Ich hatte ihn in die Banque d'Athènes gegeben. Ich nahm jetzt in Kospoli den Abschied. Meine Frau fuhr nach Griechenland und mit dem Jungen nach Ithaka, von dort nach Korfu.

Es gibt nun eine Ausnahme, die von dem griechischen Militärdienst befreit. Sie tritt ein, wenn der junge Mann einen erwerbslosen Vater von sechzig Jahren besitzt. Meine Herren," sagte der Türke, listig lächelnd, „ich brauchte mich nur an meine Militärpapiere zu erinnern. Ich sandte sie nach Athen. Ich bin, wenn ich griechischen Boden betrete, wieder sechzig, während ich vor acht Tagen in Stambul noch fünfzig war.

Mein Sohn", erklärte er ruhig, „wird auch in Griechenland nicht sich an einem Krieg beteiligen."

Er sprach mit der Art der alten Leute des Orients, die den erwachenden Nationalismus ihrer

Jugend für Hysterie halten. Ein paar Tage vorher war ich in Lesbos mit ihm auf die Zitadelle gefahren. Wir kamen dabei auch in das Palais, das sein Bruder bewohnt hatte, als von hier aus die Inselgruppe von der Türkei beherrscht wurde. Sein Bruder war Gouverneur, und der Alte kannte jeden Raum. Jetzt war Lesbos wieder griechisch.

Die Nationalitäten wechseln hier so oft, daß der Patriotismus andere Gesetze hat als auf dem Kontinent.

Der Türke war Mitglied einer alten Herrenkaste, die Offiziere und Paschas stellte, aber über den Patriotismus Gedanken hat, die mit den Ideen des Kontinents nichts zu tun hatten.

Er verstand den Orient auch in demselben Augenblick nicht mehr, als Kemal Pascha nach seinem Sieg über die Griechen in Kleinasien die Türkei zu einem europäischen Land machte. Diese Türken, die kein Nationalkostüm mehr tragen dürfen und deren Frauen wie die Französinnen, aber schöner, mit nackten Gesichtern über die Straßen von Stambul gingen, waren für ihn ebenso lächerlich wie der Marseiller, der vier Jahre im Schützengraben lag.

Der Türke war ein guter Erzähler, da er mit eisernem Gesicht sprach, aber seine Sätze pointierte. Der Mokka war jetzt serviert. Man ging aufs Verdeck.

Das Schiff blieb die Nacht vor Smyrna liegen. Diese Nacht war köstlich.

„Ihr System", sagte der Marseiller, „wäre ausgezeichnet, wenn Paris am Bosporus läge."

Die abgebrannte Europäerstadt lag unter dem

Mond. Die Stadt der Orientalen ging mit den weichen Lichtern und den Minaretten von fünfundvierzig Moscheen den Berg hinauf. Die Luft auf dem Golf war süß. Es war fast wärmer als am Tag. Das Meer wirkte nicht wie Wasser, sondern wie ein Stoff, mit dem man schwebt. Die Villen von Calero standen deutlich unter ihren Palmen auf der anderen Seite der Bai. Die Pferdebahnen liefen mit ihren Kutschern in Tropenhelmen den Kai hinauf und herunter, dicht am Wasser.

Der Kommandant nahm uns nach einer Viertelstunde mit auf die Kommandobrücke. Er lud auch den Smyrnioten ein.

Der hagere, schwarze, vertrocknete Mann sah ihn durch seinen Zwicker an. Er war einer der einflußreichsten Kaufleute der Levante.

„Sie haben", sagte er dem Kapitän, „einen Mann bei sich, den ich nicht einmal grüßen würde, wenn ich ihn in der Hölle träfe."

Er meinte damit den Marseiller. Diese Fehde war geschäftlicher Natur, aber sie betraf Menschen, die aus Grundsätzen bestanden und die sich deshalb haßten. Der Marseiller Franzose hatte dem smyrnaischen Franzosen ein paarmal nicht geliefert. Da er dazu ein Lebemann war, sah der Kaufmann in ihm einen furchtbaren Gegner. Die Lebensansichten bestimmen den Haß selbst bei Menschen, deren Lebensmaximen im Grund darin bestehen, daß die kleinasiatischen Feigen besser sind als diejenigen von Kalamata auf dem Peloponnes.

Wenn man die beiden Franzosen betrachtete, war der Smyrniote sicher solid. Aber er war langweilig. Und in geschäftlichen Dingen war er ohne Zweifel genau so rücksichtslos wie jeder Levantiner. Ihn machte nur wütend, daß die Rücksichtslosigkeit des Marseillers mit den Memoiren von Edward Grey spazieren ging und auf „Ladies-Killer" posierte.

Dabei war der Marseiller in seinen weißen Schuhen eigentlich gescheit und amüsant. Er sprach mit den Gesten eines Schauspielers des Palais Royal. Als er später in Brindisi ausstieg, wo wenige Gäste logieren, sagte er:

„Im Hotel ‚International' wird man mich aufs Korn nehmen wie ein Rebhuhn vor der Flinte." Er machte dazu die Gewehrbewegung.

Sein Zynismus war hell, geistreich und sehr à la mode. Seine Ironie wäre weise gewesen, wenn der Mann nicht diese dünnen, hochgebürsteten Schnurrbartspitzen gehabt hätte. Der Smyrniote mit dem Zwicker auf der langen Nase war entschieden gediegener. Aber ich mache in Feigen nun einmal keine Geschäfte.

Darum war mir sein Charakter gleichgültig. Ich ließ den soliden Mann daher kurz stehen und ging auf die Kommandobrücke. In der anderen Ecke saßen dort die jungen italienischen Offiziere mit den Kadetten und sangen. Sie genierten sich, an Land zu gehen, weil die guten Seeleute das immer tun. Die Eingeborenen in den südlichen Hafenstädten belustigen sich über die ausgehungerten

Maritimen und setzen bei ihnen so rüde Manieren voraus, wie die gutklassierten Jungens sie nicht vorausgesetzt haben wollen. Für die Hafenvölker sind die Maritimen, die ankern, genau so komisch wie die Sonntagssportler für die Sportsleute.

Kurz, dieser Abend endete sehr vergnüglich. Die Kadetten und der Dritte Offizier sangen den Refrain. Der Zweite Offizier sang die Texte. Sie hatten sich zwei elektrische Lampen angeknipst und auf den Boden gestellt. Sie tranken aber dabei fast nichts. Diese eleganten Burschen in Weiß, schlank und braungebrannt, sangen die halbe Nacht sehr graziös, mit einer Leichtigkeit und Souveränität, die nur der südliche Gentleman besitzt. Sie sangen mit derselben ungezwungenen Haltung, mit der die jungen Engländer aus guten Familien Bridge gespielt hätten.

Der Himmel war wie aus Glas. Die Lustigkeit war diskret und widersprach nicht der Stille, die von den Dardanellen und Mytilene riesengroß über das Meer kam.

Es war eine amüsante Situation. Ein Dutzend Jahre gerade nach dem Krieg, und es gab schon unerwartet lustige Gegensätze. Da lag man vor Smyrna, wo selbst im Basar keine verschleierte Frau mehr saß, während auf dem Balkan, der jahrhundertlang gegen die Türken gefochten hatte, Hunderte von alten Türkenstädten mit dem Dekor von Tausendundeine Nacht noch standen. Die eleganten Italiener scheuten sich ihrerseits, von diesen neuen Europäern von Smyrna ausgelacht zu werden. Nicht ein-

mal die in ihren Nationaltugenden konservativen Franzosen verstanden sich mehr untereinander. So selbstverständliche Gefühle, wie Tapferkeit, Hingabe, Staat und Gesellschaft, waren überall jetzt wie am babylonischen Turm verwirrt. Denn jedermann auf dem Schiff, nicht wahr, verstand darunter ein anderes Wort und einen anderen Sinn.

Der europäisierte Orient stand plötzlich genau so auf dem Kopf, wie es Europa seit einigen Jahrhunderten tut. Acht Tage vorher hatte ich tatsächlich bereits eine Türkin gesehen, die das Rauchzimmer eines Hotels bis zwölf Uhr nachts deshalb nicht verließ, um nicht von Griechen, die am Eingang Karten spielten, sich grüßen lassen zu müssen.

In der Weichheit einer orientalischen Nacht sind aber diese Empfindungen nicht sehr kraß. Es löste sich schließlich alles in die Anmut der Natur auf, die diese Küsten schon immer unsterblich gemacht hat.

Wahrscheinlich ist es daher auch leichter, mit zwei Altern auf diese Welt der Widersprüche und der Auflösung zu reagieren.

Dabei hatte der Türke übrigens seine Hauptpointe vergessen. Sie fiel ihm in Patras erst ein, als ihn ein Barkenführer geschädigt hatte. Den meisten Spaß hatte diesem reichen Mann das Folgende nämlich gemacht:

„Als ich damals zu dem Vorsitzenden der militärischen Kommission kam, der ein Armenier war, um meinen ‚Irrtum' zu bezahlen, fragte ich noch

einmal um den Preis. Ich tat es aus Höflichkeit. Er antwortete: ‚Drei Goldpfund.' Er hatte bereits vergessen, daß er fünf verlangt hatte. Ich habe", sagte der Türke, „erlebt, daß wir früher hin und wieder sowohl die Griechen wie die Armenier in unsrer Regierung unter einen Hut gebracht haben. Aber daß ein Armenier aus Vergeßlichkeit im Preis heruntergeht, meine Herren, ist nie dagewesen. Ein Türke würde es mir niemals glauben."

Am nächsten Tag war das Schiff in Mesolongion, wo seine Familie ihn abholte. Da die Gesundheitspolizei zwei Stunden zu spät aufs Schiff kam, standen sein Sohn und seine Frau zwei Stunden in einer Barke und warteten auf ihn.

Die Frau, die dünn und elegant war, grüßte ihn die zwei Stunden lang, indem sie sich immer wieder verbeugte. Sie trug ein europäisches Jackenkleid und neigte sich, indem sie die Arme nach vorne hob und die Handflächen vor sich ausstreckte, sehr graziös dabei nach der Reling aufschauend. Ich habe selten eine schönere Bewegung gesehen.

Der alte Türke stand neben mir. Seine einzige Sorge war, ob seine Frau und sein Sohn ihn in Strohhut und blauer Brille erkennen würden. Er fand diese Kleidung an sich ärgerlich, war aber eitel genug zu wissen, daß der Fes ihn hier lächerlich machen würde und daß der Strohhut ihm stand. Er hätte auch gelächelt, wenn man Kemal Pascha mit Mussolini verglichen hätte, obwohl zu dieser Zeit die ganze türkische Jugend dieser Ansicht war.

Die beiden Feinschmecker

Als Fürst Pückler-Muskau 1834 nach Argeles in den Pyrenäen kam, schrieb er der Fürstin: „Jetzt habe ich das Land gefunden, wo ich leben und sterben will, ein Land, dessen Bewohner die Gutmütigkeit unserer Deutschen mit südlicher Lebhaftigkeit und patriarchalischer Einfachheit vereinigen; ein Land, dessen Klima so lieblich ist, daß man an tausend Fuß hohen Schneewänden durch Maisgärten und Weinfelder hinfährt; wo die Provence, Spanien und das Meer Dir die Hand reichen — das Land Heinrichs des Vierten, das Land der Trüffeln und des Bordeaux-Weines, der Wachteln und der Ortolane, der Forellen und der Seefische, der terrines de Nérac und der pâtés de Toulouse." Pückler fügte seinen Küchenzettel hinzu: „Consommé mit pochierten Eiern, zwei Forellen, eine au bleu und die andere grillé, Fettammern en caisse, ein Fricandeau, eine Wachtel à la crapaudine, Kartoffeln à la maître d'hôtel, drei gebratene Krammetsvögel (die, da sie in Argeles statt Wacholder Weintrauben fressen, von besonders zartem Geschmack sind), Orangencreme, Nüsse, St.-Savin-

Äpfel, frische Butter und Fromage du pays, dazu Bordeaux und Mokka.“ Pückler fügte weiter hinzu, daß er für diese Pension mit der Nahrung für sein Pferd am Tag zehn Franken zahlte. Das ist interessant.

Interessanter ist, daß bereits in dem ersten Satz des großen Reisenden ein Programm aufgestellt ist, das eine bestimmte Philosophie des Reisegenusses darstellt, ein Programm, das in der folgenden Erzählung zwei Männer zu befolgen sich entschlossen, die allerdings von diesem Brief keine Ahnung hatten.

Pückler-Muskau stellte ihnen gegenüber allerdings noch den Mann dar, der die seelischen, die naturhaften und die gastronomischen Reize des Lebens auf seinen berühmten Reisen gleichzeitig aufnehmen konnte.

Er war gebildet und war ein Feinschmecker. Heute gibt es nur noch Leute, die entweder n u r sehen oder n u r essen.

Durch einen Zufall trafen sich also zwei Männer, ein Holländer und ein Deutscher, die auf den Kontinent zurückkehrten, der eine, um zu essen, der andere, um zu sehen. Sie waren so reichlich versessen auf ihre Ideen, daß sie dieselben niemand mitteilten. Bis zu einem gewissen Grad war ihr Vorhaben rührend. Sie suchten ihre Jugend damit nachzuholen.

Pluiggers hatte auf Java nie die Vorstellung gewisser Speisen verloren, die in seiner Kindheit in Scheveningen geglänzt hatten, und, mehr als alle anderen Genüsse des Lebens, hatte ihn dieser Traum durch einige Jahrzehnte in Kolonien begleitet, eine Zeit, während der er sein Vermögen fundierte.

Cäsar Würth, der in Buenos Aires mit Weinimport genau so fünfzig Jahre alt geworden war, wie Pluiggers in Java mit der Fabrikation von Zucker, hatte in dreißig Jahren Arbeit, die ihn nicht interessierte, keine Sekunde vergessen, daß ihn die Schlachten Hannibals und gotische Dome in seiner Knabenzeit magnetisch angezogen hatten. Hinter seinem Kontortisch sah er die Figuren der Geschichte hin- und herwandeln, erhob sich die Akropolis vor einem seidig-blauen Himmel, ging der Dom von Sevilla kerzengerade, zum Erschauern, in die Luft.

Beide, die das Leben hart am Nacken hielt, verdrängten dreißig Jahre lang Ideale, von denen eines mehr holländisch, das andere mehr deutsch war. Beide hüteten, solange ihnen durch die Verhältnisse diese Wünsche noch verboten waren, in diesen Idealen einen, wenn auch barocken, so doch tatsächlichen Lebenssinn. Deshalb sprachen sie, durch Ozeane getrennt und ohne Bewußtsein von ihrer gegenseitigen Existenz, nie von ihren eigentlichen Sehnsüchten.

Als ihre Geschäfte aber so liefen, daß ihre Einkünfte und ihre Vermögen nach Menschenermessen

gesichert waren, erlebten sie eine denkwürdige Stunde. Der große Augenblick eines durchschnittlichen Menschen kommt nämlich in jener Sekunde, wo ein für unmöglich gehaltener Lebenswunsch aus der Tiefe heraussteigt und ihm wie ein alter Bekannter guten Tag sagt.

Der Mann aus Java und der Mann aus Buenos Aires fingen jetzt erst zu leben an. Sie waren fünfzig Jahre geworden. Sie sahen mit einem festen Blick um sich und atmeten plötzlich einmal so auf, wie ein Mann tut, der eine Viertelstunde über Land nach einer Station gelaufen ist, den Zug noch im Abfahren erreicht hat und die Coupétür hinter sich zufallen hört. Die beiden rüsteten daraufhin ohne Zögern den „Trip" nach dem Kontinent. Sie bedurften nichts als ihres Appetits und ihrer Augen.

Reisende, die kein bestimmtes Ziel haben, treffen sich genau so in der Welt wie solche, die sich zu bestimmten Zwecken treffen müssen. Es gibt eine Anziehungskraft für Dinge, die sich ergänzen. Diese Anziehungskraft, die man dummerweise Zufall nennt, unterliegt einer Gesetzmäßigkeit, bei der es gar keine Rolle spielt, ob der eine Partner aus Buenos Aires und der andere aus Java stammt.

Diese Gesetzmäßigkeit hätte die beiden ebensogut auf einem Dampfer wie auf einem Flugzeug zusammenführen können. Sie wählte unerforschlicherweise die Stadt St. Goar dazu aus, wo beide bei einem Rheinsalm zusammenkamen, der Holländer entzückt, der Deutsche enttäuscht.

Würth konnte sich in seiner neuen Welt von Kathedralen noch nicht zurechtfinden. Sein Unterbewußtsein hatte sich dreißig Jahre lang diese Welt so verfeinert, daß er kaum fassen konnte, daß sie schließlich auch nur aus Steinen bestand.

Der Holländer war begeistert von einem Fisch, dessen deliziöse Farbe einzigartig ist, hatte aber, da er sich überhaupt nicht mehr bewegte, ebenfalls seine Schmerzen, die allerdings nicht sein Gemüt betrafen.

Würth animierte den Holländer, mit ihm auf die Ruine zu laufen. Pluiggers hingegen machte den Deutschen darauf aufmerksam, daß ein Rheinsalm alle Romantik der Welt übertreffe, denn er sah auf dem Teller des anderen ein Gulasch, das am Rhein genau so wenig gemacht werden kann wie eine Fischsuppe in Marburg.

Beide betrachteten die gegenseitigen Einwürfe skeptisch, befolgten sie langsam und waren nicht unbefriedigt. Pluiggers verbesserte seine Verdauung und entzog sich nicht der Tatsache, daß Ruinen über dem Rhein einen passablen Anblick gewähren, während Würth feststellen mußte, daß eine Salmschnitte, im Bewußtsein ihres Wertes langsam verzehrt, dem Sinn für Kathedralen einen Unterbau lieferte, der zumindestens die Genußfreudigkeit hob.

Am Abend fuhren sie auf einem Dampfer nach Mainz. Es war Anfang Mai und zufällig sehr warm. Diese Fahrt gehört auch dann zu den schönsten

Sachen auf der Welt, wenn man nicht eine Niersteiner Auslese dazu trinkt, die wie Öl im Glas liegt.

In Mainz fand Cäsar den Dom schon viel begeisternder, während der Holländer enttäuscht über die Küche war. Man speist hier nur gut in den Familien. „Has im Topf", mit Burgunder und Schweineblut zusammen gekocht zum Beispiel, oder Spanferkel, die beim Braten mit Bier übergossen werden, um knusperig zu sein. Für beides aber war nicht Saison, und es fehlte ihnen die Möglichkeit, dem Geheimnis der rheinischen Küche nahezukommen, das in die Bürgerhäuser sich zurückgezogen hatte, wo es allerdings noch prächtigere Rezepte gab.

Aus dem Essen der großen Hotels in Wiesbaden machte sich Pluiggers gar nichts; das mochte tadellos sein, langweilte ihn aber. Er wollte nicht gut oder kostbar essen, er wollte schmausen. Er wollte seine Phantasie anregen. Er wollte angeben, wie etwas gemacht werden sollte, er wollte zusammenstellen und Spezialitäten haben. Mit Delikatessen und fertigen Menüs war bei ihm nichts auszurichten. Also war hier nicht der rechte Ort für ihn. Außer einem Krebsessen in Dill schaute nichts „Appetisantes" für ihn heraus. Dagegen hatte er andere Vorteile. Er trainierte seinen Körper, auf dessen Funktionieren er für seine Eßexzesse angewiesen war.

Während Würth in den Museen in der Römer-

welt aufging, die heroischen Schatten der Kaiser und der Legionen beschwor, tat Pluiggers alles mögliche für seinen Magen. Das Herumlaufen in den Museen war eine strapaziöse Bewegung, die Pluiggers mitmachte, um der Kurzweil willen. Er entdeckte und gestand, daß dabei eine Menge an ihm hängen blieb. Er trat, etwas verächtlich, aber wohlwollend, in eine Welt ein, die ihm verschlossen geblieben war, und da sie eine gourmandise Leidenschaft begünstigte, gewann er Sympathie dafür.

Ebenso hatte der Salm die Sinnenwelt Würths gelockert. Er schlief besser und war weniger leicht enttäuscht. Dabei hütete jeder der beiden Männer sein Geheimnis vor dem anderen. Sie hätten es nicht preisgegeben und wenn man sie vor eine Kanone gebunden hätte. Dies Geheimnis war für sie der Sinn ihrer Existenz, und sie waren so keusch, nicht davon zu sprechen, etwa so, wie junge Menschen ihre Liebe verheimlichen. Auch hatten sie ein wenig Angst, komisch zu wirken.

Aber es war anderseits nicht zu umgehen, daß die beiden Männer hin und wieder gegenseitig ihre geschulten Geschäftsblicke aufeinanderwarfen und sich taxierten. Da keiner seine eigene Schwäche mittaxierte, kam es jedem seltsam vor, daß der andere, statt in „busineß" herumzurasen, langsam auf dem Kontinent herumschaukelte. In diesem unbeschreiblichen Blick tauchte ihr altes Leben, von dem sie Ferien hatten, in ihren Augen auf.

Geschäftsleute sahen sich eine Sekunde in die Pupille!

Sie fanden sich in diesen Augenblicken gegenseitig reichlich verrückt und mokierten sich in ihren Herzen übereinander. Der eine über den Burschen, der nichts tat, als Beweise von Hunger von sich zu geben, der andere über den Mann, der in jede alte Kirche lief. Sie hatten in ihrem harten Leben ihre eigenen Liebhabereien so verachten gelernt, daß sie sich sehr amüsiert hätten, wenn sie die Möglichkeit gehabt hätten, sich selbst in ihrer augenblicklichen Fasson in Java oder in Buenos Aires zu begegnen.

Das alles hinderte sie aber nicht, sich sympathisch zu finden. Sie ergänzten sich, ohne Worte, zu sehr, um voneinander lassen zu können. So leicht warf keinem von ihnen der Zufall wieder einen Partner vor die Füße, der den anderen weder genierte noch im Stich ließ, der unabhängig genug und ebenso fest entschlossen war, den „Trip" durch den Kontinent zu machen.

Am nächsten Tag saßen sie bereits in Straßburg. Cäsar hatte eine Kathedrale und Pluiggers erstickte bei „Valentin" in Gänseleber. Die beiden Genüsse lagen aber so dicht beisammen, daß sie sich von selbst ergänzten. Den Holländer reizte nebenbei die berühmte Uhr. Er nahm als Zugabe einen Vortrag in sich auf über die Figuren der „Kirche" und der „Synagoge", die am Eingang standen und zu dem Süßesten gehören, was an Frauenkörpern in Stein gehauen ist.

Man kann aber nun nicht in einem Milieu leben, ohne daß es abfärbt. Mit der Zeit wird man sachverständig.

Nach ein paar Wochen hatte Pluiggers daher eine bestimmte Ahnung von Kathedralen und Cäsar Würth verstand die Grundbegriffe der Küche. Als sie von Paris nach Chartres gefahren waren und fünf Stunden lang die überlebensgroßen gigantischen Figuren des Portals besichtigt hatten, eines der drei Weltwunder neben den Pyramiden und Venedig, war es Cäsar Würth, der auf die Uhr sah und sagte: „Wo werden wir unser kleines, apartes Mittagessen einnehmen?"

In Chartres speist es sich auf eine selbst für Frankreich originelle Weise. Es gibt da zwei kleine Konditoreien, durch die hindurch man sich in ein winziges Hinterzimmer begibt. Dieser kleine Salon mit weißen Vorhängen hat vier oder fünf Tische, und hier befindet sich eines der reizvollsten Restaurants. Ein Restaurant, auf den Fingerspitzen aufgezogen, von einer gebildeten Familie gehalten und für vier Parteien höchstens eingerichtet, mußte, im Schatten der ungeheuren Gotik, Köstlichkeiten bieten. Durch die Fenster sah man auf die leere Straße von Chartres, als sei man ein Patrizier der uralten Stadt. Dabei aß man, in kleinen Töpfen mit Tonhenkeln, Eier à la cocotte, so mit schwerer Sahne und Rosawein zusammengebacken, daß das

Herz der Männer andächtig wurde. Auch der Hummer hatte hier weiße, gefranste Papierkrausen. Er wirkte wie eine Zofe aus sehr gutem Haus.

Der Holländer erlebte hier eine lyrische Eßsensation, ein Begriff, den ihm seine Zunge zwar vermittelte, den seine Zunge in Worten allerdings nicht auszudrücken vermochte.

Die beiden fuhren nach Paris zurück. Ihre Erlebnismöglichkeiten in dieser Stadt sind durch unvergleichliche Schriftsteller und Köche zu bekannt, um dabei zu verweilen. Es gab da nichts zu entdecken. Aber Paris war doch eine beispiellose Prärie, den Deutschen wenigstens flüchtig in die Welt der Gastronomie einzuführen.

Während einerseits Pluiggers in Märschen, die er auf zehn bis zwanzig Kilometer täglich schätzte, die Säle des Louvre durchmessend, die Unterschiede zwischen einem Guardi und einem Brueghel sich klarzumachen suchte, sah Cäsar Würth anderseits am Abend verblüfft, wie in einem Restaurant eine gebratene Ente vor seinen Augen am Serviertisch durch eine Preßmaschine geleiert wurde, um ihm nur ihren köstlichen Saft mitzuteilen. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen brachte ihn eine Stunde später eine kurze Autofahrt in die Rue Valois zum Restaurant „Bœuf à la mode", wo der Holländer eine andere Ente, aber diesmal prall und knusperig gebrannt, mit schwarzen Oliven und Trüffeln verspeiste.

Pluiggers verhalf dem Mann aus Buenos Aires

auf diese Weise zum Verständnis für Nuancen. Sie gewöhnten sich daran, daß, wer abends bei dem Diner Lehrer war, am Morgen im Louvre als Schüler mit niedergeschlagenen Augen antrat, und daß anderseits Cäsar Würth, der morgens wie mit unsichtbaren Flügeln und triumphierender Geistigkeit im Louvre herrschte, abends bewundernd zusah, was der dicke Mann bestellte und mit den Kellnern besprach.

Vor allem aber gab es eine Möglichkeit, infolge der Großzügigkeit des Etablissement Prunier, den Deutschen in die Grammatik der Seetiere, insbesondere der Austern einzuführen. Der Holländer war von Geburt aus in dieser Sphäre bereits Spezialist. Eine gleiche Auswahl wie bei Prunier findet sich in der Welt kaum wieder, und Pluiggers nahm mit Cäsar Würth für die acht Tage, welche diese Übungen dauerten, im Hotel „Burgundi" Wohnung. „Burgundi" war ein gepflegtes, aber einfaches Hotel, lag jedoch Prunier genau gegenüber. Die gastronomische Philosophie Pluiggers' verlangte nach einem Austernfrühstück unbedingt sofortige Bettruhe. Er empfand den wahren Genuß eines Essens erst in der Siesta, wo die Wollust der genossenen Speisen sich in die Träume mischte. Pluiggers verschlief auf diese Weise von drei bis sechs eine Zeit, in welcher kein Mensch in Paris etwas anderes anfangen kann als in moderne Kunstsalons zu laufen, was weder den gotischen Deutschen noch den holländischen „mangeur" interessierte, der schließlich

von den Kunstkilometern des Vormittags noch reichlich angegriffen war.

Prunier ist ein Restaurant in der Nähe der Madeleine-Kirche, das durch eine sorgfältige Organisation Seetiere mit solcher Fülle liefert, daß ein Pfirsich so teuer ist wie eine halbe Languste oder eine Forelle billiger als ein paar Walderdbeeren.

Pluiggers brachte Würth zuerst den Begriff für den Geschmack von Weichtieren bei, indem er ihm portugiesische Austern servieren ließ, die ordinärste Sorte, die es gibt, die aber einen sehr kräftigen Geschmack nach Seewasser vermittelt. Dieser Anfang war, auf dem Terrain der Austernkunde, eine Art Bauernessen. Es gelang dem Holländer, Würth die eigentlichen Nuancen des Austernessens dabei klarzumachen, nämlich den konzentrierten sekundlichen Genuß, den es bereitet, wenn die eingeschlürfte Auster über den Gaumen rutscht. Seltsamerweise begriff der Deutsche das rasch. Neun Zehntel aller Austernesser haben bis an ihr Lebensende keine Ahnung davon, daß Austernessen eine Art Bobsleigh des Genusses ist. Die meisten Leute machen zwischen einem Fondant und einer Auster nicht viel Unterschied.

Nachdem dies begriffen war, wurde es nicht schwer, Cäsar zu den feineren Sorten zu bekehren. Für die gediegenen Austernesser sind Marennes vertes genau so gut die soliden Inbegriffe der Seligkeit, wie auf dem Gebiet der Getränke das für einen Weinliebhaber etwa ein Burgunder Nuits 1919 dar-

stellt. Pluiggers fand bei Prunier jedoch eine Generalstabskarte an Abwechslungen. Da waren etwas herbe Armoricaines und zarte Marennes supérieures. Dann gab es zu Würths Entzücken die handgroßen, kräftig schmeckenden Huîtres de pêche. Pluiggers ließ sodann nach Rücksprache mit dem Maître ihm nicht nur Austern gebacken, sondern auch gemischt mit Champignons servieren und in einer Pastete vorführen. Er selbst rührte allerdings nichts an, was nicht frisch war.

„Früher", sagte Pluiggers, „ließ ich Austern sogar immer am Tisch selbst öffnen, wie es in Triest heute noch Sitte ist. Aber jetzt", sagte er mit dem Blick, mit welchem ein großer Sammler seine Raritäten betrachtet, „sehe ich auf den ersten Blick, welche Exemplare prima sind oder nicht. Ich sehe es besser", fügte er hinzu, „als der Kellner."

Der Holländer verachtete die Angestellten der Restaurants, die nicht gleichzeitig Fachleute waren. So schweigsam er war, so konnte er mit Küchenchefs und Direktoren von Hotels, falls sie Talent für ihren „rayon" besaßen, endlose Gespräche führen über die Möglichkeiten der Küche, über die Vorzüge von Gewürzen, über einfache und zusammengesetzte Saucen und über die Verschiedenheiten der einzelnen Nationen in der Zubereitung desselben Fisches oder desselben Salates.

Den Abschiedslunch bei Prunier eröffneten sie mit einem Oyster-Cocktail und fuhren mit einer Bouillabaisse fort.

„Wir sparen uns, wenn wir die Bouillabaisse hier nehmen, die ganze Riviera," sagte Pluiggers, „wo es für Sie doch nichts zu sehen gibt als ein paar armselige Ruinen, die Sie in Italien und Griechenland hundertfach besser haben. Was die Natur betrifft, so ist die Côte d'Azur sowieso parfümiert und es gibt kaum ein anständiges Lokal da unten." So grotesk dieser Satz klingt, so recht hatte diese Sentenz des Holländers. Wenigstens in seinem Sinn.

Die Bouillabaisse war für Cäsar eine aufregende Studie. Es gab in der sehr gepfefferten und mit Safran durchsetzten Suppe eine Unzahl Fische und Muscheln und Langustenstücke, die einen sehr scharfen Geschmack machten. Pluiggers hatte einen süßen, milden Anjouwein dazu bestellt. Er prüfte ihn auf der Zunge.

„Auf diese Weise", sagte er, indem er auf den Wein deutete, „können wir jetzt noch zu den Austern übergehen. Der Anjou legt eine weiche Barriere zwischen die wilden Vorgerichte und die Marennes."

Sie gaben sich nunmehr einer unaufhörlichen Schwelgerei in Austern hin. Der Deutsche, der am Morgen das Musé Cluny mit seinen Spitzen und zarten Arabesken besucht hatte, besaß dadurch eine gehobene, leidenschaftliche Empfänglichkeit für feine Unterschiede und gab sich dieser Disposition fast maßlos hin.

Pluiggers legte darauf einen Gang frischen Kaviars ein und ging zu „homard à la nage" über,

jungen, zarten Hummern, die in Zwiebeln und einfachen Gewürzen gekocht waren. Im Wein war er sehr zurückhaltend. Ein leichter Bordeaux in Karaffe. Später einen Champagner Perrier-Joust, „brut", 1900. Im übrigen nahmen sie nur noch eine einfache Rotzunge in Chablis und einen Käse. Dazu gehörte als Übergang zum Mokka ein männlicher Akzent, den der Holländer durch einen Cognac Bisquit-Dubouché aus dem Jahr 1858 fand. Mit Zigarren war das ein Meisterstück.

Der Deutsche erkannte an, daß das Frühstück dem Besuch entsprach, den er Cluny und einigen Rokokokabinetten des Louvre in Verbindung mit St. Germain des Prés abgestattet, wobei er auch ein paar Schritte in den Jardin des Plantes mit seinen wilden Tieren gesetzt hatte.

„Um zehn Uhr morgen früh", sagte Pluiggers, „geht der Südexpreß nach Madrid am Quai d'Orsay ab. Ich will mir jetzt noch ein Bild von Jordaens ansehen."

Der Deutsche sah ihn schläfrig an und nickte.

Wie Pluiggers den Deutschen erst auf dem Umweg über bestimmte geistige Vorstellungen, wie Meeraroma, zum Geschmack der Austern gebracht hatte, so hatte Würth den Holländer sehr leicht zum Verständnis von Farbnuancen und Gemäldekompositionen zu bekehren verstanden, indem er ihm diese Qualitäten an Bildern klarmachte, welche die riesigen Tafelfreuden vergangener Epochen in prachtvollen Stilleben festhielten. So kam es, daß, wäh-

rend Würth im Hotel „Burgundi“ lag und davon träumte, in welchem Stil das Abendessen wohl gehalten werden müsse, um gastronomisch „stylish“ zu sein, Pluiggers im Louvre herumrannte und Genuß dabei fand, englische und französische Gourmetmaler zu vergleichen.

Am nächsten Morgen fuhren sie in einem der Luxuszüge des Kontinents nach Spanien. Sie saßen in Klubsesseln und nahmen Frankreich in sich auf, das bis um neun Uhr abends ziemlich in Gänze an ihnen vorbeischwebte. Zu diesem Zeitpunkt mußten sie den Zug wechseln, da die Grenze erreicht war.

Kurz nach drei Uhr nachts weckte der Holländer Cäsar mit einer merkwürdigen Idee.

„In einer halben Stunde sind wir in Burgos“, sagte er durch die Schlafwagentür.

„Sie sind des Teufels, Herr“, erwiderte der Deutsche.

„Im Gegenteil,“ erwiderte der Holländer mit Gemütsruhe, „ich steige nämlich aus, um die Kathedrale zu sehen.“

Dieses Wort wirkte allerdings elektrisierend auf Cäsar.

Um vier Uhr nachts stolzierten sie durch die Stadt, in welcher der Cid geboren wurde. Es war Ende Mai und bitterkalt in Alt-Kastilien.

„Wie kamen Sie darauf, das Programm zu ändern, mein Lieber?“ fragte Würth.

„Ich habe noch einen Whisky getrunken," sagte Pluiggers, „als ein Herr kam, der dieselbe Absicht hatte. Dieser Mann", sagte der Holländer mit einem Stierkämpferblick, „war der Direktor des Prado-Museums und sagte mir, daß der Dom von Burgos eines der Weltwunder sei." Cäsar Würth warf einen Blick auf den Holländer, der zwischen Bewunderung und Neid ungefähr gleich abgewogen war.

Um halb fünf Uhr früh, kurz ehe sie in das Hotelbett der Kleinstadt stiegen, erblickten sie in der taubenblauen Dämmerung Kastiliens die vielen Türme der Kathedrale, einen Kranz von scheinbar unzählig vielen Türmen, Türmen wie geschlossene Tiaren, die mit grausamer Schönheit vor den wilden Bergen Kastiliens sich streckten.

Burgos war eine seltsame Stadt. Ganz dicke Männer gingen mit nadeldünnen Spazierstöcken, die sie unaufhörlich bogen, und mit Sportbaretts spazieren, im Dom gab es einen Christus aus Menschenhaut, und das Hotel hatte auf eigenartige Weise den Ruhm des Generals Cid fast beiseite geschoben. Es verkündete überall durch Anschläge, daß die Elektrizität die ganze Nacht brenne, was für Kastilien mehr bedeuten mußte, als den Heros der Rasse geboren zu haben, an dessen begraster Geburtshausstelle Wäsche zum Trocknen hing und Kühe herumsprangen.

Die beiden entdeckten aber bei dieser Improvisation ein grundlegendes Gesetz: den Reiz der

Überraschungen, der sich infolge jeder Programmlosigkeit einstellt.

Der Dom war unvergleichlich, und der Lunch war ebenfalls eine Überraschung. Er umfaßte sieben Gänge. Als Wein bekamen sie Rioja Diamant. Sie wurden nicht danach gefragt, was sie haben wollten. In Spanien gibt es fast keine Restaurants und man speist in den Hotels. In den Hotels gibt es nur festes Menü, eine Vergewaltigung, die sie nicht zu bedauern hatten, wenn sie nur gewußt hätten, was sie verspeisten. Aber das Hotel „Norte y Londres" besaß niemand, der sich zeigte, außer den Kellnern, und diese waren nicht sachverständig, ja nicht einmal Kellner im Frack, weshalb Pluiggers sie verachtete, obwohl sie vorzüglich servierten.

Erst in Cordoba fanden sie einen Dolmetscher für ihre Sehnsucht, in die Interna der spanischen Küche einzudringen. Sie hatten das Hotel „Simon" gewählt, ein Hotel mit einem maurischen Patio, einem Palmengarten, um den das Haus herumgebaut ist. In diesem vor der Sonne geschützten Paradies sitzen die spanischen Damen und Priester nach dem Frühstück und schlafen. „Simon" ist ein rein spanisches Hotel, in dem so gut wie keine Ausländer absteigen, wodurch es billiger und besser ist.

Die spanischen Damen in Cordoba, wo bereits Andalusien beginnt, etwa zwanzig Schnellzugsstunden südlich von Burgos, sitzen nach dem Frühstück im Patio, stecken sich drei Zahnstocher zwischen die herrlichen Zähne und unterhalten sich.

Sie tragen einen Kamm mit einem Schleier auf dem Kopf und die Männer jene grauseidenen Zylinder mit riesigem Rand, die Cordobeser heißen, während die Priester eine schwarze Röhre, die gar keinen Rand hat, auf dem Kopf haben. Nach einer bestimmten Zeit schlafen alle und schlagen im Traum nach den Fliegen.

Das Frühstück, das sie ab zwei Uhr eingenommen und an dem die beiden Reisenden teilgenommen hatten, bestand — nach einer Suppe — aus Merlan mit Essigsauce, in die wie in eine Reissuppe Zwiebeln geschnitten waren. Zu Pluiggers' Verblüffung kamen im nächsten Gang warme, in Öl gebackene Windbeutel. Dann Hammelbraten mit Radieschen. Darauf eine Pastete, mit schwarzem Gulasch gefüllt. Den folgenden Gang bildeten Bohnen in brauner Sauce mit vielen Lorbeerblättern. Als darauf ein ganz weißes Fleisch kam, wurde Pluiggers unruhig. Er sah sofort, daß es weder Kalb noch Schwein sei. Mit dem Geschmack war die Art aber auch nicht festzustellen.

In diesem Augenblick eroberte sich Würth, der nicht umsonst Cäsar hieß, eine Riesenposition. Da er allein spanisch sprach, führte er die Unterhaltung mit einer dicken Dame, die das Servieren beaufsichtigte und für die er ein paar Komplimente anwandte, die nicht in Buenos Aires zu Hause waren. Diese Möglichkeit, verhandeln zu können, verschaffte ihm ein Übergewicht in einer Sphäre, die seither restlos dem Holländer vorbehalten war.

Er erlebte alle Wonnen, die ein Mensch empfindet, der immer Schüler war und eine Partie des menschlichen Terrains gefunden hat, auf welcher er plötzlich sachverständig ist. Er brachte heraus, daß das weiße Fleisch ein Roastbeef von Kuhfleisch war. Es gab dazu gekräuselten, baumartigen Salat. Darauf Vanilleeis, mit grünen Zitronen eingerieben. Die Sache schloß mit Ziegenkäse, Datteln, Mispeln und Orangen. Die Sache war wirklich Schwergewicht und dauerte ziemlich lange. Der Holländer hatte dreimal nach der Uhr gesehen.

Cordoba besitzt eine der größten Moscheen der Welt aus der Zeit, wo die Mauren siebenhundert Jahre lang hier saßen und an ihrer Universität etwa die Berliner Akademie mit einem Oxford College vereinigten. Das heißt, sie stellten das Idealbild männlicher Haltung und Gelehrsamkeit dar.

Pluiggers, der sich zwischen den achthundert Säulen am Morgen verirrt hatte, wollte noch einmal zurückkehren, um den Eindruck zu ordnen. Wie bei einem Essen verlangte er auch in der Kunst Übersicht und Einordnung. Deshalb lag ihm Spanien mit seinen festen, irregulären und revolutionären Menüs gar nicht. Die Alhambra in Granada und die Palmengärten in Malaga sowie der Alkazar von Sevilla zogen ihn mehr an als die großen, roten Krebse, die man an jeder Straßenecke kaufte und die jeder Schuhputzer wie Nüsse aß. Er kam ein wenig in Verwirrung.

Pluiggers war ein Liebhaber der nördlichen

Küche, die wundervolle Effekte und schöne Kontraste besitzt, Kontraste, die durch die Tradition geheiligt waren wie die Zeremonien von Taufen und Beerdigungen. Die wilde, afrikanische Art, ein Menü durcheinanderzuwerfen, stieß ihn ab. Er verachtete die spanische Küche ein wenig, weil er darin nicht einmal zusammenstellen durfte und dazu noch heiße Windbeutel nach einem Essigfisch bekam.

Ihn, der aus den Tropen kam, interessierte plötzlich viel mehr, daß hier im spanischen Süden eine farbige Rasse gesessen und königlich geherrscht hatte, ja daß sie eine Zeitlang das Gentlemanideal Europas verkörpert hatte. Er hätte das nicht für möglich gehalten, und darum stand er verblüfft, die Hände in den Hosentaschen, im Orangengarten der Moschee mit den achttausend Lampen, deren Umfang hinter einer riesigen Mauer der Umfang einer Stadt schien und auf deren Turm am Abend nackte Flammen leuchteten.

Der Deutsche dagegen hatte eine kindliche Freude an so verrückten Lunchs wie demjenigen im Hotel „Simon" in Cordoba, während der maurische Kunststil ihm nicht viel sagte. Er erschien ihm, wie allen an der Gotik erzogenen Deutschen, nicht „geistig", nicht „tief" genug, und er fand den renovierten Alkazarpalast in Sevilla einfach scheußlich. Ihn zog es mehr an, wenn der Stil der französischen Gotik sich mit demjenigen der Mauren zu einem wollüstigen Grad von spanischer Gotik mischte. Aber vor der Kathedrale in Sevilla stand er genau

so erschlagen wie Pluiggers. Diese Strenge neben solch leichter Majestät, dieser Prunk des Portals, das sich fast in den Himmel hinaufzieht, neben soviel Adel überwältigte beide, ob sie nun mehr auf „Diners" oder mehr auf „Stil" aus waren. Eigentlich ist solche Übereinstimmung schon Freundschaft.

„Nur einmal", sagte Pluiggers in Gibraltar, „habe ich in diesem Lande gut gegessen. Das war in der ‚Antigua Casa de Botin' in Madrid." Er schauderte vor sich hin.

Dieses Restaurant ist berühmt, weil es eines der wenigen in Spanien überhaupt und außerdem aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ist. Die Spezialitäten des Hauses sind Ofengerichte. Spanferkel aus der Kachel. Auch Fische, aber alle in der Kasserolle gebacken. Seltsame Fische: Besugo oder Salmon. Alle „al horno" zubereitet.

„Das Ritz", fügte der Holländer hinzu, indem er gedankenschwer das armselige Biedermeier-Hotel in Gibraltar musterte, „war ein vorzügliches Hotel, vielleicht das beste auf dem Kontinent, aber das Essen war langweilig."

„Mein apartestes Erlebnis", sagte Würth, indem er nach den weißen Häusern von Tanger hinübersah, „war Arroz à la Valenzia."

Diese Speise hatte ihn halb verrückt gemacht. Sie bestand aus fettem Reis, Muscheln, Hühnerbrust, Fischen und Gewürzen.

„Mann aus Buenos Aires," sagte der dicke Mann

aus Java, „Sie reden gar nicht mehr von Kathedralen. Als ich Sie kennenlernte, konnten Sie kein Rehragout von einem Fasan unterscheiden."

„Und Sie, mein Lieber," sagte Cäsar Würth, „würden Goya heute noch für einen Käse halten, wenn Sie nicht am Rhein an meinem Tische gesessen hätten."

Die beiden Männer stritten sich schon, was beweist, daß ihre beiden Interessengebiete sich durchdrungen hatten. Sie saßen eine Stunde später in einem Wagen und hatten den Europa-Point erreicht. Afrika schien mit der Hand zu fassen und die Wasserstraße zwischen den Erdteilen nicht größer als ein mittlerer Strom.

Von nun ab verlief ihr „Trip" harmonisch.

In Italien aßen sie sich durch die Bologneser wie durch die Florentiner Küche, genau, wie sie die Dome von Mailand und die von Siena miteinander besuchten und verglichen.

Als sie auf der „Semiramis" im Hafen von Athen ankamen, hatte Würth Zollschwierigkeiten wegen einem halben Dutzend von Derbysaucen und Senf, die er eingekauft hatte, ehe er in Venedig das Schnellschiff des Lloyd Triestino bestieg.

„Was haben Sie für eine Idee gehabt," fragte Pluiggers erstaunt, „Mustarden mit nach Griechenland zu nehmen?"

Der Deutsche, der vor Begeisterung zitterte, endlich klassischen Boden zu betreten, zögerte gleichwohl nicht, mit einer wenig klassischen, aber be-

rühmten Sentenz zu antworten: „C'est pour corriger la fortune du pot."

Er hatte gehört, daß er sich wochenlang von gesottenem Hammel werde nähren müssen und hatte vorgesorgt.

Diese Handlungsweise war klug und männlich. Sie war verblüffend nur dadurch, daß sie von Seiten des Deutschen und nicht von Seiten Pluiggers' kam.

Die Weisheit geht launisch wie ein Mädchen mit dem Zeitpunkt um, an dem sie sich endlich in einem Menschen zeigt.

So kam es auch, daß, als die beiden Globetrotter wieder in Buenos Aires und in Java saßen und von ihren Freunden nach ihren Abenteuern gefragt wurden, der Holländer zum grenzenlosen Erstaunen derer, die ihn kannten, nur von Kathedralen und Leuten mit unbekannten Namen wie Pisano und Boccati sprach, während Cäsar die deutsche Kolonie in Entsetzen brachte durch ein Palaver über Diners und Rezepte, wie es kein Mensch bei einem so nüchternen und bescheidenen Mann für möglich gehalten hätte.

Er geriet in den Ruf, seine Moral verloren zu haben und ein skrupelloser Hund zu sein, obwohl er doch nur „essen" gelernt hatte, eine Kenntnis, die aus vielen träumerischen Deutschen erst richtige Männer gemacht hat.

Der Bur und das Kudu-Kalb

Im Jahre 1915 waren die vierundneunzigtausend Buren, die gegen Deutsch-Südwestafrika gezogen waren, so weit, mit Hilfe englischer Generalstabsoffiziere die verhungerten paar tausend Deutschen am Boden zu haben.

Nun benahmen sich die Buren aus der Südafrikanischen Union, die ja schließlich auch einmal gegen die Engländer im Jahre 1900 gefochten hatten, sehr generös, ja, so nobel wie kein Volk der Welt, das sich dem Run auf deutsches Eigentum angeschlossen hatte.

General Botha gab allen Deutschen ihr Privateigentum, das Vieh, die Farmen, das Geld wieder und entließ die Gefangenen aus den Internierungslagern. Die Buren waren damals noch nicht englisches Dominion, sondern eine Kolonie, und wagten damit immerhin eine Menge. Wer jedoch aus dieser Noblesse der Buren den Schluß ziehen möchte, daß ihre Art des Krieges fairer gewesen sei als diejenige von Engländern oder Franzosen, irrt sich.

Denn die Buren, die aus ihren Konzentrations-

lagern die Deutschen von Südwest schon 1915 entließen, scherten sich den Teufel um die übrigen gefangenen Deutschen und ließen sie bis 1918, wie Sardinen gepackt, in den Stacheldrähten sitzen.

Warum?

Weil das Schicksal der Deutschen sie im Grund so wenig wie das der Wanzen kümmerte und weil es wohl ihrem Charakter entsprach, sich den Leuten, die im Grunde das ganze Südafrika mit seinen Gold- und Diamantminen aufgebaut hatten, auf diese Weise dankbar zu zeigen. Sie revanchierten sich gleichzeitig durch die Zurückbehaltung der Deutschen in den Stacheldrähten auch für die Sympathien, mit denen Deutschland seinerzeit Paul Johannes Krüger, Botha, Dewett, Hertzog und Smuts gegen die Engländer beigestanden hatte und für das Telegramm Wilhelms des Zweiten, der ihnen zu ihren Siegen gratuliert hatte, und auch dafür, daß die Deutschen an erster Stelle protestiert hatten, als die Engländer in dem Krieg von 1900 den Stacheldraht erfanden und die burischen Frauen dahintersetzten, bei welcher Gelegenheit ein Armeekorps Frauen an Typhus starb.

Warum aber ließen die Buren die Deutschen aus Südwest frei und gaben ihnen als einziges Volk der Welt ihr Privateigentum wieder?

Aus Sentimentalität? Aus alter holländischer Grandezza?

Nein — weil sie Südwestafrika schlucken woll-

ten. Dazu brauchten sie die ansässigen Farmer. Die Buren sind eine politische Rasse. Sie stammen von Holländern, die eines Tages auf dem Weg nach Ostindien hier einen Stützpunkt suchten, sie stammen weiterhin von deportierten Verbrechern, von hugenottischen Emigranten, von verkauften deutschen Regimentern, von guten niederländischen Bauern, von pogromflüchtigen Juden und von dem Goldsuchergesindel der Achtzigerjahre.

Die Buren sind eine politische Rasse und sie wollen von ihrem Landzipfel aus Afrika so erobern, wie es die heutigen Amerikaner seinerzeit mit Amerika taten.

Aus diesem Grunde erfand in Versailles der burische General Smuts die Idee, die deutschen Kolonien, die man nicht rauben konnte, unter das Mandat des Völkerbundes zu stellen — und Südwest kam auf diese Weise unter das Mandat der Südafrikanischen Union.

Das Gebiet, das doppelt so groß wie Deutschland ist, bekam einen burischen Administrator, einen klugen burischen Imperialisten, der deshalb besonders unerbittlich burisch auftrat, weil seine Eltern noch Deutsche gewesen waren.

Von den zwanzigtausend Weißen in Südwestafrika blieben die meisten im Lande, die Hälfte waren Deutsche, die allerdings von den Buren anders dachten als seinerzeit die Deutschen zu Hause, bei denen die Buren die Helden der Indianerbücher waren.

Damals kannte sie allerdings auch niemand in Deutschland richtig.

Die Eingeborenen hingegen, die sie schon immer kannten, denken schon immer auf eine sehr aparte Weise von ihnen:

„Dieser Mann ist kein Mister — ist ein Bur", sagen die Ovambos in Südwest.

Viele der herumziehenden Buren sind wilder und ungebildeter als die Neger, die zwar gelegentlich von ihren Häuptlingen kurzerhand auf ein paar Monate in die Minen verkauft werden, aber doch hie und da lesen und schreiben können. — —

Eines Tages befand ich mich mit Mr. Jupp fünf Stunden von Omaruru, um auf Smaragde zu prospektieren. Jupp kam aus Brasilien in der Überzeugung, daß in Südwest Smaragde stecken müßten, sprach mit den Ovambos aus Angola portugiesisch und wurde von den Boys wie ein Vater richtig geliebt.

Die ersten zwei Tage lagen wir beim ersten Claim unter einem Sandsturm begraben, hinter dem Wagen, im Zelt. Dann war unser Wasser zu Ende, aber Jupp richtete eine Stafette von fünf Ovambos ein, die nachts Wasser holten und am Tag schliefen. Die übrigen Boys gruben mittlerweile den Claim auf. Jupps Sohn Georg ging für alle auf die Jagd, damit wir nicht vom Corned beef die Läuse bekamen. So war alles in Ordnung, und Jupp lief mit mir jetzt in der Hitze auf der Prärie herum, um neue Claims abzustecken.

Er roch förmlich, wo Berylle, Korunde und Turmaline in dem Boden stecken mußten.

Dann nahm er eine Holztafel, schrieb seinen Namen darauf — und auf 600 zu 1200 gehörte ihm das Schürfrecht für Halbedelsteine. Wenn das Stück zu einer Farm gehörte, machte das gar nichts aus. Solange der Farmer nicht das Schürfrecht auf seinem Boden hatte und dafür monatlich pro Claim ein paar Schillinge zahlte, konnte Jupp, mit der Büchse in der Hand, auf dem Gebiet der Farm prospektieren.

Eines Abends zog Jupp am Feuer den einzigen Ring, den er trug, vom Finger und hielt ihn gegen das Licht.

„Der Stein hier ist schlecht", sagte er und betrachtete einen herrlich in Platin gefaßten Smaragd, ein Stück teuflisch grünes Feuer.

„Warum?"

„Er ist zu fehlerlos", sagte Jupp. „Das ist verdächtig."

Jupp zog eine Lupe aus der Tasche und hielt sie dicht über den Stein.

„Sehen Sie."

Er hielt mir die Lupe unter das Auge und ich sah darin genau über dem Stein einen roten Strich.

„Das Glas ist speziell für Smaragde geschliffen", erklärte Jupp und rieb sich mit dem Handballen unter dem Auge. „Und wenn der rote Strich da ist, so ist es ein Smaragd — und wenn der rote Strich fehlt, so ist es keiner."

„Na, daß dieser Ring ein Smaragd ist, habe ich auch so gewußt", sagte ich.

„Das konnten Sie nicht", erwiderte Jupp und kaute mit straffen Backen. „Es gibt vielleicht fünf Leute in der Welt, die es können, und einer davon bin ich. Aber auch ich war anfangs nicht sicher."

Er steckte das Glas wieder ein.

„Seit die Leute angefangen haben, die Steine künstlich zu machen, ist eine scheußliche Unsicherheit in meinem Geschäft. Mit Rubinen und Saphiren ist schon gar nichts mehr. Sie werden nicht nur so gemacht, daß sie den Natursteinen ähnlich sehen, sondern sie haben auch denselben chemischen Körper."

Er legte einen langen Holzklotz quer über das Feuer.

„Wer aber Smaragde und Aquamarine nachmacht und als Smaragde oder Aquamarine ausgibt, fliegt ins Loch", fuhr der Prospektor befriedigt fort. „Man kann sie nur ähnlich machen, aber nicht den gleichen chemischen Körper herstellen."

In diesem Augenblick kam einer der Ovambos von der Mine, die etwa zwei Meilen von den Zelten und dem Ochsenwagen entfernt war, herangelaufen und rief:

„Wo großes Bum-Bum? — Schönes Fleisch, Aubaas."

„Sind es Kudus, mein Junge?"

„Ja, Aubaas."

„Wenn es Kudus sind, so weißt du, daß ich die

nicht schießen darf — denn ich habe von heute ab keinen Jagdschein mehr."

„Ach, Aubaas", sagte der Ovambo. „Junger Mister auch großes Fleisch geschossen."

„Ovambo Gottlieb," sagte Jupp, „wenn du eine solche Unwahrheit noch einmal sagst, wirst du zwei Stunden lang ein großes Buch in die Luft halten müssen und wenn du die Arme herunternimmst, wirst du mit einem Sandsack Prügel bekommen. Geh zurück auf die Mine."

Der Kaffer warf noch einen sehnsuchtsvollen Blick auf das große Mausergewehr, das neben Jupp stand, und zog sich langsam zurück.

„Ganz glatte Smaragde, die gar keinen Fehler haben," sagte Jupp und spielte mit dem Ring, in dessen Facetten das Holzfeuer blitzte, „sind sehr selten. Ich brachte einmal Stücke aus Brasilien mit, die so schön waren, daß selbst Friedländer sie mir nicht abnahm. Wenn sie ein paar Wolken oder einen Riß gehabt hätten, hätte er sie sofort genommen. Die Welt ist so ängstlich geworden — und so klein", sagte er achselzuckend und sah in die Nacht.

Der Smaragd fing jetzt, wo das Feuer hell brannte, eigentümlich wild zu funkeln an.

„Der dunkle Smaragd", sagte Jupp, verliebt mit dem Ring hin- und herfahrend, „ist ja leblos, gibt aber ein herrliches Licht. Ich habe die brasilianischen lieber. Sie sind hell, aber sie haben ein verflixt scharfes Leben. Und was für eine Bewegtheit!"

„Hallo", rief eine frische Stimme hinter uns. Ein hagerer Junge erschien.

„Hast du was geschossen?" fragte Jupp, ohne sich umzuschauen.

Georg kam aus der Dunkelheit mit einem Boy, der ein Paket trug.

„Einen Springbock." Der Achtzehnjährige neigte sich an das Ohr seines Vaters: „Und ein Kudu-Kalb."

„Wohl dir," sagte Jupp ärgerlich, „das wird uns dreißig Pfund Strafe kosten."

„Nana", meinte der Junge und setzte sich auf seine Büchse. „Ich habe es mitten in einer Pflanzung erwischt, die es gerade abfraß. Und ich habe es glatt auf die Mine geschleift, wo die Ovambos es gleich abgezogen haben. Wer soll da schon was pinkern?!"

„Gestern", sagte Jupp zu mir, „ist nämlich unser Jagdschein abgelaufen und er ist noch nicht erneuert, weil es hier im Sand niemand gibt, der zwanzig Pfund für zwanzig Stück Großwild kassiert. Aber du wirst sehen," wandte er sich an Georg, „morgen wird irgend ein Polizist oder so was herreiten und eine Untersuchung anstellen. Schießt der Knorke auch noch ein Kalb, was überhaupt verboten ist."

„Laß sie kommen", sagte Georg verdrossen. „Ist das Feuer fertig?"

Am Tag vorher hatte Jupp selber einen Kudu-Bullen geschossen, der so groß war wie ein Pferd.

Der Bulle war so hart wie ein Negerkopf. Es schmeckte deshalb nicht nur Georg und mir, als wir heute das zarte Fleisch des großen Antilopenkalbes von den Spießen schnitten.

Am folgenden Mittag gegen ein Uhr kam ein Ovambo von der Mine herübergelaufen. Der Junge war ganz naß vor Schweiß in der mörderischen Hitze.

„Police da wegen Kalb, das kleiner Mister geschossen", sagte er und lachte ängstlich.

Diese Ovambos kamen aus dem Norden von Südwest, aus dem portugiesischen Angola, und waren glücklich, daß Jupp portugiesisch mit ihnen sprechen konnte.

„Was hast du dem Police gesagt?"

„Nichts ich sagen", erwiderte der Ovambo. „Nur ein Herero sagen: Kleiner Mister eins geschossen. Eins. Aber nicht wissen, was."

„Geh rasch auf die Mine zurück", sagte Jupp und ging mit mir in das Zelt.

Zehn Minuten später ritt ein burischer Polizist mit einem eingeborenen Hottentottenpolizisten vor das Zelt.

Jupp kochte vor Wut über die Infamie, daß ein Weißer sich zuerst an Neger wandte, um etwas über Weiße zu erfahren. „Nur ein Bur bringt eine so dreckige Sache fertig", sagte er dreimal laut im Zelt, während der Polizist draußen immer „Baas ... Baas!" schrie.

Wir gingen aus dem Zelt heraus. Da saß der

Bur, krebsrot, aufgelöst auf einem Pferd. Der Hottentotte war bereits abgestiegen.

„Wie geht es dir?“ fragte er Jupp.

„Danke, und dir?“ fragte Jupp den Bur.

„Es ist heiß. Hast du viel Glück hier?“

„Die Arbeit ist zu schwer. Was willst du hier?“

„Wie ist das mit dem Kalb?“ fragte der Bur.

„Ich verstehe dich nicht.“

„Mit dem Kalb, das du geschossen hast.“

„Lächerlich“, sagte Jupp und sah mit den runden blauen Augen in seinem viereckigen Kopf von dem Bur bis zu den Pferdehufen.

„Ich meine doch, du hast ein Kudu-Kalb geschossen“, sagte der Bur, halb verlegen, halb hartnäckig.

„Ich habe einen Bullen geschossen — damit ist mein großer Jagdschein für Großzeug fertig“, sagte Jupp. „Außerdem hat der Georg einen Springbock geschossen. Kleine Antilopen darf ich auf meinen Jagdschein schießen, so viel ich will. Wer hat dir gesagt, ich hätte ein Kalb geschossen?“

„Ich dachte ...“, sagte der Bur, der seinen Denunzianten nicht nennen durfte.

Jupp nahm das Mausergewehr und stemmte den Lauf zwischen beide Hände und den Kolben gegen den Boden.

„Wenn von einem Kalb die Rede hier ist, kannst nur du es sein ... also ...“, sagte er lachend.

„Ja ...“, sagte der Bur, „kann ich die Felle sehen?“

„Komm her."

Wir ritten zu viert hinüber, wo die Felle in der Nähe der Mine lagen. Das Kalbfell war längst verbrannt.

„Was ist das?" fragte Jupp.

Da lag das mit Salz eingeriebene Bullenfell, gut mit „Klippen" beschwert, und die Hörner des Bullen. Daneben der Springbockbalg.

„Ja," meinte der Bur verlegen, „es ist ein sehr kleiner Bulle, aber es ist ein Bulle."

„So — und wer ist das Kalb? Wie kannst du so dumm sein, dich bei dieser Hitze auf die Mine hetzen zu lassen, weil jemand euch gesagt hat, Mr. Jupp hat ein Kudu-Kalb geschossen, als ob Mr. Jupp nicht so viele große Antilopenbullen schießen könnte, wie er wolle. Fünf Stunden bist du, wie ich annehme, im Sattel. Hast du Wasser? Nein. Und wie steht es mit dem Essen?"

Jupp warf mir einen raschen Blick zu.

Der Bur kratzte sich hinter dem Nacken.

„S ... lachte Sache —"

„Komm mit", sagte Jupp kurz. „Du hast ja nichts. Du kannst mit uns essen."

Wir ritten zurück zum Zelt. Es fiel niemand auf, daß Georg nicht da war, als wir aßen. Der Bur schlang sich voll, als ob er seit vier Wochen nichts in den Magen bekommen hätte. Der Hottentottenpolizist bekam ebenfalls hinter dem Zelt einen Waggon Fleisch vorgesetzt.

Nach einer halben Stunde sagte Jupp:

„Sag mal, Police, wie ist das denn mit dem Mann, der euch das erzählt hat mit dem Kudu-Kalb? Sicher was mit dem Herero in der Mine?“

„Baas, das kann ich dir nicht sagen,“ antwortete der Polizist, mit beiden Händen einen Knochen haltend, „aber, wenn du nachdenkst darüber, wie ich es gehört haben kann, dann mußt du es eigentlich wissen.“

Jupp sah auf sein Gewehr mit einem Blick, der sagte, daß der Herero am nächsten Tag schwer aus der Mine herausfliegen würde.

„Hör mal, unser großer Jagdschein ist abgelaufen“, sagte Jupp nach einer Weile, „und ich habe so wenig Zeit, die fünf Stunden nach Omaruru hinüberzureiten. Könntest du mir das nicht besorgen? Wir heben dir das Essen von heute auf, das übrig bleibt.“

„Ja, das kann ich“, sagte der Police. „Ich mache morgen wieder einen dienstlichen Ritt hier heraus.“

„Wenn du dabei unterwegs einen Herero siehst, der von der Mine ohne meine Bescheinigung weggelaufen ist, dann kannst du ihn mit nach Omaruru nehmen und ihm dort fünfundzwanzig aufzählen lassen, so einem Schwein.“

„Baas, ich will mich nach ihm umsehen“, sagte der Bur und langte sich noch ein Stück Braten.

„Und wenn du nach Omaruru zu dem Policeverwalter kommst und Meldung machst, dann sagst du, daß du von dem Kudu-Kalb nichts gesehen hast. Du kannst es ruhig beschwören. Nicht wahr?“

„Das kann ich", sagte der Police feierlich, nachdem er ein Drittel des Kalbes gegessen hatte.

„So sind sie alle," sagte Jupp, als der Bur wegritt, „einer wie der andere. Der Administrator unterscheidet sich nicht von diesem Burschen da. Sie sind nicht klug. Sie sind nicht dumm. Man weiß nicht, was sie sind. Aber eins ist sicher: Sie kommen, auch wenn sie dumm sind, auf ihre Rechnung. Das ist das hervorstechendste Merkmal dieser Rasse. Ich habe lange gebraucht, bis ich das kapiert habe, denn das ist ein ziemlich einzigartiger Vorzug vor allen anderen Nationen. Haben Sie gesehen, wie das Kalb dem Kerl geschmeckt hat? Und ersticken hätte er sollen daran."

Die Lepra-Insel

An der Küste von Kreta weht immer ein starker Wind, man mag herkommen, woher man will. Ich kam auf einem griechischen Schiff, dem „Miaoulis", an. Wir fuhren den ganzen Tag die Insel entlang, legten in Canéa aber nicht an, sondern steuerten auf Rethymno zu, um Ochsen auszuladen.

Die Sonne schien. Der Himmel war prächtig blau. An der Reling standen zweihundert griechische Soldaten und waren seekrank. Das Meer tobte mit kleinen, tückischen, haushohen Wellen. Der „Miaoulis" ging vorn hoch, fiel am Hinterdeck sechs Meter herunter und wälzte sich dabei auf die Seite wie ein Eber, der sich suhlt.

„Warum halten Sie nicht in Canéa?" fragte ich einen Offizier.

„Wollten Sie aussteigen?"

„Deshalb fahre ich nach Kreta. Ich will Veniselos besuchen."

„Nun ja," sagte er, „es kann schon sein, daß wir gerade wegen Veniselos nicht anlegen." Und er warf einen Blick auf sein nicht in großer Form befindliches Militär. „Woher kennen Sie den Mann?"

„Von Lausanne. Ich war in Ouchy, als er Frieden mit Ismet Pascha machte."

„Gott soll ihn strafen, daß er uns an die Türken ausgeliefert hat", sagte der Offizier, der also Monarchist war. „Es wäre besser, wenn Sie ihn nicht besuchten."

„Warum?"

Der Offizier machte eine vielsagende Bewegung.

„Ich glaube, daß er in Lausanne Ihr Land gerettet hat, und zwar aus einem Malheur, in welches er selbst das Land nicht geführt hat."

„Darüber dürfen Sie auf einem griechischen Schiff eigentlich keine Meinung haben", sagte der Offizier lächelnd. „Wenn Sie heute abends in Heraklion mit mir aussteigen, werde ich Ihnen vielleicht etwas Merkwürdigeres zeigen, als wie Sie es bei einem alten Mann erleben können, von dem die Hälfte des Landes wünscht, daß er standrechtlich erschossen werde."

„Gut", sagte ich. „Da Sie ja nicht halten, muß ich ja sowieso später nach Canéa fahren."

Veniselos war der einzige Staatsmann, den Griechenland seit seinem Freiheitskrieg hervorgebracht hat. Er saß, wie schon oft, in Canéa und grollte. Als Kreter hatte er für die Griechen dasselbe an sich, was die Iren für die Engländer haben. Im Wesen ähnelte er Clemenceau, dessen Weisheit er auch besaß. Der „Alte" besaß den einzigen Einfluß, der in Griechenland die Dynastie entfernen konnte, und wäre seine Politik im Krieg befolgt

worden, besäße Griechenland wahrscheinlich auch außer der Republik noch Smyrna und die Dardanellen.

Er war der Abgott jeder Opposition in Griechenland. Generäle, die Putsche machen wollten, suchten in abenteuerlichen Verkleidungen in seine strenge Abgeschlossenheit in Kreta zu gelangen. Und ebenso natürlich fürchtete jede Regierung, die am Ruder war, den Alten wie die Pest.

„Mir fällt ein Witz ein, der damals in Lausanne vielen Leuten Vergnügen machte", sagte ich zu dem Offizier, der gespannt nach dem Lande sah. „Damals lebte Lord Curzon noch — es war überhaupt die erste Zusammenkunft von Staatsmännern nach dem Krieg ... aus allen Lagern. Mussolini und Tschitscherin waren da, Veniselos und Ismet Pascha waren da. Es war gerade eine kleine Konferenz. Lord Curzon hielt den Russen eine lange Rede mit moralischen Vorwürfen. Tschitscherin unterbrach ihn kein einziges Mal. Dann stand er auf und sagte nur: ‚Ich möchte bemerken, daß die Tschitscherin eine ältere Familie sind als die Curzon.' Nett, nicht? Ist das Rethymno?"

„Ja, Rethymno. War Tschitscherin denn im zaristischen Dienste?"

„Sehr alter Adel."

Wir legten draußen bei.

Der Hebekran fing an zu arbeiten. Ein fast rundes Ausladeboot schwankte links. Die Ochsen bekamen die Vorderbeine gefesselt, der Haken wurde

in das Tau an den Knien geschlungen. Sie sausten, wie betend, von dem Kran in die Höhe gerissen, in die Luft und sanken auf dem bewegten Deck des Ausladekahns wieder nieder.

Mit gesenkten Köpfen, zitternd, dumpf brüllend, blieben sie erschöpft dort stehen. Es konnte ihnen nichts Schlimmes mehr passieren, nachdem diese Sache über sie ergangen war.

Immer, wenn wir den Anker heben wollten, kamen neue Boote angefahren, die Ladung brachten. Es war gegen acht Uhr abends, als der runde Ausbootkahn sich von uns losmachte.

„Auf diese Weise werden wir erst morgen früh nach Heraklion kommen."

„Es wäre einerlei", meinte der Offizier, der mit mir an der Reling stand und dem Ausbooten zugesehen hatte. „Aber wir werden doch schon um ein Uhr nachts dort sein."

Die Stadt zündete in der Dämmerung schon Lichter an. Die Minarette spiegelten sich gerade noch im letzten Gold über der flachen Stadt. Darüber entwickelten sich mit triumphaler Umständlichkeit die phantastischen Terrassen des Ida, dessen Schneegipfel in einem noch strahlenden Himmel lagen. Auf dem Meer war der Abend zur gleichen Zeit schon tief und melancholisch.

Das kreisrunde Ausbootschiff mit den Ochsen war kaum mehr zu erkennen. Es ging wie ein schattenhaftes Pferd auf den breiten Wellen herauf und herunter.

Plötzlich begannen die zwanzig Ruderer auf ihm zu singen. Der Gesang kam schon aus der vollen Dunkelheit, ein monotoner Rhythmus mit scharfem A—i—i—i dazwischen. Versponnen und toll. Wie bei den Negern. Wie auf allen Inseln. Eine hungrige, unruhige, wilde Sache.

Als der Gesang hinter den Wellenbergen fast unhörbar geworden war, fing auf dem Hinterdeck einer an, die Melodie auf einem Instrument von neuem zu kratzen.

Der Anker ging hoch, wir hörten die Schellensignale, die Maschine gab Rückdampf, wir legten bei und fuhren um eine Felsspitze herum auf Heraklion zu.

Wir schlenderten jetzt langsam an der Reling hinunter. Unter der Brücke lag ein Kreter und spielte auf einer selbstgeschnitzten, tellerrunden Violine aus Balkenholz ohne Pause dieselben sechs Takte.

Es dauerte jedesmal zehn Sekunden, dann fing der Bursche die Melodie von neuem an. Die Soldaten summten sie mit. Es war, als ob das Schiff von dem Rhythmus besessen worden sei.

Um ein Uhr fuhren wir in den alten venezianischen Hafen von Heraklion.

Am nächsten Abend saß ich mit dem Offizier auf dem einzigen großen Platz von Heraklion. Mitten auf dem Platz standen große Leinwandtransparente. Hinter uns waren auf Stangen kleine Holzhäuser gebaut, aus denen wie Maschinengewehre die Kino-

apparate herausschauten. Wir konnten zur gleichen Zeit also im Freien vier verschiedene Filme sehen. Der Platz war hoch. Das Meer mit funkelnden Schiffen lag unter uns. Die Hälfte der Bevölkerung verkaufte frische Mandeln und Orangenblüten. Die andere Hälfte ging in roten Reitschuhen, schwarzen Knickerbockers, roter, zweireihiger Weste und schwarzem Turban spazieren.

„Kennen Sie Spinalonga?" fragte der Offizier.

„Nein. Was ist das?"

„Eine durchstochene Halbinsel. Die Lepra-Station."

„Auf Kreta?"

„Sechzig Kilometer östlich. Haben Sie Lust, mit mir zu fahren?"

„Werde ich hineingelassen?"

„Mit mir — ja."

Am nächsten Morgen um sechs fuhren wir mit einem alten Ford los. Die Wege waren so schlecht, daß wir gerade dies alte, hochgebaute Modell brauchten, um über die Steine wegzukommen. Für fünfzig Kilometer brauchten wir drei Stunden. Dann kamen Maultiere daran.

Hin und wieder mußten wir durch kleine Flüsse. Die Ebenen waren mit blühendem Oleander besät.

„Was machen Sie eigentlich dort?" fragte ich meinen Begleiter, der Zivil trug.

„Eine Besichtigung."

„Danke."

„Die Sache ist folgende. Veniselos hat eine

Schenkung, die er bekommen hat, an die Leprösen weitergegeben. Nun ist etwas Merkwürdiges passiert. Die Leprösen haben einen Ausschuß gebildet und haben das Geschenk zurückgewiesen und verlangt, man solle ihnen die Freiheit geben. Begreiflicherweise können wir das nicht. Nun haben sie mit einem offenen Brief an Veniselos geantwortet, der leider viel Aufsehen macht. Ich möchte nun einmal nachsehen, wer diese Geschichte inszeniert hat. Es sind nämlich fast lauter Fischer und arme Leute, die wohl kaum schreiben können, auf Spinalonga. Wir waren über diesen Protest sehr verblüfft. Unter uns, natürlich. Aber Sie können es auch weitererzählen", sagte er achselzuckend.

„Ich reise also in behördlicher Mission mit", sagte ich.

„Im Gegenteil", meinte er lächelnd. „Wenn ich mit einem Ausländer komme, werde ich meine offizielle Mission am besten verbergen können."

„Wissen Sie denn, wer ich bin?"

„Natürlich. Sie können sich denken, daß die Papiere der Leute, die im Augenblick nach Kreta fahren, gut untersucht werden."

Eine halbe Stunde später stiegen wir in ein Boot.

„Es trifft sich gut," sagte der Arzt, der mit uns hinüberfuhr, „ich habe noch einen anderen Ausländer da, der mit einer Empfehlung des Innenministeriums gekommen ist."

„Sie selbst wohnen auf dem Festland?"

„Ja", sagte der Arzt. „Das ist das Haus für die

Händler, die täglich herüberkommen." Er zeigte auf eine Baracke vor der Mauer. In der Mauer war ein Eisengitter. „Hierdurch wird mit den Kranken gehandelt."

Wir sahen ein flaches venezianisches Kastell mit einer Mauer. Keinen Baum, keinen Strauch. Nichts, was eine Flucht möglich machen konnte. Kein Floß, kein Boot. Ein paar hundert Meter lang. Viel weniger breit.

„Kommen viele Fluchtversuche vor?"

„Kaum."

„Und wenn einer flieht?"

„Die Leute wissen, daß drüben Polizisten mit Gewehren sind."

„Aber warum kommt diese Revolte jetzt?" fragte der Offizier. „Es muß doch eine Erklärung dafür geben, wenn die Leute plötzlich ihre Freiheit wollen."

„Gewiß", meinte der Arzt ruhig. „Von Zeit zu Zeit bekommen sie einen Koller und zerschlagen gewöhnlich ihre Baracken. Etwas anderes ist ja nicht da. Sie können sie dann ja wieder aufbauen. Diesmal haben sie nichts zerschlagen, aber einen Protest hinausgeschmuggelt. Gott weiß, wer ihnen die Idee eingegeben hat. Sie haben das alles schon längst wieder vergessen. Da ist der Ausländer."

Ein blonder Mann mit einer Brille ging mit übereinandergeschlagenen Armen auf und ab. Wir nickten uns zu und gingen dann zusammen durch das Eisengitter.

„Es leben auch Gesunde hier", sagte der Offizier. Es lief mir den Rücken herunter. Ein paar Straßen mit weißen Barackenhäusern, die in der Sonne nackt und glühend dastanden. Davor das Meer mit dem übermenschlich tiefen Blau, das Kreta bis zur Schlaflosigkeit aufreizend macht.

Eine furchtbare, helle Toteninsel.

„Gesunde?" fragte der blonde Mann.

„Der Priester ist gesund — auch ein paar Frauen, die bei ihren Männern leben."

„Ohne infiziert zu sein? Können sie sich schützen?"

„Nein," sagte der Arzt, „sie haben Glück."

Vor den Baracken saßen die Leute oder gingen herum.

Den meisten war nicht anzusehen, daß sie hier verbannt waren und daß sie, wenn sie flohen, Gefahr liefen, erschossen zu werden.

„Es ist die einzige konsequente Moral," dachte ich, „mit der die Menschheit sich seit dem Mittelalter gegen den Aussatz schützt. Sie stößt die Aussätzigen aus. Das ist vernünftig. Aber was bietet sie den Ausgestoßenen dafür?"

Der Blonde war in eine der Baracken hineingegangen.

„Das Klima ist ein Paradies", sagte der Arzt. „Im Frühjahr und im Sommer regnet es monatelang nicht. Die Leute bekommen am Tag fünfundzwanzig Drachmen. Das ist ein Drittel Dollar. Die meisten Fischer verdienen, wenn das Meer stark

ist, lange nicht so viel. Es ist merkwürdig, aber sie beneiden die Leprösen."

„Das ist ein wenig stark", sagte ich.

„Wer hart arbeitet und fast nichts davon hat, beneidet immer jemand, der nichts tut und eine garantierte Rente hat", sagte der Arzt ruhig. „Für das Furchtbare der Krankheit haben sie kein Verständnis. Sie nehmen es hin."

„Woher", fragte der Offizier heftig, „kommen aber dann Ideen, wie in dem Protest der Leute, daß sie zum Beispiel angesiedelt werden wollten, wo sie, statt spazieren zu gehen, arbeiten könnten. Sie sagen immer, die Leute fühlen nichts." Er zerknitterte eine Zeitung. „Hier steht es aber."

„Fragen Sie die Leute doch selbst", erwiderte der Arzt. „Ich kann Ihnen nur eins sagen: Wenn die Kranken Land zum Anbauen hätten, würden sie keinen Finger rühren."

„Möglich. Aber ich wüßte gern, wer ihnen politische Ideen in den Kopf setzt."

„Einmal", sagte der Arzt, „wollten sie mich lynchen und ich habe mir keine Gedanken darüber gemacht, wer sie dazu aufgefordert hat. Finden Sie meinen Beruf eigentlich beneidenswert?"

Vor einem Haus saßen zwei Leute, die Flaschen in den Händen hatten. Der eine öffnete die Flasche mit den Zähnen und hob sie mit einem Armstummel hoch. Der andere hatte wenigstens noch die Handflächen und hob die Flasche damit bis an den Mund.

Sie grüßten teilnahmslos, höchstens mit den Augen neugierig.

„Was denken die Leute wohl?“ fragte der Blonde.

„Die Regierung hätte unrecht.“

„Die Regierung hat recht.“

„Gewiß. Aber vielleicht denken sie, es sei besser gewesen, sie wären als Hämmel geboren.“

„Sie denken,“ sagte der Arzt, „ob die Ausländer uns vielleicht heute zwanzig Drachmen schenken.“

„Ich kann mir vorstellen, daß Sie hier ein Ambulatorium hätten und einige Versuche mit neuen Heilmitteln machten“, meinte der Blonde.

„Das kostet Geld. Wir haben einen Krieg verloren.“

„Behandeln Sie überhaupt?“ fragte der Blonde kühl.

„Mit Öl.“ Der Blonde sah starr in den Himmel und blinzelte.

„Na ja“, sagte er nach einer Weile und wiegte den Kopf hin und her. „Fürchterlich“, sagte er zu mir. „Gehen wir doch einmal in eine Baracke hinein.“

Die Lepra kümmert sich nicht um Gefühle. Sie frißt ihre Leute langsam und methodisch auf.

Der Arzt sprach zwei Männer an, die vor uns hergingen. Sie drehten sich um und wir sahen in Gesichter, die einem Alligator hätten gehören können. Das Gesicht war mit einer Hornmasse überknotet. Nur die Augen schauten daraus menschlich hervor.

„Und hier leben Gesunde — freiwillig", sagte der Blonde.

„Die Lepra ist auf dem Kontinent selten, aber sie ist nicht ausgestorben. Jedermann ist daher in Gefahr, hier zwischen den fingerlosen Menschen gesetzmäßig interniert zu werden?"

„Ja."

Der Offizier wandte sich ab.

Wir fuhren auf dem Boot zurück, verabschiedeten uns von dem Arzt und stiegen auf die Maultiere.

In diesem Augenblick fing hinter uns, über dem Wasser, einer der Leprösen an, auf der Teller-Fiedel zu kratzen. Es war dieselbe Melodie wie die der Fischer auf Rethymno. Sie winselte nicht. Sie war nicht melancholisch. Sie wirkte hart, hungrig, unsentimental und kalt bis zur Narrheit. Ein merkwürdiges Land!

„Wollen Sie in unserem Auto mitkommen?" frug der Offizier den Blonden. Er kam gerne mit.

Am Abend saßen wir auf dem Platz in Heraklion und sahen vier Filme aus Holywood: Menjou, die Pickford, Dolores del Rio und Douglas Fairbanks.

Der Himmel war klar. Die Blüten, die Hunderte von Kindern verkauften, machten die glückliche Luft des Abends voll wollüstigen Geruch. Die hellen Stimmen schrien immerzu. „Frische Mandeln. Kürbiskerne. Grüne Nüsse."

Ein Alp fiel von uns ab.

Für welche Regierung waren Sie eigentlich in Spinalonga?" frug der Offizier.

„Für die I. G. Farbenindustrie", meinte der Blonde, und einen Augenblick lächelte er ein wenig. Es war der Typus eines jungen Mannes, der klug, gelehrt und zuverlässig ist, dafür auch geschätzt wird und dies ebenfalls weiß.

„Wie finden Sie das alles?"

„Furchtbar." Er kniff die Augen zusammen. Wir sahen alle plötzlich die Hornmaske der beiden Gesichter wieder. „Ich war auf einer Studienreise. Eines unserer Laboratorien interessiert sich dafür wegen eines Serums."

„Haben Sie eines?"

„Nein", sagte er. „Ein Serum wird immer nur erfunden, wenn es bestellt wird."

„Wenn man die Notwendigkeit einsieht."

Der Blonde nickte.

„Haben Sie einen Bericht bereits abgeschickt?" fragte der Offizier erregt.

„Ja."

„Sehr gut", sagte ich. „Und Sie den Ihren auch?" frug ich den Offizier. Es schien, als wolle sich das bleigraue Schicksal von der Aussatz-Insel mit einemmal heben.

„Ja," erwiderte er, eine Flasche Evian öffnend, „ich bin überzeugt, daß die Revolte der armen Leute nichts mit Politik zu tun hat."

„Berichten Sie vielleicht auch," sagte der Blonde ruhig, „daß es eine Ungeheuerlichkeit ist, die Leute zusammenzupferchen, ohne sie zu behandeln. Ihre Regierung kann darüber eines Tages einen Skandal

haben, den sie wahrscheinlich nicht voraussieht.“ Der Offizier warf ihm einen scharfen Blick zu, sagte aber nichts.

„Wenn die I. G. Farbenindustrie sich der Sache annimmt,“ sagte ich vermittelnd, „dann wird sie ein Serum erfinden. Die armen Leute werden dann ebenso rasch erlöst sein wie die Leute am Kongo, als man Salvarsan gegen die Schlafkrankheit ansetzte.“

Der Blonde schaute auf den Filmprospekt, wo Menjou in der Livree seines Dieners umständlich in das Schlafzimmer einer russischen Fürstin eindrang.

„Ich glaube nicht, daß es so rasch geht“, sagte er und hob ein wenig sein festes Kinn.

„Auf Ihren Bericht hin? Warum nicht?“

„Selbstverständlich habe ich nicht verschwiegen, daß die Lage der Lepraleute fürchterlich ist. Wir haben ja auch den allerbesten Willen. Aber ich konnte natürlich nicht übergehen, daß es sich nur um 246 Kranke handelt.“

„Nun?“

„Ja, stellen Sie sich denn vor, daß ein Serum sich rentieren kann, wenn es mit nur so wenigen Patienten rechnet?“

„Ach, deshalb waren Sie hier?“ sagte der Offizier scharf. „Es wäre wohl besser für Sie gewesen, wenn Sie zwanzigtausend Leprakranke gefunden hätten.“

„Besser für den Kampf gegen die Lepra“, sagte der Blonde ruhig. „Das ist doch wirtschaftlich klar.

Zumal es sich ja hier für uns um eine Regierung handelt, die das Serum gar nicht kaufen könnte, da sie nur einen Drittel Dollar am Tag für jeden Kranken ausgibt. Ich betone das lediglich, weil Sie mir eben einen Vorwurf gemacht haben. Ich bin kein business-man. Darf ich Sie aber fragen, was Sie über Spinalonga berichtet haben? Nichts, als daß dort wieder Ruhe herrscht. Mit allem Respekt, den meine Eigenschaft als Gast in Ihrem Lande fordert, stehe ich nicht an, zu sagen, daß das, weiß Gott, nicht alles ist, was über den Fall zu sagen ist."

„Es war meine Aufgabe", sagte der Offizier gelassen. „Tsigharetto." Er kramte eine Weile in einem Haufen Tabakpackungen, die ein kleiner Junge in einer Shell-Benzinbüchse vor den Bauch geschnallt trug.

„Ich glaube, das beste Geschäft haben die Lepraleute mit Veniselos gemacht. Er hat ihnen wenigstens Geld gegeben", sagte ich nach einer Pause.

„Sie haben es aber nicht angenommen, sondern die Freiheit verlangt. Und wenn man ihnen nun die Freiheit gäbe — die ihnen der Staat natürlich nicht geben kann —, glauben Sie, die Leute könnten mit der Freiheit etwas anfangen? Nie im Leben. Was wollen Sie eigentlich mit diesen Menschen machen?"

„Nun," sagte ich, „ein paar Spritzen Serum, einen Radio und einen Dollar pro Tag könnte man ihnen schon geben, wenn man sie aus der Welt hinausgeworfen hat."

Der Offizier steckte das letzte Blatt seiner kalten Artischocke auf den Teller zurück. Aus den Ebenen, wo der ungeheuerliche Luxuspalast des Minos lag, kam eine Welle von Oleander- und Granatgeruch über den Platz. Der Wind kam von den Schneebergen des Ida und gab der lauen Luft eine tiefe Frische. Die Kreter patrouillierten auf dem Platz auf und ab mit blauen Knickers, die ein Stück Haut an der Wade freiließen, und koketten Reitschuhen, die halb aus weißem Glacéleder, teils aus rotem Wildleder bestanden, mit blauen, gestickten Ärmelwesten und roten Mützen oder schwarzen Binden um den Kopf.

Die Kinder mit den Schweizer Milchschokoladekisten und den Ölkannen vor der Brust schrien ihre kleinen Blumenzweige, ihre Mandeln und ihren Tabak türkisch, griechisch und italienisch aus.

„Amyghdalos frescos ... Passotempo ... Lukumi ... Tsigharetto ..."

Sie sangen wie die Engel. Nie, außer als ich nach dem Krieg zum erstenmal in die Giardini Giusti nach Verona kam, habe ich soviel Frieden, soviel Seligkeit und soviel Glück in einer Luft gespürt wie an diesem Abend in Kreta.

Im Grunde schien die Welt eigentlich federleicht und schön bis zur Unsterblichkeit. Und doch wußte ich im selben Atemzug mit tödlicher Schärfe, daß sie grausam bis zur Bewußtlosigkeit war.

Ich war mir klar, daß keine Macht der Welt dazu zu bewegen sein würde, den finger- und zehen-

losen Alligatorenköpfen ihr Pestdasein durch einen Dollar am Tag oder durch einen Radio lebenswerter zu machen.

„Was denken Sie?“ fragte der Offizier und drückte eine Zigarette in seiner Mokkatasse aus.

„Fahren Sie nach Canéa zurück?“

„Nein,“ sagte er, „nach Athen.“

„Ich denke,“ meinte ich, „wir gehen schlafen.“

„Besten Dank für Ihre Begleitung nach Spinalonga. Fahren Sie nach Canéa?“

„Ja.“

„Gute Nacht. Gute Reise.“

Im Hotelbureau sagte der Blonde: „Vergessen Sie nicht, mit Flit zu spritzen, ehe Sie sich ins Bett legen. Ich habe das Gefühl von Läusen.“

„Flit? Ist das nicht das Präparat der Standard Oil Co.? Sie sind ja jetzt durch das künstliche Benzin mit der Gesellschaft auch vertrustet.“

„Deshalb habe ich Ihnen den Rat nicht gegeben,“ sagte der Blonde lachend, „sondern weil mich mein Kopf juckt.“

„Gute Nacht.“ Die Nacht war wohlig warm und hell. Das Hotel „Minos“ lag dicht am Strand, dessen Hafen die Venetianer wie eine prunkhafte Festung mit ritterlichen Molen ausgebaut hatten. Ich hörte das Meer und ich hörte die Bewegung des Windes, obwohl das immer bewegte Meer in dieser Nacht still wie eine Leiche war.

Plötzlich wachte ich auf. Unter meinem Fenster hatte ein Schiff festgemacht. In langsamen Pausen

rief es: „Achtung — Los!“ ... Dann wieder: „Achtung — Los!“ ... Ich hatte den Kopf noch voll von den Alligatorenköpfen und den rot betupften Brüsten in Spinalonga.

Mit einem Sprung war ich beim Fenster. In der Dämmerung des weißen kretischen Lichtes lag da unter dem Fenster ganz traumhaft groß ein Schiff. Es war ein wunderschönes, unmodernes, von aufgebauschter Leinwand schwimmendes Segelschiff. Deutsche Matrosen luden es aus. Es war zum Heulen beglückend. Dies: „Achtung — Los!“ ... klang die ganze Nacht über den Hafen herauf in mein Zimmer, so zärtlich wie mein erstes Wiegenlied.

Der ägyptische Deputierte

An einem Juniabend saßen wir auf der Terrasse des „Continental“ und sahen auf das bewegte Treiben vor dem Opernplatz herunter: Der Schweizer Baron Numlin, der Amerikaner, der die Ausgrabungen in Sakkara leitete, und der koptische Deputierte von Luxor.

Unter uns, zwei Meter tiefer als wir, war ganz Kairo auf den Beinen und fuhr in einer unaufhörlichen Reihe von Autos vorüber oder ging auf dem breiten Boulevard auf und ab.

Mitten im Gewühl ließ sich direkt unter unseren Augen ein Fellache nieder, der einen Mandrill an der Schnur hielt, ein Tier mit nacktem Hinterteil, weißem Löwenkopf und Kinderaugen. Der zerlumpte Mann gab auf einem Tamburin leise Klopftöne von sich, und der Affe stellte sich am Trottoirrand auf den Kopf, wälzte sich und sprang schließlich gegen seinen Herrn an, worauf dieser umfiel, aufstand und uns um einen Piaster anbettelte.

„Heute nacht hatten wir eine Karawane von Amerikanern im Haus“, sagte der Manager des Shepheard-Hotels, der an den Tisch kam und

„Guten Tag“ sagte. „Neunhundert Dollar-Weltreisende, jeder mit seiner Nummer auf dem Koffer. Um fünf Uhr früh ist jetzt die Nummer zweihundertvierundsiebzig gestorben, und nun weiß niemand, wie der Mann heißt.“

Er atmete tief, es war heiß, aber doch lau, etwa fünfunddreißig Grad.

„Wie geht es Ihrer Königin?“ fragte der Amerikaner.

„Gut“, sagte der belgische Manager, der im Juli das „Hôtel de la Plage“ in Ostende leitete, und lächelte so verbindlich, wie es Leute tun, die sich etwas geniert fühlen, wenn von ihren eigenen Souveränen gesprochen wird. Dabei schaute er besorgt nach den Fenstern hinauf, die von der ersten Dame Brüssels bewohnt wurden.

„Schön“, sagte der lange Amerikaner und trank seinen Whisky aus. „Sie war heute morgen in Sakkara bei mir, um das neue Loch zu sehen, das wir ausgebuddelt haben. Die Hitze hätte ihr schlecht bekommen können.“ Er stand auf. „Sie kommen also morgen früh?“ fragte er den Schweizer und mich. „Sie auch?“ wandte er sich an den Deputierten.

„Bei d e r Hitze?“ sagte der Ägypter, nahm sein Monokol aus dem linken Auge und lächelte, als hätte man ihm etwas äußerst Absurdes zugemutet.

„Also gute Nacht.“ Der Amerikaner ging zwischen den Berbern mit den roten Röcken und den Pumphosen die Treppe hinunter und stieg in sein Auto.

„Beneidenswert", sagte der ägyptische Deputierte. „Er hat jetzt noch zwei Stunden Wind, solange er fährt. Was willst du denn?" wandte er sich an einen Berber, der sich neben ihn auf den Boden gesetzt hatte und ihm einen Fisch aus Stein auf der flachen Hand hinhielt.

„Koptische Arbeit", sagte der Deputierte und ließ seinen dünnen Spazierstock zwischen seinen Beinen auf den Boden klopfen.

„Wieviel?" fragte Numlin.

„Zwei Pfund."

„Du hast wohl ein verfaultes Hirn", meinte der Schweizer und drehte sich um.

„Nein," erwiderte der Fellache, „die Sonne hat es längst ausgedörrt."

„Das hätte auch ein Engländer sagen können", meinte der Deputierte und schob seinen roten Tarbusch in die Stirn und stand auf. „Ich gehe noch ins ‚Fantasio'."

„Ich komme nach", sagte der Schweizer und nickte.

„Wenn Sie nach Luxor kommen, besuchen Sie mich, bitte", sagte der Ägypter. Er stand einen Augenblick träumerisch da. In der Hand hielt er einen weißen Fliegenwedel. Sein zweireihiger, heller Anzug machte ihn leider zu elegant. Er trug ein Rosahemd und eine rote Krawatte.

„Bye."

„Bye." Er schlenderte die Terrasse hinunter und glitt durch die Menge in ein Auto.

„Von hinten eigentlich ein kleiner Franzose."

„Na ja", meinte der Schweizer und streckte seine langen Beine aus. „Dabei hat sein Vater es sich dreitausend Pfund kosten lassen, ihn in Oxford studieren zu lassen. Sowie diese jungen Intellektuellen zwei Sätze orthographisch schreiben können, fangen sie an, England zu hassen. Na ja, nicht aus politischen Gründen so sehr, sondern aus ihrem Wesen heraus. Sie sind alle fasziniert vom Pariser Geist. Den englischen verstehen sie einfach nicht. Begreifen Sie? Noch einen Whisky?"

Eine halbe Stunde später setzte ich den Baron Numlin an einem großen Bretterzaun ab, hinter dem eine der drei Vergnügungsstätten Kairos hauste, ein harmloses Varieté im Freien, wo nach zwölf dänische Mädchen nackt tanzen.

Ich fuhr eine halbe Stunde allein ins Menahaus weiter. Der Weg nach den Pyramiden, an deren Fuß die Mena-Oase liegt, war voll von Leuten, die ihre Autos laufen ließen, eine halbe Stunde Luft schnappten, den Hügel zu den Pyramiden hinaufschossen, mit offenem Auspuff eine Schleife machten und wieder nach Kairo zurückkehrten.

Dieser Numlin, der den Sommer ruhig in Sankt Moritz oder in Caux hätte leben können, war so verliebt in die Luft des verbrannten Sommerägyptens, daß er ihrethalben die Nächte hier in Lokalen saß, die er in Europa nie betreten hätte. Er hatte seit zehn Jahren ein Büro in Alexandria, um Gelder zu kassieren, die Gott und die Welt ihm

schuldeten. Er hatte als Ingenieur seinerzeit einen Plan ausgearbeitet, den Sudan zu kultivieren, der ihm hundert Prozent hätte bringen müssen, ihm aber nur zwanzig brachte. Um die fehlende Summe einzutreiben, führte er unzählige Prozesse. Er behauptete, im Shepheard innerhalb von zwanzig Jahren zwanzigtausend Pfund ausgegeben zu haben, ehe er auf die Idee kam, sich ein pied à terre einzurichten. Bei über sechzig Jahren war er noch recht sportfanatisch und bei großer Hitze erst richtig in seinem Element. Wenn er im Menahaus wohnte, kletterte er schon vor sieben morgens die Cheopspyramide hinauf und herunter und ging sofort nach einem kleinen Lunch von zwei bis vier auf den Golfplatz. Dabei war er der erste Mann, der (noch vor Henry Hoek und Paulke) Skier aus Trontje mitgebracht und den Schneeschuhsport in der Schweiz eingeführt hatte. Seine Familie gehörte zu einer so alten Schweizer Aristokratenrasse, daß ihr Name in Bern mehr eifersüchtig gehütete Türen aufschloß als der Stresemanns in Berlin.

„Ich habe nur einmal unter der Hitze gelitten," sagte er mir, „als ich aus Indien zurückkam und das Schiff im Roten Meer nicht mehr geheizt werden konnte, weil es sonst geplatzt wäre. Außerdem war das Wasser ausgegangen und es gab nicht einmal Whisky."

„Als i c h durch das Rote Meer fuhr," sagte ich ihm damals, „hatte ich einen Pelz an und fror erbärmlich."

„Da haben Sie ein seltenes Glück gehabt", sagte er ernst und knackte mit seinen langen, festen Händen.

In dieser Nacht nun mußte er im Menahaus geschlafen haben, denn er stand schon um halb sechs vor meinem Fenster und trank, unter den Palmen auf- und abgehend, Tee.

„Hallo", rief er, als ich am Fenster erschien. „Ich habe zweimal das Zimmer wechseln müssen. Ich erzähle es Ihnen nachher."

Um sechs Uhr kam ich aus dem Schwimmbassin zurück und zehn Minuten später fuhr Ali einen schweren Fiat des Hotels vor die Treppe in den Garten und wir fuhren nach Sakkara zu unserem Amerikaner.

Wir fuhren an einem Kanal zwei Stunden lang in den dreißig Grad frischen Morgen hinein und waren froh, dadurch etwas Grünes zu sehen, denn neben uns flimmerte die Wüste, gelb und taubengrau gemischt. Auf der anderen Seite gingen Hunderte von Kamelen im gleichen Schritt aus dem Horizont heraus auf uns zu.

Im Kanal badeten schwarze Büffel, die, wenn sie ans Land kamen, erst mit ihren platten Schlangenköpfen äugten und ihre riesigen Tellerfüße dann sehr komisch aufsetzten. Beim Gehen knickten sie mit einem Ton in ihre Gelenke ein, als bewegte sich ein großes, ungeöltes Scharnier. Der Kanal war überall, wo eine der blauschwarzen Schlammhütten stand, voll Fellachenjungen.

„Diese Baderei", sagte Numlin, „bringt neunzig von hundert dieser blöden Jungen einen scheußlichen Tod. Ein mikroskopischer Wurm dringt nämlich in die Haut ein, legt Eier und die Würmer setzen sich in die Nieren. Eine Schwedin, die ihren Finger, an dem sie sich kurz vorher geschnitten hatte, aus einer Segeldahabije in einen solchen Kanal tauchte, ist an der Sache neulich gestorben." Er gähnte. „Ich hatte eine widerliche Nacht. Als ich den Laden aufmachte, um Luft hereinzubekommen, ging das Fenster dicht auf einen Baum. Sie hätten gelacht. Zweihundert Spatzen flogen auf und zwanzig kamen in mein Zimmer. Ich bekam sie nicht mehr hinaus und ließ mir ein anderes Zimmer geben."

„Wie heißt die Wurmkrankheit?"

„Bilhazia."

Eine Viertelstunde später fuhren wir rechts ab und hielten vor dem Landhaus des Amerikaners, das auf einem gelben Felsen in der Wüste stand. Das war also Sakkara. Wir fuhren hierauf mit unserem USA-Mann um die Steppyramide herum auf das Trümmerfeld. Nach einer Weile stiegen wir aus und wanderten zwischen den Erdhügeln hin und her. Schließlich kamen wir zu einem Terrain, wo in letzter Zeit gegraben worden war.

Der Amerikaner zeigte mit der linken Hand auf ein Loch.

Fünfhundert Meter dahinter stand unser Auto in der Wüste mit einem hier ganz irrsinnigen Aus-

druck von blitzendem Metall. Noch mehr am Horizont war ein schwacher Radius an Grün, der Kanal.

Der Amerikaner wies mit der linken Hand auf ein Balkengerüst, das über dem Loch errichtet war, während er gleichzeitig die rechte benutzte, um dem Hund Numlins mit dem Stock eines über die Schnauze zu ziehen, weil das Vieh eine der ausgebuddelten Kindermumien, die in Haufen herumlagen, zerkaute.

„Das ist ein richtiger Lift", meinte der amerikanische Archäologe strahlend, indem er sein weichliches Boxergesicht vor Vergnügen nach jedem von uns hin- und herwandte. „Die Königin", fuhr er fort und schippte eine Katzenmumie mit dem Fuß beiseite, „wollte unbedingt hinunter und das neugefundene Grab sehen. Ich habe vier Araber vorher zwei Stunden lang hinuntergelassen, um die Sandflöhe aufzufangen. Na, das Quartett war einfach gespickt, als es in dem Fahrstuhl wieder heraufkam."

Wir faßten ein Seil an, das über einer Rolle lief, und sausten dann in dem „Lift" ab.

Es war ein königlicher Fahrstuhl. Er bestand aus einer mit Leinen bedeckten Kiste. Es war so gut wie nichts zu sehen.

„Nun wollen wir ein bottle trinken", sagte der Amerikaner, als wir wieder heraufkamen und sein viertausend Jahre altes Ministergrab bewundert und gelobt hatten.

Wir fuhren durch einen Palmenwald, der so

dünn war, daß man die Schatten ob ihrer Schmächtigkeit bedauerte, bis zu den Häusern, die bei dem umgesunkenen Ramseskoloß lagen, mieteten den Schatten eines Hauses und zogen das Picknick aus dem Auto-Eisbehälter.

„Wegen mir", sagte Numlin, „hätten wir den Umweg nicht zu machen brauchen."

Er ging gleich nach dem Lunch in die Sonne hinüber, wo die Kinder auf einem Holzschlitten, den ein Kamel im Karussellkreis über ausgeschüttetes Getreide zog, genau so das Korn herausdroschen, wie man es hier vor dreitausend Jahren tat.

Um den gestürzten Ramses zu sehen, gingen wir in ein Haus, wo eine ähnlich lächerliche Holzgalerie über den Riesenkönig gebaut war wie in Cetinje die Treppe über das plastische Modell der Kriegszüge Montenegros — Treppen, die man mit einer Mischung von Bewunderung und Lächeln betritt.

„Are you ready, Sir?" rief Baron Numlin unten inmitten der Kinder. Er hatte den Tropenhelm schief auf dem Ohr.

Wir bedankten uns bei dem Amerikaner und fuhren ins Menahaus zurück.

„Ich möchte ganz gern mit Ihnen nach Nubien fahren", sagte Numlin am Abend. „Da oben ist wenigstens gesunde, heiße Luft." Er zog seinen Rock zu, als ob er friere. „Vergessen Sie nicht, bei dem Deputierten in Luxor mal hineinzuschauen.

Das sind da gute Leute. Christliche Kopten. Im Zahlenverhältnis eins zu vierzehn zu den mohammedanischen Fellachen, der eigentlichen Urbevölkerung. Aber komischerweise gerade die Leute mit ‚Go on' und Intelligenz. Scheußlich, Prozesse mit dem Gesindel zu haben. Vielleicht interessiert Sie es, den Typ einmal auf Pupille zu sehen, was?"

„Danke schön. Natürlich."

Er gähnte und fuhr um zehn Uhr ins „Fantasio".

In der Halle des Menahauses war ein großes Büfett aufgestellt. Der Manager der Oase ging mit zärtlichen Schritten davor auf und ab. Außer in einem syrischen Fürstenhaus (dessen Titel um zwanzigtausend Pfund beim Emir von Hedschas gekauft war) hatte ich bei Gott noch nie ein so gigantisches Büfett gesehen. Es wirkte so, als sehe man zwanzig Eßbilder von Veronese plötzlich durch das Stereoskop.

Ein Büfett ist dazu etwas Seltenes in einem Hotel des Orients. Ein kunstvolles Büfett verlangt eine vielstündige Beschäftigung mit seinen einzelnen Partien. Es setzt Zeit und Intimität voraus. Die Diners der ägyptischen Prinzen und Paschasöhne zeichnen sich dagegen durch erschreckende Kürze aus.

Die hohe Aristokratie kam im Menahaus um zehneinhalb gewöhnlich erst angefahren. Es war für sie auf der Palmenterrasse der Oase gedeckt, unter der die gelbe Wüste in die Unendlichkeit des Mondscheins hinaus sich streckte. Ihr Tisch war geschickt

kachiert, damit niemand sehen konnte, daß sie Alkohol tranken. Sie fuhren in der Regel schon rasch vor, fünfzig blasse Leute im Smoking mit Tarbusch und Tieraugen (einer oder der andere trug hellblaue Hosen einmal und Epauletten auf den Schultern des Smokings oder etwas Ähnliches), hielten zwei Minuten Cercle, gingen zu Tisch, lachten mit ihren hohen Fistelstimmen und rauchten dauernd ins Essen hinein.

Der Manager stand so lange mit der Uhr in der Hand an der Tür der Anrichte und hetzte das Personal, denn das Diner durfte keine Minute länger als dreiviertel Stunden dauern, mit Vorspeisen, Suppe, drei Gängen, Eis und Obst.

Manchmal halfen ihm mittags die sechs Bewohner des Hotels, die Berber für den Abend zu dressieren. Der englische Captain, der die Weekends mit Tennisturnieren einrichten sollte, was ihm jedesmal kläglich mißlang, ein schwedischer Botanikprofessor der Universität Kairo, ein deutscher Sportsmann, der in seinem hohl trainierten Bauch den ganzen Tag überlegte, was er Unschädliches trinken sollte und schließlich immer nur dicke Melonen aß, der Agent Fords für den mittleren Osten und ein tschechischer Gesandtschaftssekretär, dessen Vater österreichischer General war.

Sie halfen freundlich, wenn um sechs das Klima erträglich wurde, den Berberkellnern beizubringen, Spargel in zwei Minuten zu servieren. Diese Übung war natürlich ein grandioser Unfug, denn warum

nahmen sich die blassen ägyptischen Prinzen nicht zehn statt zwei Minuten Zeit, ihre Gemüse zu essen? Kein Mensch der Welt hatte weniger zu tun als diese jungen Leute, die Millionen im Jahr aus ihren Baumwollplantagen zogen. Diese Plantagen wurden immer noch von Fellachen kultiviert, welche ihrerseits von drei Körben grüner Datteln im Monat lebten, was ihre Arbeitsgeber gerade six Pence kostete.

Auf fünfzig Prinzen kamen fünfundzwanzig nubische Kellner. Sie hatten lange, schneeweiße Kutten an mit einer breiten, roten Schärpe, roten Pantoffeln und rotem Fes. Ihre schwarzen Arabergesichter mit den Tätowierungen und ihre schwarzen Hände stachen merkwürdig genug aus dieser Tracht hervor. Der Manager stand vor ihnen wie ein blasser, junger General. Sie mußten auf sein Händeklatschen die Spargelservice ergreifen, hinausstürzen (ohne zu laufen) und alle zu gleicher Zeit die Spargel anbieten. Das sah, wenn sich die weißen Burnusse blähten, zumal abends im Schein der Lichter aus den leicht und sanft bewegten Palmenkronen, in der perlmutternen Luft des Oasenwaldes, reizend aus. Jedoch, es hatte einen Haken.

Die Berber machten nämlich Geschichten mit dem Service. Um den Beleuchtungseffekt zu vergrößern, wurden die Spargel in viereckigen Eisblöcken angerichtet, die für das Gemüse ausgebuchtet, innen aber hohl gegossen waren und ein

elektrisches Licht enthielten, eine nette, snobistische Spielerei, über deren Apartheit die Prinzen vergaßen, daß die Spargel nicht frisch waren. Die guten, dunklen Berber hatten, Gott weiß warum, vor diesen illuminierten Eisblöcken eine nervöse Angst.

Aber schließlich klappte es.

Die fünfundzwanzig stoben wie ein schwarz-weiß-roter Taubenschwarm aus der Tür der Anrichte, plusterten sich mit ihren weißen Röcken auf und sanken lautlos im gleichen Augenblick hinter die Stühle ihrer Prinzen nieder, die, ihre Zigarette kauend, in den Spargeln herumstocherten und ihnen die Köpfe abbissen.

Diese langen Vorbereitungen und diese kurzen Diners machten uns viel Spaß. Man hat im Orient, wenn es sehr heiß ist, eine merkwürdige Freude an allen kindlichen Dingen, welche die Zeit vertreiben. Merkwürdigerweise ist man dabei im Denkzentrum viel mehr gelähmt als in der Möglichkeit gehemmt, körperliche Unternehmungen zu machen.

Der Manager stolzierte vor seinem Büfett wie ein liebevoller Hahn auf und ab.

„Zweitausend Dollar", sagte er, als er mich sah, und nickte respektvoll nach dem Aufbau. Teils bewunderte er sein Werk, teils verurteilte er (als Schweizer) eine solche Ausgabe als Irrsinn.

„Eine Hochzeit, Manager?"

„Ja", antwortete er nachdenklich. „Sie fängt jetzt gleich an."

Es war dreiviertel elf.

„Wird es amüsant?“

Er zuckte die Achseln. „Keine Ahnung. Diese Leute empfangen ja niemand bei sich zu Hause und gehen fast nie aus. Der Vater der Braut ist der Oberrabbiner über den Mittleren Osten. Ganz reiche Leute.“

„Will ich mir mal ansehen.“

„Zeit werden Sie dazu haben.“ Der Manager ging auf und ab: Endlich Gäste, die seine Mühe durch Ausdauer würdigten!

Um elf Uhr, als ich gerade zusah, wie der Captain sich Tonik-Water mit Ginger Ale mischte, fuhren die ersten Wagen vor, viele Rolls Royces, Delages, Buyks, Lancias und ein enormer Opel. Einige von den Rolls mußten 6000 Pfund kosten. Man hätte beim Tiefstand der Werftpreise für diese Summe ein hübsches Seeschiff kaufen können. Diese Leute mußten alle maßlos reich sein. Aber trotzdem kannte sie kein Mensch in Alexandria oder Kairo. Anders als in Europa und Amerika, anders auch als in Stambul, wo der Reichtum sich automatisch rasch gesellschaftliche Plätze erobert, an denen er gesehen und estimiert wird, gibt es in Ägypten und Syrien gigantische Vermögen, deren Besitzer in vollständiger Isolierung und in der dunkelsten Unbekanntheit eines freiwilligen Ghettos leben.

Da die Engländer höchstens christliche Syrierinnen heiraten, aber fast nie Ägypterinnen, entsteht schon an sich eine gesellschaftliche Trennung der

Rassen. Mohammedanische Ägypter oder Syrier (die ziemlich weiß, aber natürlich auch arabischer Herkunft sind) werden ihre Töchter ihrerseits ebenso konsequent nie an Christen verheiraten. Die spaniolischen Juden heiraten mit derselben Unerbittlichkeit ebenfalls nur unter sich. Das Komische an diesem Pêle-Mêle ist daher, daß die reiche Oberschicht des Landes in zehn Parteien, Religionen und Rassen zerfällt, die sich gegenseitig nicht sehen, nicht kennen und sich trotzdem gegenseitig verachten.

Das Leben des Luxus, das sie mit ihren Karawanen von Autos scheinbar führen, ist eine lächerliche Sinnlosigkeit, denn sie empfangen niemand, sie sprechen niemand, sie sind, fast ohne die Möglichkeit, reisen zu können, immer die gleiche kleine und provinzielle Clique, und in demselben Käfig eingesperrt, der sich in nichts von den Harems von Tausendundeiner Nacht unterscheidet.

Ihre Männer lernen die Syrierinnen, die Ägypterinnen und die Jüdinnen oft erst am Tag ihrer Heirat kennen.

Von elf bis zwölf fuhren die Wagen der Spanioien an, nur junge Mädchen und junge Herren, im ganzen höchstens vierzig Personen. Der Abend wurde von der Braut ihren Freundinnen und den Freunden des Mannes gegeben. Sie langweilten sich alle scheinbar fürchterlich. Die Mädchen gingen Arm in Arm, Zigaretten rauchend, auf der einen Seite der Oase, die Männer auf der anderen hin und her.

Die spaniolischen Mädchen waren durch die Bank sehr elegant, mit schönem Schmuck behängt und herrlich gemalt. Ihr Typ war ganz europäisch, zum Teil hatten sie sehr kurze Haare und kecke Eton-Scheitel, unter denen die Gesichter blaß und rosa mit scharf ausrasierten und nachgezogenen Brauen und korallenroten Mündern genau wie die Goldgesichter der Königsmasken wirkten. Ihr Teint war natürlich viel brauner, als sie zeigten. Gerade dieser durchschimmernde Bronzeton machte die Gesichter besonders süß.

„Ich gehe schlafen", sagte der kleine rotbäckige Fordverkäufer. Er war aus einer slowakischen Familie, die bereits in den Vierzigerjahren gegen die Ungarn eine Revolution angeführt hatte, und verdiente mit fünfundzwanzig Jahren schon dreitausend Pfund im Jahr ohne das Nebenher. Er war gerade aus Persien zurückgekommen und hatte die Nacht vorher unter Teilnahme der fünfundzwanzig Berberkellner, der acht Chasseure in rohseidenen Pumphosen bis zum Knöchel und roten Jacken, der sieben Kawassen in goldgestickten Ärmelwesten und der hundert Kameltreiber, die vor dem Park lagen, eine Bandwurmkur mit Farnkrautextrakten gemacht mit dem für alle enttäuschenden Resultat, daß kein Wurm vorhanden war. Er war jetzt tief von dieser Kur, die einen Elefanten zur Strecke bringen kann, erschöpft. Als er, auch von dem Abend hier enttäuscht, die Treppe hinaufging, war er so schwach, daß er kaum zwei Skarabäen ausweichen konnte,

die dick und kollernd die Treppe herunterkamen, ein Stück über die Stufe rannten, sich knallend, mit eingezogenem Kopf, auf die folgende Stufe herunterfallen ließen und weiterrannten.

„Er hat recht", sagte der Captain, der gerade einen Moskito erlegte. Aber er ging nicht schlafen, sondern entwickelte mir, warum er am Abend im Poker hoch gegangen war und doch nicht gewonnen hatte. Endlich ging auch er. Um ein Uhr kam Baron Numlin in einem Chevrolet mit abgefahrenem Kotflügel und trank noch einen Whisky.

„Ich würde gern etwas tanzen", meinte er und sah mißvergnügt in die Halle, wo eine herrliche Kapelle spielte, aber kein Mensch von den jungen Leuten antrat. „Nur, um ein wenig warm zu bekommen", fügte er hinzu. Es war siebenundzwanzig Grad, und dabei strahlte der Boden die Hitze noch heftiger aus als am Tag.

„Also," schloß er gähnend, wie sein Whisky aus war, „das ist verflucht langweilig hier. Guten Abend." Er betonte nur das U und A. Das klang bernerisch gemütlich, und wir gingen langsam zusammen auf die Zimmer.

Ich hatte gerade am Mittag das Zimmer gewechselt, weil der Wind umgeschlagen war und ich so, wie ich nun wohnte, kühler daran war. Vor dem Zimmer war eine große Balkonplattform.

Ich mochte eine Stunde geschlafen haben, als ich von einem Lärm wach wurde, der aus der Oase kam. Stimmen schrien und riefen sich. Die Musik

scholl dazwischen schrill durch den Park herauf. Ich ging nach kurzem Überlegen im Pyjama auf die Plattform.

Der Mond hing ziemlich tief und füllte die Wüste gold und weiß aus. In den Palmenkronen hingen Fetzen Licht und sickerten nach unten. Auf den Parkwegen darunter liefen die Spaniolinnen und ihre Freunde hin und her, jagten sich in die Gebüsche, packten sich, schrien auf arabisch spitze, kleine Rufe aus, verschwanden wieder unter den Palmen und tauchten gleich wieder im Mondlicht auf.

Es war ein Viertel nach zwei. Ich zog mich in fünf Minuten an und ging neugierig in die Halle. Das Büfett war gestürmt. Man hatte auch fast alle Gläser und Teller zerschlagen. Die jungen Leute hatten glühende Gesichter und tanzten wie besessen.

Der Nachtportier Ali stand mit breitem Lächeln da und starrte auf den Saal.

„Gehen Sie hinauf und wecken Sie Baron Numlin", sagte ich ihm.

„Bon jour, mon petit chou", sagte eine hübsche Spaniolin von sechzehn Jahren, die zwischen drei Jünglingen in einem Pullmanstuhl saß.

„Vous savez danser?"

„Essayez!" rief sie gereizt.

Sie sprang so rasch aus ihrer Knaben-Umrahmung heraus, als sei sie auf mich abgeschossen. Genau so flogen die vorhin so apathischen Jungen

nach allen Seiten auseinander, als das Mädchen mit mir zu tanzen anfing. Was hatte die Menschen in einer Stunde so verwandelt? Ich habe es nie erfahren.

Der Teufel war los. Das Kind, mit dem ich tanzte, war entzückend gewachsen, sprach nicht englisch, aber gut französisch, das R allerdings sehr rollend, wie alle Orientalen. Sie war so reizend dünn, daß ich beim ersten Berühren das Gefühl hatte, den schmalen Rücken eines Windhundes anzufassen.

Die Unterhaltung war genau so lächerlich wie sie sein mußte. Die Kinder hatten alle französischen Romane aus der großen Welt gelesen, die in Paris wegen ihrer komischen Provinzialität nicht gelesen werden. Sie hatten aber von den tollen Sachen ihrer Lektüre weder etwas gesehen noch etwas erlebt. Und nun fielen sie, als sie einen Europäer zufällig in die Hände bekamen, wie ausgehungerte Vögel über mich her.

Sie fragten total blödsinniges Zeug. Ihre Wißbegier war genau so naiv wie die der Neger in Angóla, die sich mit zitternden Knien nach der Elektrizität erkundigten, die sie nur vom Hörensagen kannten. Diese hübschen Mädchen erkundigten sich, vor Neugier bebend, nach dem Leben. Schade, daß ich nicht Maurice Decobra war.

„Vielen Dank, daß Sie nach mir geschickt haben", rief Numlin, neben mir vorbeitanzend. Ich sah ihn erst nach einer halben Stunde wieder.

„Das sind komische Dinger", sagte ich, eine Zigarette an seiner anzündend.

„Fasanenhaft." Numlin stand breitbeinig, die Hände in den Taschen, auf der Terrasse und sah in die Palmen.

„Ein schönes Wort, mein Lieber."

„Na ja."

Um drei Uhr erschien die Braut im Badeanzug im Saal. Die Kapelle voran, ging eine Polonaise nach dem Schwimmbassin, bei welcher Gelegenheit alle noch übrigen Gläser und Teller zerstört wurden. Über dem Plantschbecken von zehn Meter Breite und dreißig Meter Länge hingen zweihundert elektrische Lampen. Die Kabinen wurden erobert, und fünf Minuten später war alles im Wasser. Der Lärm in der Oase war unbeschreiblich, und eine Menge Fledermäuse irrte geblendet plötzlich zwischen den Palmen herum. Um fünf Uhr fuhren die Rolls und Delages ab und führten die kleinen Spaniolinnen, die eine Nacht wie Europäerinnen sich gefühlt hatten, auf Monate in ihre Käfige zurück. Nur der Opel stand noch vor der Treppe, als wir am Morgen frühstückten.

„Das junge Paar", sagte der Fordagent mit einem Blick auf den Wagen. Er sah am besten von uns aus, da er den ganzen Spuk überschlafen hatte.

„Beinahe", sagte Numlin, „hätten sie mich ins Wasser geschleift. Verrückte Idee. Bei dieser Kälte ins Wasser. Waren Sie drin?"

„In einem Bassin, in dem Farbige schwim-

men . . .“, sagte der Captain, zog die Oberlippe hoch und schlug mit dem Fliegenwedel aus Bast auf sein Knie.

„Vernünftig“, meinte Numlin.

„Können Sie mir zwei Pfund leihen?“ erwiderte der Captain nachlässig.

Einen Augenblick wurde es still. Als kein Ereignis eintrat, das die Situation zu seinen Gunsten unterbrach, zog Numlin sein Portefeuille, machte es mit zwei Fingern auf, zupfte zwei Banknoten etwas heraus und reichte dem Engländer die Tasche hinüber, der die Geldscheine völlig herauszog, das Portefeuille seelenruhig zuklappte und wieder zurückgab.

„Wollten Sie nach dem Süden?“ fragte er mich, die Beine ausstreckend und gelangweilt aufschauend.

„Ja. Heute abend.“

„Gute Reise.“ Der Captain pfiff Ali, ihm ein Auto zu besorgen. „Kommen Sie mit?“ fragte er Numlin.

Der Schweizer schüttelte den Kopf. „Wenn ich Motorwagen fahre, Sir, zahle ich es selber.“ Er betrachtete seine Uhr, bis der Captain abgebraust war. „Würden Sie mit einem Mann fahren, der Sie eben angepumpt hat?“ fragte er mich mit rotem Kopf.

„Natürlich. Sie bekommen das Geld ja doch nicht wieder.“

Numlin fing an zu lachen.

„Allerdings. Trinken Sie nicht so viel kalte Sachen", meinte er, stand auf und ließ sich, als der Wagen des Captains nicht mehr zu hören war, ein Auto besorgen, „da unten im Sudan. Schade, daß ich nicht mit kann. Telegraphieren Sie nach Alexandria, wenn Sie zurück sind. Guten Tag." Diesmal betonte er nur das U.

Abends um sechs ging der Schlafwagenzug in Kairo ab. Ich fuhr um dreiviertel fünf die Straße nach Kairo hinauf zum Bahnhof. Der Zug war fast leer. Niemand kam auf die Idee, jetzt an die heißesten Orte der Welt zu fahren.

Im Speisewagen sah ich dagegen gleich den Deputierten. Er lud mich ein, mit ihm zu speisen, änderte sofort das Menü und bestellte arabisch alles mögliche nebenbei, was zur Folge hatte, daß plötzlich Fisch erschien, der glücklicherweise auf der Karte gefehlt hatte. Als sein Gast mußte ich das Zeug essen.

Beim Käse gab mir der Deputierte seine Karte: „Sabri Bey."

Ich gab ihm meine.

„Eine gottverfluchte Idee, jetzt nach Luxor zu reisen", sagte er niedergedrückt.

„Wo sind Sie geboren?"

„In Luxor."

„Was kann Ihnen die Hitze da viel machen?"

„Mehr als Ihnen offenbar", meinte er lächelnd.

Als er den Fes einen Augenblick abnahm, stellte ich fest, daß er fast keine Haare mehr hatte. Er

konnte nicht älter als fünfunddreißig sein. Der Kopf war oval und nicht uninteressant durch seine Beweglichkeit und die Eleganz der Züge, wenn er sprach. Er behandelte mich während des Essens reizend aufmerksam und war immer dabei, genau wie ein Franzose, mich von allem möglichen zu überzeugen, aber ich merkte, daß er mich im Inneren für närrisch hielt, in dieser Jahreszeit freiwillig in den Sudan zu fahren.

Er war bereits beim sechsten Whisky.

„Sie können sich vorstellen, daß ich lieber an der Riviera wäre. Oder am Lido." Er sah aus dem Fenster. „Im ‚Exzelsior' hat man das alles so nett beisammen. Strand, Wasser, Wind, Schatten. Abends fährt man im Motorboot nach Venedig. Sehr hübsches Leben", sagte er träumerisch. „Wo anders in Europa stört mich die Landschaft. Sie ist so anders als hier, daß sich unsereiner nicht hineingewöhnen kann. Auch der Winter macht einen kaputt." Er seufzte.

„Warum fahren Sie nicht hinüber?"

Er sah sich um. „Ich bekomme von den Engländern keinen Paß nach Europa. Vor allem muß ich in Luxor Wahlreden halten." Er seufzte wieder, hatte dabei aber fanatische Augen.

„Sie sind Zaghlultist?"

„Natürlich."

Wir gingen bald schlafen. Er hatte, wie ich sah, sich ein Abteil reservieren lassen, in dem jemand ihm eine Art Bett zurechtgemacht hatte. Den Schlaf-

wagen verachtete er scheinbar. Dabei waren die Schlafabteile bequem und nett. Die Betten waren quer, nicht längs angebracht. Niemand dachte daran, die Türen zu schließen, sie standen weit auf, um Durchzug zu machen. Genau wie in den Hotels des tiefen Orients, wo vor den Zimmereingängen nur kleine seidene Paravents stehen, die so heilig gehalten werden, daß nicht einmal ein Dieb sie berührt.

Die Fenster konnte ich nicht öffnen, da die Wüste, die der Zug durchfuhr, unablässig Sand hereinwehte. Selbst bei geschlossenen Fenstern kamen in der Nacht für zwei Kilo Sand durch die Fugen des Holzes herein.

Erst in Luxor stellte ich den Ventilator ab. Auf dem Bahnhof sah ich Sabri Bey nicht mehr.

Zwei Stunden später sandte er mir schon zwei große Sonnenschirme aus Seide, die außen grau, innen grün waren, als Aufmerksamkeit ins Hotel. Ich frug nach seinem Haus. Er wohnte mit seinem Bruder in einem kleinen Palais am Nil. Der Manager meines Hotels hielt ihn für einen der reichsten Baumwoll-Plantagenbesitzer in Oberägypten. Als ich den Hut aufsetzte, ihn zu besuchen, schlug es gerade zwölf Uhr.

Das Luxorhotel liegt tief in einem wollüstig schönen Garten, der aber, wie alle orientalischen Parks, nicht dicht genug ist, Schatten zu machen. Ich ging durch den Garten, der hübsch warm war. Aber als ich auf die Straße kam, prallte ich vor der kochenden Hitze zurück.

In diesem Augenblick kam Sabri Bey in einer merkwürdigen Haltung auf das Parktor zugeeilt. Er hielt einen großen, hellen Schirm über sich und rannte unter ihm gerade so durch die Sonne, als ob er unter Regen herliefe. Es sah aus, als ob es in Strömen gieße. An der Ecke stand sein Wagen.

„Schnell", sagte er und lief vor mir durch den Park in das Hotel zurück. „Wo haben Sie denn Ihren Schirm?"

„Ich wollte ihn erst im Tal der Könige aufspannen."

„Ausgeschlossen, daß Sie dahin können." Er klopfte an das Thermometer. „Achtundvierzig Grad. Vergessen Sie, bitte, nicht, daß das ganze Land, zwanzig Kilometer breit, zwischen zwei Wüsten liegt, die es wie einen Fisch dörren. Sind Sie gut untergebracht? Sonst können Sie bei mir wohnen. Einen Whisky", bestellte er und machte seinen Schirm zu.

Ich bedankte mich für seine Aufmerksamkeit.

Wir setzten uns in die dunkle Halle, deren Boden mit Steinfliesen gedeckt war.

„Haben Sie ein Pyramidon?" Sabri schluckte die Tablette und trank noch einen Whisky. Er saß da, wie Menschen dasitzen, die sich in einer Umgebung befinden, die sie innerlich hilflos macht. Dabei plauderte er in einem fort.

Er konnte von nichts sprechen, ohne auf die Engländer zu kommen.

„Wie lang bleiben Sie? Acht Tage. So. Ich will

vier Wochen bleiben diesmal. Kommen Sie heute abends zu mir. Haben Sie Lust? Um sechs, da ist es am kühlsten."

„Um sechs."

Am Mittag suchte ich mir unter den vier Männern, die mir ihre Dienste als Führer anboten, Gasem Ahmed aus und fuhr, unter Sabri Beys Sonnenschirm, in die Karnaktempel.

Um sechs Uhr ging ich in das kleine Palais, auf dessen Terrasse der Deputierte in einem Liegestuhl lag. Gelbweiße Schuhe, helle Hosen, graues Jackett. Neben ihm saß, die Füße nach hinten auf die Zehen gestellt, ein runder, kleiner Mann im grauweißen Leinenanzug mit Fes.

„Mein Bruder. Nehmen Sie Tee? Nein. Wollen Sie eine Segelpartie machen?"

„Gern."

Sein Bruder entschuldigte sich und blieb da. Als wir das Haus verließen, sah ich die belgische, die portugiesische und die schwedische Fahne auf dem Haus und die Konsulatsschilder über dem Tor.

„Mein Bruder", meinte der Deputierte mit einer abwehrenden Handbewegung.

Wir brauchten nur über die Straße zu gehen, um eine in den Damm gebaute Privattreppe auf den Nil herabzusteigen. Ich sah ein breites, großes Boot mit einem Baldachin über dem Heck unter mir, als mich Sabri Bey anstieß.

„Das galt Ihnen."

Gasem Ahmed galoppierte auf einem Araber

vorbei und grüßte. In zehn Minuten hatte der Kerl sich umgezogen und den Gaul hergeritten. Er trug jetzt eine blau-weiß gestreifte Bluse und rote Hosen und roten Fes. Am Morgen war er in Rohseide und Turban gekommen. Welch ein Schauspieler! Wahrscheinlich würde er mir morgen das Tier verkaufen wollen.

Sabri Bey hatte unter dem Sonnensegel alles mögliche vorbereitet, einen Eimer voll Eis, Getränke und Toast.

Über mir hing an einem hohen Querbaum das Riesensegel, das Fock- und Großsegel zugleich bildete. Es war mit einem Dutzend Seile in seiner Mitte an den Mast angeknotet. Groß und lang stand es in einem straff angespannten Bogen mit seinem Querbaum schräg über die Masthöhe hinauf in die Luft.

„Hübsch?"

„Hübsch."

Als wir am Luxortempel vorbei waren, machte der Nubier am Steuer einen Haken und wir fuhren den Nil hinauf. Es gab nur noch zwei oder drei Häuser, die so nett und so groß wie das Palais Sabri Beys waren. Nach einer halben Stunde kreuzten wir an der Stelle, wo, auf derselben Nilseite, die Tempelmassen des Karnak standen, selbst vom Fluß aus ein phantastischer Urwald von Säulen und Pylonen, von dem aus die Sphinxallee über den Nil nach Theben auf der anderen Flußseite führt.

Die Stimmung auf dem Fluß wurde merkwürdig.

Sie war zuerst froh gewesen. Nun bekam sie zugleich etwas wie am Ganges. Ich verstand wohl, daß die Könige der großen Dynastien, die die halbe Welt beherrschten, hier an nichts dachten als: grandiose Paläste für ihren Tod in die Felsen der lybischen Wüste auf der anderen Seite sprengen zu lassen.

Nach der Seite der Paläste zu war das Land voll Palmen und Gärten. Nach dem Wüstenufer zu wurde es jetzt zuerst einen Streifen lang blauschwarz, mit kubischen Schlammdörfern. Dahinter begann fast sofort die Wüste, glitzernd vor Hitze, blaurot, mit schon gelbem Weiß. Am Horizont bäumte sie sich mit einem Gebirgsstock auf, der einen metallenen Glanz besaß.

Sabri Bey ließ die Matrosen drehen. Mit einem Whiskylöffel zeigte er auf etwas Grünes.

„Baumwolle."

„Ihre Plantagen?"

Er nickte. „Sie könnten das Dreifache tragen, wenn die Engländer nicht wären."

Wir fuhren nun ziemlich schnell den Nil hinunter. Auf allen Seiten kamen die Herden ins Wasser. Lämmer und Ziegen sprangen gleich hinein. Die Stiere standen schon bis zum Hals darin und brüllten. Große Dahabijen mit Musik wurden öfters überholt. Die Frauen darin hatten ihre schwarzen Kleider bereits mit roten vertauscht zum Zeichen, daß der Nil stieg und bald bis zu den Memnon-Kolossen, die am Rand der Wüste bald auftauchten,

einen See machen würde. Sie hatten Esel und Büffel im Boot mitten unter sich. Die Trommler und Tamburinspieler holten dumpfe Töne aus ihren Instrumenten, während die Kerle mit den Blasinstrumenten eine infernalisch hohe, spitze Musik darüberlegten. Nach einer Weile wurde es wieder vollständig still. Jetzt empfand ich, daß ich nie eine tiefere Ruhe und Klarheit in irgend einer Natur empfunden hatte.

„Diese ganzen Striche liegen morgenweit unbebaut. Die Leute pflanzen nicht mehr, als sie brauchen", sagte Sabri Bey. „Das da ist die Villa König Fuads."

Ich hütete mich, ein Wort zu sagen, als er den Namen des Königs aussprach. Die Situation war etwa so: Die Engländer hatten vierzehntausend Mann in Ägypten und einen hohen Kommissar, den Eisenmann Lord Loyd. Es gab außerdem einen König, den die Engländer gestartet hatten, den Inhaber der bestbezahlten Souveränstelle der Welt. Die Ägypter selbst hatten etwa gerade so viel Militär, mit einer einzigen Maschinengewehrkompagnie. Außerdem besaßen sie ein Parlament, dessen Mehrheit aus zaghlultistischen Nationalisten bestand, zu denen Sabri Bey zählte. Ich konnte mir denken, was er gegen seinen König einzuwenden hatte, der hin und wieder sein Parlament aufhob und dem sein Schwager mit einer Revolverkugel den Hals so zerschossen hatte, daß er mehr bellte als sprach.

„Wir brauchen", sagte der Deputierte, „nichts als Schulen, und die Engländer verhindern sie. Natürlich ist es im englischen Interesse, das Volk dumm zu lassen. Wenn die Fellachen aufgeklärt sind, werden sie dieses reiche Land ganz anders ausnützen — aber für sich. Ich werde jetzt vierzehn Tage lang all diese Dörfer wiedersehen. Nichts als Schlammhütten, ohne Dach. Die Leute liegen mit den Tieren noch in dem einzigen Raum. Sie sind allerdings Analphabeten und trotzdem sind sie gescheiter als die Engländer. Lachen Sie ruhig. Haben Sie schon einen Engländer gesehen, der gescheit ist? Ich nicht. Aber sie sind Charaktere. Das ist wahr. Sie sind Charaktere."

„Haben Sie eigentlich überlegt, daß Sie mit Ihrem Projekt die soziale Frage proklamieren, wenn Sie Ihre Arbeiter bilden? Seit dem Pyramidenbau, also seit fünftausend Jahren, hat das noch niemand probiert."

„Warum nicht? Sie sehen doch, daß die Frage der kolonisierten Länder jetzt überall marschiert. Die soziale Frage bekommen wir auf alle Fälle. Wir müssen die Leute aber vor allem bilden, damit sie die Engländer moralisch hinausdrücken können. Davor haben sie die meiste Angst. Vor unseren drei Maschinengewehren ist ihnen natürlich nicht bange. Deshalb wollen sie eben auch keine Schulen. Charaktere", murmelte er zwischen den Lippen.

Mir fielen die zehn Leute ein, die an langen, schönen Stricken an der Zitadelle in Kairo ge-

hangen hatten. Ich sah Lord Loyds festes Kinn. Es war gar nicht so dumm, was der Deputierte sagte.

Das Land wurde jetzt sehr flach. Überall tummelte sich Vieh in kleinen Scharen, Esel, Kamele, schwarze Kühe, schwarze Lämmer. Fellachenjungen stellten ein Bein auf den Widerrist von riesigen Stieren und galoppierten damit ins Wasser.

„Sie ahnen nicht, wie dumm die Engländer sind", meinte Sabri Bey nach einer Pause. „Sie sind eben selber noch nie von ihnen beherrscht worden. Glauben Sie: Erst dann lernt man eine Rasse kennen. Im Grunde haben die Engländer seit Jahrhunderten lediglich eine Führerklasse herangezüchtet, die wie ein Automat funktioniert. Es ist aber gar nichts drin in diesen Köpfen. Sie sind nur Charaktere. Na! Sie sind so dumm, daß sie im Sudan abends in ihren Zelten, wo sie mit zehn Eingeborenen sitzen, einen Smoking anziehen — bei dieser Hitze!"

Er nahm eine Whiskyflasche und machte sie auf. Seit einer Viertelstunde sprach er schon französisch. Wir hatten vor kurzem gewendet. Die Sonne ging jetzt unter. Die Luft wurde weiß, ganz farblos. Die lybischen Berge standen violett wie Gummi. Dann wurde es rasch dunkel. Eine Stunde später legten wir vor dem Palais an.

Auf der Straße oben stand Gasem Ahmed in einer gelbseidenen, gerafften Tunika mit hohen, roten Stiefeln. Um den Fes hatte er ein Stück gelbe Seide mit kleinen Mustern gewickelt, daß der Fes

wie eine Tiara wirkte. Er sah prächtig aus. Neben ihm stand ein kleiner Sudanneger und hielt den Araber.

„Guten Abend."

„Was wollen Sie?"

„Ich wollte Ihnen mein Pferd zur Verfügung stellen."

„Danke. Ich brauche kein Pferd."

Ahmed verbeugte sich und ging, das Pferd am Zügel, weg.

„Weder der Diener noch das Pferd gehören ihm", sagte Sabri Bey. „Kommen Sie mit mir essen?"

Am anderen Tag fuhr ich mit Gasem Ahmed auf die andere Nilseite und begann die paar hundert Löcher im Felsen zu durchsuchen, in denen die Grabpaläste der Könige versteckt sind. Das war ein Schauspieler! Er ahmte, ohne es zu wissen, alle Gebärden und Haltungen nach, in denen die Götter und Könige sich auf den Wandbildern zeigten, vor denen wir standen. Er war ein ganz anderer Nationalist als der Deputierte. Ohne Zweifel war er einfach närrisch verliebt in die Kunstsachen aus der antiken Zeit, die er erklärte. Er haßte die Römer, weil sie durch ihr Feuer die Tempelruinen geschwärzt und die Bilder beschädigt hatten. Er haßte den Forscher Scaparelli, weil er den Sarkophag der zweiten Ramsesfrau mit nach Rom genommen hatte. Er haßte die Engländer auch, aber nur, soweit sie Archäologen waren. Ein hübscher, wunderbarer Kerl mit seinem Bronzegesicht. Hin-

gegeben, passioniert, rhythmisch beschwingt pries er die schönen Hände auf den Galerien von Säulen, die jagenden Könige, die erlesenen Tiere an ihren Wagen, die entzückenden Füße und Stirnen der Prinzessinnen, ein wahrhaftiger Liebhaber dieser zarten Relieffiguren, die für ihn mehr als lebende Menschen bedeuteten.

Wenn uns in den furchtbaren Sonnenschluchten der Wüste Fellachen nachliefen und ihre lächerlichen Antiquitäten mir in den Wagen hinein verkaufen wollten, blieb er, auf dem Bock neben dem Kutscher sitzend, stets neutral. Selbst wenn sie in den Wagen sprangen, rührte er sich nicht. Gelang das Geschäft, war er natürlich beteiligt. Andererseits wagte er nicht, mir zu dem Mist zuzureden.

Ich gab einem frechen Kerl, der in den Wagen sprang, Sabris Schirm auf den Kopf, daß es krachte.

„Recht so", sagte Ahmed jetzt, sich beifällig umdrehend.

Er war ein furchtbarer Snob. Die Wächter bluffte er überall, indem er zuerst enorme Trinkgelder (von meinem Geld) an sie verteilte. Als ich ihm das untersagte, behandelte er sie en canaille. Er war immer der große Mann, der bewundert sein mußte.

„Haben Sie meinen Diener gesehen?" fragte er, als wir auf einer Dahabije über den Nil zurückfuhren.

„Ich brauche kein Pferd", sagte ich.

Am Schalter sagte mir der Concierge, daß Sabri

Bey zweimal nach mir gefragt hatte. Am Abend kam er wieder.

„Sie waren wirklich im Tal der Könige? Ich schätze es auf sechzig Grad." Er sah mitgenommen und elend aus.

„Fünfundfünfzig Grad."

„Es wird immer heißer." Er nahm eine Zeitung und schlug sie auf. „Was sagen Sie übrigens dazu, daß man unsere Könige aus ihren Grabpalästen genommen hat und sie in Kairo unter Glas im Museum zeigt? Wäre eine solche Würdelosigkeit in Europa möglich?"

„Nein. Aber ich glaube, Sabri Bey, vor zwanzig Jahren hätte Ihr Vater sich noch totgelacht, wenn man ihm gesagt hätte, er stamme von diesen Mumien ab."

„Das ist möglich. — Aber jetzt wissen wir es."

„Waren Sie auf Ihrer Wahlrede?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich ertrage die Hitze zu schlecht."

Als er weg war, ging ich gleich schlafen.

Um zwölf wachte ich wieder auf und ging völlig frisch ans Fenster. Die Nacht war total verzaubert. Es war jetzt so heiß, daß die Samtluft überall schillerte. Viele große Käfer summten leuchtend in der Dunkelheit. Hunderte von ihren Augen glühten zwischen den Palmen. Auf dem Boden marschierten die Skarabäen wie wilde Bulldoggen lautlos hin und her. Die Atmosphäre des leuchtenden Schweigens war voll von einer unverständlichen Geheimniskraft

und faszinierte bis zu solcher Überwachheit, daß an einen Schlaf nicht zu denken war. Es fiel mir alles mögliche in diesem Zustand ein.

Sabri Bey hat recht, dachte ich. Man hätte die Pharaonen zum mindesten in Kopien aufstellen müssen. Merkwürdigerweise ähnelten sie alle, wenn ich an ihre Köpfe in den Glaskästen in Kairo zurückdachte, Leuten aus denselben „Set" in der ganzen Welt, den Stauferköpfen, den Dogen, den Päpsten, Friedrich dem Großen: Herren einer Welt, die es nicht mehr gibt, seit die Motore laufen.

Friedlich hatte nur der Schwiegervater des dritten Amenophis ausgesehen. Er hatte einen schwarzen, nubischen Teint mit hellblondem Haar. Nach dem Tod war ihm am Kinn noch ein heller, rötlicher Bart gewachsen. Er lag beschaulich da mit einem schönen, rassigen Pferdegesicht und hatte die Arme über der Brust gekreuzt und die Hände auf die Schultern gelegt, als ob er einen Trinkspruch ausbringe. Ramses der Zweite und Dritte mit ihren schmalen, wilden Hakennasen sahen neben ihm schon wie tüchtige Raubtiere aus.

Am nächsten Morgen brach ich um fünf Uhr auf und kam um ein Uhr zurück. Ich hatte im Kopf das Gefühl, als sei ich zu lange unter Wasser gewesen. Die Bleidächer des venezianischen Palazzo Ducale sind ein Kinderspiel gegen die Stollen in den Tälern des lybischen Wüstengebirges.

Um vier Uhr nachmittags wurde ich geweckt. Sabri Bey!

Er setzte sich zu mir in die Halle. „Ich fahre um sechs", sagte er, „und ich kam, Ihnen adieu zu sagen."

Er sah aus wie der Tod. Über seinen Augen war er violett und die Wangen waren blaß und voll Schweißperlen. „Na, weiß der Teufel, diesmal hatte ich Pech", meinte er. „Haben Sie das Thermometer gesehen? Es ist schon wieder höher. Ich fahre die Nacht nach Alexandria ans Meer. Casino San Stefano, damit Sie meine Adresse wissen. So wie es etwas kühler ist, komme ich zurück."

Er war so niedergeschlagen, daß ich für ihn seinen gewohnten Whisky bestellen mußte.

„Wollen Sie mit in das Badezimmer gehen? Sie können dort duschen."

„Brühwarmes Wasser." Er hob die Augen nach der Decke. „Es läuft ja durch die Filtrieranlage auf dem Dach herunter. Danke schön."

„Und Ihr Bruder?"

Der Deputierte lächelte. In sein Gesicht kam ein schwacher Ausdruck von Überlegenheit.

„Er bleibt da. Gehen Sie doch morgen zum Diner zu ihm. Er ist ein lieber Junge. Er reitet um fünf Uhr morgens in die Plantagen. Um zehn vormittags kommt er zurück. Selbst im Sommer, wo seine ganze Familie in Alexandria ist, bleibt er in seinem Palais unter den Konsulatsfahnen sitzen. Verrückt bei dieser Hitze, nicht? Wenn man zum Fenster hinaussieht, schlägt einem die Wüste wie ein Scheinwerfer ins Gesicht."

Er amüsierte sich tüchtig über seinen Bruder.

„Ich werde einmal hingehen. Angezogen?“

Er lachte. „Um Gottes willen, Sie sind doch kein Engländer.“

Es kam jemand, um zu sagen, daß sein Wagen da wäre, um ihn an die Bahn zu fahren.

Er wurde ganz weiß und schien wieder bedrückt.

„Hören Sie,“ sagte er und schlug mit seinem Fliegenwedel gegen seine Schulter, „ich muß meine Wahlredetour durch den Distrikt hier natürlich machen, und ich kehre sofort zurück, sowie die Hitzewelle abnimmt. Es m u ß das nächste Mal gehen. Aber diesen Chamsinwind verträgt kein Teufel. Sowie ich zurück bin, drahte ich Ihnen nach Chartum und Sie machen rückwärts Station hier. Dann wohnen Sie unten bei mir am Nil.“

Drei Tage später fuhr ich nach Assuan, stieg auf das Schiff bis Wadi Halfa und fuhr dann noch einen Tag und eine Nacht durch die Wüste bis Chartum. In Omdurman haben die Engländer nach dem Mahdi-Aufstand eine ganze Negerarmee angesiedelt, die sich mit Arabern, Berbern, Syriern und Fellachen gekreuzt hat. Eine reichlich verrückte Stadt. Ich fuhr in Lord Kitcheners weißem Salonzug nach Sennar weiter, als einziger Mann im ganzen Zug, der vor Hitze glühte. Ein witziges Land. An dem Staudamm fing schon ein Wald mit bunten Affen an, die in den Ästen wie Vögel herumflitzten. Bis ich nach Chartum zurückkam, erlebte ich noch eine Menge Sachen und fuhr dabei meistens kreuz und quer.

Einmal kam ich dabei am Blauen Nil an ein Bungalow. Ich hätte es ohne die Whiskybatterien davor für eine Kinohütte gehalten.

„Guten Tag. Wie gehts?" sagte ein junger, weißer Mann, der herauskam. „Sie werden lachen. Ich habe einen neuen Cocktail entdeckt."

Wir plauderten angeregt in seinem Zelt miteinander, ohne daß die Hitze erwähnt wurde, und er ließ schließlich seine zehn Leute antreten. Die Berber waren gut dressiert.

„Wie lange haben Sie keinen Weißen gesehen?"

Er überlegte. „Zwei Monate."

„Teufel."

„Ist nicht schlimm." Er hatte alles, was er wollte: Konserven, Grammophon, Golfbesteck, Radio, Gin, Magazine mit Bildern, die Kriegsartikel, Munition, Punktroller und ein Lehrbuch für Masseure, nach dem er einen Berber anlernte.

Als ich wegritt, sagte er: „Grüßen Sie die alte, gute Insel. Ich komme nächstes Jahr sechs Monate dran im Urlaub."

„Ich bin kein Engländer", sagte ich lachend.

„Sie sind kein Engländer?" wiederholte der Junge. Ich habe nie ein so unbeweglich verstörtes Gesicht gesehen. Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, trotz meinem flegelhaften Englisch, zu denken, ich könne etwas anderes sein.

„Auch ein Charakter", sagte ich mir. „Ob er wohl heute abend seinen Smoking anzieht?"

Acht Tage später fuhr ich nach Chartum. Am

Abend meiner Ankunft bekam ich dort ein Telegramm, in dem der Deputierte mir mitteilte, daß er wieder nach Luxor fahren und diesmal vierzehn Tage bleiben wolle. Er bat mich, in Luxor auszusteigen.

Ich zählte nach und rechnete an den Fingern das Datum aus. Übermorgen mußte er also in Luxor sein.

Übermorgen? Ich nahm ein Formular und drahtete ab, gab es aber dann gar nicht auf. Er würde schon merken, wenn ich nicht kam.

Ob Sabri Bey diesmal die Hitze verträgt, dachte ich, als ich in dem Zug saß und sechsundzwanzig Stunden durch die bleihelle Wüste fuhr. Ein eigentümlicher, sehr moderner Typ: ein Oberägypter, der seine Heimat nicht vertrug. Und sein Engländerhaß? Der besaß nicht mehr Basis und nicht mehr Kraft als der Mann selber. Ohnmächtige Theorie! Komisch, wie doch fast alle Orientalen den typisch französischen Fehler machten, den Intellekt zu überschätzen. Genau wie dieser Ägypter, mit verächtlich hochgezogenen Augenbrauen, hätte jeder Pariser Literat von England sprechen können. Es war alles richtig, was er sagte, aus der Sphäre des Denkens heraus. Und alles falsch, wenn die Tatsachen dann anmarschierten.

Was ging es mich aber schließlich an!

Ich fuhr sechsundzwanzig Stunden durch den kochenden Sudan und stieg in Wadi Halfa aufs Schiff. Zwei Nächte und drei Tage durch die

Sonnenhölle. Die Fahrt war etwas erträglicher diesesmal, da wir Rückwind hatten. Das Schiff war voll von englischen Offizieren, Beamten und Frauen, die aus dem Sudan zurückkehrten und zum Urlaub auf die „nette, alte Insel" fuhren.

In Assuan war der Bahnhof blockiert von den vielen Urlaubsfahrern. Alle Schlafwagen ausverkauft. Na ja, da hatte ich eine Pestsache angestellt und mußte nun die Nacht sitzen. Ich hatte gedacht, daß kein Mensch im Sommer durch die Wüste fahre, und hatte die Rückwanderer vergessen und außerdem, daß der Schlafwagenzug nur zweimal die Woche ging.

Ich kam in ein Abteil von Jungens in hellen Hosen mit an den Ellbogen abgeschnittenen Hemden, die an der Brust offenstanden, lauter junge Offiziere, die schon von Wadi Halfa an auf dem Schiff gewesen waren.

Sie stellten zwei Kisten mit Whisky und zwei Blechbüchsen mit Eis unter die Bänke, schoben die „Daily Mail" zwischen die Rücken und die Polster, damit die Hemden an den heißen Lederpolstern nicht kleben blieben, montierten einen Blechkoffer in der Mitte und fingen an, Bridge zu spielen. In den drei furchtbaren Mittagsstunden bis Luxor unterbrachen sie nur dreimal ihre Partie, um Meinungsverschiedenheiten durch ein paar Boxschläge freundlich aus der Welt zu schaffen.

Wenn sie, um Zigaretten herauszuholen, ihre Blechkoffer aufmachten, hatten sie alles durch-

einander darin liegen. Pumps, Schwämme, Smoking, Zahnbürste, Rasiermesser, Dunhillpfeife und Revolver. Alle hatten schöne, eingedrückte Schläfen, sprachen kein Wort einer anderen Sprache, wußten außer einer Grafschaft in England, außer ihrer Kriegsschule und außer dem Sudan nichts von der Welt, gaben mir aber so viel eisigen Whisky mit Soda, als ich wollte. Nette Kerle.

In Luxor wurde der Zug gestürmt. Die Leute standen in den Gängen jetzt wie Fische. Fünfundvierzig Grad.

Plötzlich sah ich ein Rosahemd und eine rote Krawatte und blickte in das Gesicht des Deputierten. Sabri Bey konnte wegen der Fülle nicht winken, zwängte sich mühsam an meinem Coupé vorbei und rief, als er die Tür querte, herein:

„Hallo, Sir, es ging leider wieder nicht. War zu heiß. Rufen Sie mich im Shepheard an", sagte er französisch mit einem Blick auf die Offiziere.

„Gern. Hoffentlich finden Sie Platz."

„Wieviel Sprachen die Leute hier reden", sagte der Leutnant in Tennishosen mir gegenüber und sah mich naiv an. Er hatte ein so englisches Gesicht, wie es ein guter englischer Junge nur haben kann, und komischerweise ein kleines, blondes, aufgezwirbeltes Schnurrbärtchen darin, wie ein Ritter van Dycks.

Ich fing an, mich ein wenig zu ärgern.

Eigentlich war es ein tolles Benehmen von dem Deputierten. Wenn ich nun seiner Einladung ge-

folgt wäre und ausgestiegen wäre, hätte ich zum mindesten meinen Sitzplatz verloren.

Wir fuhren weiter. Die Sonne ging unter. Der Engländer an der Tür drehte den Ventilator an. Über jedem Kopf brannte ein elektrisches Licht.

Irgendwo in einem Coupé saß nun Sabri Bey und machte seinen zweiten Rückzug vor der Temperatur. Er brauchte Hotels, Whisky und Kühle. Ein tragischer Volksführer, der so wenig Fühlung mit seiner Rasse hatte, daß er nicht einmal bei ihr existieren konnte. Während er seinen Geist in Europa schulte, hatte er seine nationale Unschuld verloren. Ein armer Kerl, der nun nirgends mehr zu Hause war, nicht mit dem Kopf und nicht mit der Muskulatur. Nun ja, ich hatte schon eine Menge Intellektueller gesehen, die in anderen farbigen Ländern kein anderes Schicksal hatten. Sie taten mir jedesmal leid. Es mußte doch erbärmlich sein, so viel zu wollen und eigentlich nichts zu können.

In ein paar Stunden wird er wieder im „Shepheard" sitzen und sich mit Mattoni und Gin Cocktails machen und sich über die englischen „Charaktere" amüsieren. Waren diese Leute eigentlich gefährlich?

Ich sah die Fellachen in Oberägypten morgens auf die Felder reiten, die Kinder „saida" mit ihren hohen, süßen Stimmen rufen, die schwarzen Büffel unter ihnen, die wie Kamele gehen, ihre flachen Schlangenköpfe nach vorne schwingen. Ich sah die Kanäle voll Badender, die sich die Bilhazia holen,

die Baumwollarbeiter, die ihre Augenkrankheiten treulich an ihre Familie weitergeben, die schwarzen Fellachenweiber mit der Messingrolle über der Nasenwurzel, an der ihr Schleier hängt, im Nilschlamm weiter schlafen wie seit Tausenden von Jahren. Schöne, nur ausgemergelte Figuren. In der Tat eine der bestgewachsenen Menschenrassen, die es gibt. In welches Unheil würden ihre Führer sie hineinmarschieren lassen?

„Wollen Sie einen Robber mit uns machen?"

„Ich spiele nicht Bridge."

Einen Augenblick sah ich auf sechs Gesichtern dasselbe atemlose Erstaunen, wie bei dem Offizier in dem Bungalow, als er hörte, ich sei kein Engländer.

Aber nur eine Sekunde.

„Jungens," rief der Leutnant mit dem Schnurrbart, „wollen wir es ihn lehren?"

„Yes."

Ich war nie ein Spaßverderber. Obwohl ich mir den Teufel aus Karten mache, lernte ich in dieser Nacht Bridge, mit dem festen Vorsatz, es am nächsten Tag wieder zu vergessen. Darüber wurde es Morgen. Der Zug hielt.

Acht Uhr morgens in Kairo.

„Guten Tag."

„Guten Tag." Das Coupé knackte vor sechs shakehands.

Einige Offiziere fuhren am Abend mit einem Schnelldampfer, ein paar andere mit Frachtschiffen

auf die Insel, einer sogar auf einem Kriegsschiff, weil sein Vater, ein Admiral, mit dem „Boot" gerade im Suez lag.

Da gingen sie vor mir über den Bahnhof, recht salopp, in verdrückten Tennishosen, aber sehr männlich in ihrer Wurstigkeit. Einer trug ein Rakett, ein anderer eine Angel, die beiden anderen Golfbestecke. Ihre Blechkoffer schleppten sie teils selbst, teils liefen Kawassen damit hinter ihnen her. Sie gingen, jungenhaft, kindlich, ohne sich umzusehen durch den Bahnhof und das Gewühl, genau so wie sie durch ihr ganzes Leben und durch die ganze Welt gehen werden.

Charaktere!

Von Sabri Bey sah ich keine Spur.

Ich drahtete Numlin vom Bahnhof aus und fuhr durch das warme Kairo in die Oase zum Menahaus. Um offen zu sein, machten mir, wo ich aus dem Sudan kam, die 35 Grad gar nichts. Es schien mir eine laue, nette Luft.

Im Park fand ich den Fordmann, der gerade in seinen Lincolnwagen stieg.

„Kolossal langer Kühler", sagte ich und erstaunte selbst darüber, wie rasch man seine Interessen ändert. Lange Kühler waren im Sudan ohne jede Wichtigkeit. Ich sah ihm ins Gesicht, das rosig glänzte. „Ihnen fehlt wirklich kein Bandwurm."

„Nein," meinte er lachend, „aber eine Freundin."

„Das ist schwieriger", sagte ich. „Sie müßten nach Chartum fahren. Da ist eine so amüsante

Hitze. Ich wette, Sie denken an alles andere dort als an Frauen."

„Immerhin. Das sagen S i e."

„Meinetwegen. Wo ist der Captain?"

„Vermutlich in einem Zelt in der Richtung Port Sudan."

„Na!"

Der Fordmann drückte auf die Zündung und streckte die Beine nach dem Gashebel.

„Vor vierzehn Tagen hat ihn der Manager hinausgesetzt. Zwei Tage vorher lief ein Pokerspieler hier ein, ein passionierter Jäger. Nun, Sie wissen ja, der Captain hatte schon immer den Spleen mit Zelt und so. Er hat ihm zugeredet, und dann hat der andere ihn engagiert. Mit Kamelen — solche Kinder! Wo sie Autos haben könnten! Tagsüber pokern sie unter einem Sonnenzelt. Nachts reisen sie. Vierzehn Tage schätze ich. Gar nicht übel für den Captain, wenn ich denke, was er alles gewinnt. Auf heute abend." Der lange Wagen glitt ruhig und gelassen durch die Palmen.

Um fünf Uhr kam Numlin aus Alexandria. Ich mußte ihm haarklein erzählen. Nicht eigentlich, was ich gesehen hatte, sondern alle Umstände, die das Technische betrafen. Was ich angehabt hätte, Tropenhelm, Name von Schiffen, ob englische oder belgische Jagdbüchsen, welche Meilenzahlen und wieviel Grad morgens, abends und nachts.

Alles andere, was so abenteuerlich war und so weiter, kannte er ja von selbst.

Für Sabri Bey hatte er nicht das geringste Interesse. Er war so lange im Orient, daß ihn die Farbigen nicht die Spur tangierten. Er war noch krasser in seiner Einstellung als die Engländer. An die Renaissance der farbigen Kolonialrassen glaubte er nicht. Ihrer Zivilisierung schaute er interessiert zu, weil es sich um seine Prozeßgegner handelte. Seine Familie war so alt, daß sie ein paar Jahrhunderte lang das Privileg gehabt hatte, die päpstliche Garde zu kommandieren. Nun saß sie, einem gesunden Instinkt folgend, in den St. Moritzer Hotels als Besitzer. Numlin zog es daher vor, lieber darüber zu reden, ob Motorwagen im Engadin fahren dürften oder ob nicht, als über Sabri Bey und seinen Anhang zu diskutieren. Autos im Engadin — war für ihn ein wirkliches Problem. Sein Hang zu leidenschaftlichen und dramatischen Dingen war im übrigen durch seine Prozesse rundherum befriedigt. Prozesse waren glatte Tatsachen, guter alter Sport und reelle Dinge mit Hand und Fuß.

Er hörte, den Kopf nach der Schulter geneigt, zu.

„S e c h z i g Grad," sagte er, „Donnerwetter." Sein Gesicht lebte seine Begeisterung immer etwas später erst mit.

„Was wären Sie mit Ihrer Passion für Hitze für ein glänzender Deputierter von Oberägypten geworden", sagte ich und sah mit tiefem Wohlgefühl zu, wie die Palmenkronen sich in der Dämmerung zu bewegen begannen.

„Ja, ich kann mir wirklich denken," sagte Num-

lin beim Diner, „daß man in dieser Luft hier in die Lage kommen könnte, sein Vermögen für verloren zu halten und sich eigentlich erschießen müßte — und daß man es einfach nicht täte, dieser herrlichen Luft halber. Verstehen Sie?“

„Gewiß,“ sagte ich, „heute nacht habe ich sogar Bridge gelernt.“

Eigentlich wollte ich jetzt, wo das Essen fertig war, aufstehen und mich tiefer auf der Terrasse zum Kaffee hinsetzen. Aber ich wurde plötzlich furchtbar müde. Numlin sagte etwas, wie in der Entfernung. Ich hörte es, verstand es aber schon nicht mehr, stand auf und ging in mein Bett.

In der Nacht träumte ich, daß der Stolz des Nationalmuseums, die uralte Figur des Priesters Ra-Nufer aus Sakkara, einen Golfstock in der Hand hätte. Beim Duschen am Morgen fiel mir dieser komische Traum wieder ein.

Dann ging ich hinunter in den Park. Es war doch nett, wieder in der alten, guten Oase zu sein. Auch der junge Athlet mit dem Spleen nach dicken Melonen lief noch immer hier herum. Er stand drüben in der Nähe des Stalls und hielt einen jungen Arabergaul an der Trense. Das Pferd stand so glatt vor dem grünen, saftigen Hintergrund des Gebüsches, daß es förmlich vor Leben und nervöser Kraft glänzte. Ich mußte einen Augenblick die Augen zumachen. Es war so heiß im Sudan gewesen, daß mir plötzlich diese Wochen wie hinter dem Glutgitter eines Traumes gefangen saßen.

Noch ehe ich den Athleten erreichte, war der Junge schon aufgesessen und ritt mit hohlem Kreuz, in der Linken die Zügel haltend, mit der Rechten dem Hengst auf die Kruppe tätschelnd, in die Oase hinein.

Als ich weiterging, fiel mir der Traum mit dem Golfstock wieder ein. Hatte der Kalksteinmann eigentlich einen Stock oder nicht?

Ich pfiff nach dem Frühstück Ali, und er kam um zehn Uhr mit seinem dicken Fiat angewalzt. Um elf Uhr kam ich ins Nationalmuseum und besuchte Ra-Nufer. Er war über viereinhalbtausend Jahre alt. Von vorne gesehen, hatte er viel zu dicke Waden, aber trotzdem stand er vollständig so da wie ein schottischer Golfmann.

Ich dachte mit teilnehmender Schadenfreude an Sabri Bey, während ich langsam um die Figur herumging. Von der Seite sah der antike ägyptische Mann nämlich sogar genau aus wie irgend ein Mitglied des Londoner Oberhauses.

Ungarische Hengste

Unter allen Dienern, die ich kannte, war der Szechenyische „Andor" durch seine Pferdepassion der originellste. Er war auch sonst reichlich verrückt. Aber zu Untaten, die einem Kammerdiener nicht zustehen, ja zu saloppen Eigenmächtigkeiten verführte ihn nur seine Pferdeverliebtheit.

Hierin hatte er einen ausgesprochenen Spleen. Denn Andor war wohl, wie alle Ungarn, Kenner, was Pferde betrifft, und hatte in seiner Jugend schon hohe Reitschuhe getragen, wenn er nur spazierengehen wollte, aber sein Spleen drehte sich nur um eine ganz besondere Gattung Pferde. Gott weiß warum, die Phantasie dieses Kammerdieners beschäftigte sich jahraus, jahrein mit den Noniuspferden, einer eigentümlichen Rasse, die aus einem in der napoleonischen Zeit nach Ungarn gekommenen Pyrenäenhengst gezogen worden war.

Dabei diente er bei den Szechenyis in einem Pferdeparadies von echtem Vollblut. Aber Andor bekümmerte sich nicht um das Vollblut. Sein Ehrgeiz brütete vielmehr in seinem Hirn immer neue Pläne aus, wie die Noniushengste v o r die hoch-

klassierten amerikanischen und ungarischen Pferde gebracht werden könnten.

Eigentlich war dies der Spleen für einen vornehmen Mann. Denn so extravagante Narrheiten bringt nur die Kennerphantasie eines Menschen fertig, der nach nichts zu fragen hat und dessen Rasse seit ein paar hundert Jahren sich erlaubt, was sie will, während die Beschäftigung mit Pferden einen Kammerdiener im Grund den Teufel anging und weder zu seinen Obliegenheiten gehörte noch eigentlich seiner Phantasie zugetraut werden konnte.

Andor hatte jedoch das Glück, Ungar zu sein. Die alten ungarischen Familien, von denen etwa dreihundert das Land beherrschen, sind bis zu den weißhaarigen Greisen sehr loyal und ein wenig wie Kinder, soweit es sich um das Personal handelt. Sie behandeln das alte Personal auf den Gütern sehr menschlich, wie Sklaven, die aber zur Familie gehören. Das Personal kann infolgedessen darauf rechnen, daß auch seine Verrücktheit hingenommen, gewogen und begriffen wird.

Dazu half Andor allerdings sehr, daß er, abgesehen von seinem Komplex mit den Noniushengsten, auch in seiner Person einen besonderen Stil pflegte. Vor allem hatte er sich eine eigene Sprache geprägt, über die jedermann zuerst starr war.

Zu seinen Pflichten gehörte dabei eigentlich nur, die Garderobe des Majoratsherrn in Ordnung zu halten, abends den Smoking, das Hemd, die

Strümpfe und so weiter herauszulegen, zu packen, mit auf die Reise zu gehen und sonst einfach parat zu sein.

Das Hauptgut der Szechenyi lag an der Donau, in der Nähe von Veröce. Die Anjous hatten auf diesem Terrain schon gejagt, das so groß wie eine Provinz war und sich in Berge von tausend Meter Höhe hinein erstreckte. Das Herrenhaus war stets voll Besuch von einem Dutzend junger Szechenyis, an die Andor gelegentlich ausgeliehen wurde, wenn der Majoratsherr abwesend war.

Andor küßte den jungen Szechenyis zwar die Hände, war aber trotzdem die gravitätischste Gestalt im „Großen Pavillon". Wenn er Tokaier servierte, hielt er die Nase so hoch, daß seine Schultern umzukippen schienen.

Die Komtessen legten manchmal, wenn sie unter sich waren, die Zigaretten weg, um „Andor" zu spielen, aber sie bereuten es in ihrer Gutmütigkeit jedesmal und klopften ihm, wenn er gleich einem Theatergeneral vor ihnen stand, wie einem alten Bernhardiner den Rücken.

Es gibt eine ganze Menge Geschichten darüber, was Andor fertigbrachte, um gerade die Noniuspferde zu protegieren. So war er einmal in Veröce geblieben, während der alte Szechenyi in Paris war und die Pferde einem seiner Neffen anvertraut waren, der aber einige Tage in dieser Zeit wichtig in Pest zu tun hatte.

In diesen Tagen ärgerte sich Andor sehr, da der

Stallmeister der Reihe nach die übrigen Pferde bewegte, aber Andors Lieblinge nicht. Da er nicht wagen durfte, dem Trainer ein Wort zu sagen, rief er den jungen Szechenyi in Pest an und sagte ihm, er möge nach Veröce zurückkommen.

Der junge Mann, der nur gewohnt war, von einem Kammerdiener angerufen zu werden, wenn jemand aus der Familie das Genick gebrochen hatte oder wenn ein Gutshaus in Flammen stand, fragte, was los sei.

„Ich so allein", sagte Andor.

Diese Antwort wurde sehr berühmt.

Sie ist von vielen Seiten her interessant. Andor hätte nie gewagt, einem anderen, höheren Beamten der Familie einen Vorhalt zu machen, aber er hatte den Mut, den jungen Herrn anzurufen. Diesem konnte er natürlich nicht sagen, er solle aus dem Ritz nach Veröce kommen, um die Noniuspferde auszureiten, aber er wagte es in seiner Kindlichkeit, seinem jungen Herrn zu gestehen, daß er allein sei.

In seinem Hirn dämmerte noch das seit Jahrhunderten bestehende Zugehörigkeitsgefühl zur Magnatenfamilie und er sagte sich, daß, wenn der junge Szechenyi auf Andors vagen Seelenschmerz hin erschiene, die Hengste schon ausgeritten würden.

Andor behielt übrigens tatsächlich recht, denn Mihaly Szechenyi ließ sich die Nuance nicht entgehen, auf sein Gut zu müssen, da der Kammerdiener seines Onkels „so allein" sei.

Andor arbeitete, wenn es die Noniuspferde betraf,

mit den primitivsten Mitteln. Er erreichte sein Ziel auf den ungeheuerlichsten Irrgängen der Logik.

Dabei hatte Andor eine sehr angenehme Art des Auftretens. Im Frack sah er aus wie ein distinguierter älterer Herr des französischen Lustspiels. Er besaß besonders viel Verhaltenheit in seiner Atmosphäre, preßte die Arme stets fest an den Körper und bewegte den Hals nicht beim Umdrehen.

In dem kleinen Dorf, das nur die Häuser des Gutspersonals umfaßte, besaß Andor ein kleines Haus mit Familie. Seine Frau trug am Sonntag zu seinem Stolz im Gegensatz zu den anderen Personalfrauen einen Hut, seine Tochter eine Brille. Sein Sohn ging bei Beerdigungen mit seiner schiefen Ponyfrisur scheinheilig und Unfug machend hinter dem Priester her.

Zu alledem war Andor bescheiden. Als der alte Szechenyi ihn eine Zeitlang in seine Pester Wohnung gesetzt und während seiner eigenen Abwesenheit vergessen hatte, ihm Geld dazulassen, aß Andor einfach nichts. Später, als er Ordre bekam, aufs Gut zu kommen und abzurechnen, stellte es sich heraus, daß Andor ein paar Tage gehungert hatte. Er fand das selbstverständlich.

Sein Lieblingswort war „das". Als einer der Szechenyischen Schwiegersöhne aus Stambul, wo er Gesandter war, zu Besuch kam, sagte Andor: „Das alt geworden."

Merkwürdigerweise hörte der alte Szechenyi auf

den Kammerdiener. Andor sprach übrigens nur bei wichtigen Anlässen. Als der Pfarrer starb, setzte Andor morgens das Frühstückstablett auf den Tisch im Schlafzimmer und sagte: „Das Fräulein, das hochwürdigen Herrn das Frühstück bringen — so — und so hinsetzen — und das dann kaputt."

Der alte Szechenyi lachte bei dieser Schilderung des Todes seines Seelsorgers, denn er war noch dabei, sich zu duschen.

„Das ganz kaputt", wiederholte Andor mit der Geste eines gekränkten Schauspielers, denn er glaubte, daß Szechenyi die Wahrheit seines Berichtes anzweifle.

Auf der Reise hatte Andor jeweils eine bestimmte Taktik, sich zu den betreffenden Landschaften zu äußern.

Diese Taktik hing mit seiner Passion zu den Noniuspferden zusammen, die er mehr liebte als seine Familie, an die er auf der Reise überhaupt nicht dachte. Die Taktik Andors war übrigens bekannt und wurde als Diplomatie gründlich geschätzt. Im Grunde lag dem Kammerdiener jede Reise nämlich deshalb nicht, weil er dadurch aus der Nähe der Hengste kam.

Er war aber klug genug, nicht einfach vor Heimweh zu wimmern, sondern er versuchte, seinem Magnaten so nebenbei die Sache zu verekeln.

„Das keine schöne Gegend sein, gnädiger Herr", sagte er im Juni in Biarritz. „St. Moritz viel schöner."

Er wußte, daß St. Moritz gar nicht in Frage kam, sondern nur, nach Veröce zurückzufahren.

Umgekehrt lobte er im Januar, wenn er im Engadin war, aus vollen Backen Biarritz, da er wußte, daß kein Mensch im Januar an die Silberküste geht.

„Das Teufel holen hier", sagte er im Juli am Lido. „Riviera viel schöner."

Es war klar, daß die Szechenyis in der Sonnenglut nicht nach Cannes fahren würden, aber Andor meinte ja, indem er die schlechten Launen seines Herrn beeinflußte, gar nicht die Riviera, sondern er meinte seine heimatlichen Maisfelder, die Ställe von Veröce und die Box der Noniushengste.

Er schlich sich dann, wenn er zurück auf das Gut kam, wie ein Verliebter hinüber, um seinen Pferden auf die Kruppe zu klopfen und sie am Widerrist zu kratzen. Wahrscheinlich war er in diesen Momenten glücklich, sicher glücklicher, als wenn er seine Frau begrüßte, der gegenüber er stets Hochmut zeigte.

Das kam daher, daß Andor dadurch, daß er tagsüber im „Großen Pavillon" war und eine schwarzgeschnürte Litevka trug, von seiner Frau für ein höheres Wesen gehalten wurde, und er hielt sie, wie alle Männer, in einem Aberglauben, der ihm günstig war.

Anekdoten, wie Andor für die übrigens gar nicht zurückgesetzten Noniushengste sorgte, gibt es eine Legion.

Wenn die Reiter aus dem Komitat eine Stafette ritten, so waren die Szechenyischen Jungens ganz sicher, daß, wo sie es gar nicht erwarteten und gar nicht wünschten, ein Gaul auf sie wartete, der nicht etwa ein ausgesuchter Amerikaner oder ein englisches Vollblut, sondern ein Noniushengst war.

Andor hatte dann die irrsinnigsten Dinge angestellt, um den Stallmeister zu betrügen, den Pferdeknecht zu verwirren, kurz, um die ganze Stafette durcheinanderzubringen. Die tollste Geschichte richtete Andor an, als der alte Szechenyi seinen Schwiegersohn in Korfu während dessen Ferien traf.

Szechenyi sandte, da es in Korfu keine Bahnen gibt und da er einen bis zwei Monate auf der Insel bleiben wollte, Andor mit zwei Pferden nach Triest, um sie mit dem Schiff einstweilen hinunterzubringen.

Der alte Mann mit der Riesenfigur, den manikürten Fingern und dem weißen Haar und schwarzen Schnurrbart fuhr acht Tage später mit der Bahn von Pest nach Ragusa, nahm von dort ein Schiff nach Korfu und zog zwischen den Forts der Insel, den Wein- und Olivengärten in eine Villa von so üppiger Zypressenschönheit ein, daß er sich zuerst in Sizilien glaubte.

Am Abend trat Andor an, der die glückliche Ankunft der Pferde meldete. Durch einen kleinen, alten Rheumatismus, der im Schlafwagen aufgeflackert war, kam Szechenyi, der immer morgens

ritt, die ersten acht Tage nicht in den Sattel, und Andor meldete jeden Tag von den Gäulen: „Das ganz tadellos, gnädiger Herr."

Nun wohl, so blieb es, bis Szechenyi eines Tages seinen Sonnenbalkon und seinen Blick über das Inselmeer verließ und mit seinem Schwiegersohn die Pferde ansah. Zu seinem Erstaunen erblickte er in der Box zwei Noniushengste.

Am liebsten hätte er Andor geohrfeigt, denn die Hengste waren immer stallmutig und für den alten Herrn viel zu breit im Rücken. Sie kamen als Reitpferde überhaupt nicht in Frage, weshalb der Siebenziger sich in Veröce zwei fromme Paßgänger ausgesucht hatte.

Der Alte nahm Andor mit Langmut vor, ohne seinen Ärger zu zeigen. Der alte Herr war so überzeugt, daß sein Kammerdiener ein unvernünftiges Wesen sei, daß er ihn nie eine Gemütsbewegung sehen ließ. Aber er war natürlich zornig, wie es jedermann wäre, der zwei Pferde zehn Tage lang transportieren läßt, durch Jugoslawien und Italien und durch die ganze Adria ins Jonische Meer, und schließlich sehen muß, daß man zwei falsche Pferde transportiert hat.

Andor wußte sich bei der Besprechung des Falles gut herauszuziehen. Im Szechenyischen Gestüt bekam jedes Pferd seinen Namen so, daß der erste Buchstabe von der Mutter, der zweite vom Vater war. Also ein Pferd, das Pilgrim hieß, war von der Stute Palace und von dem Hengst Ibikus. Alle Auf-

träge, welche die Pferde betrafen, wurden in Veröce, um Irrtümer zu vermeiden, schriftlich gegeben.

Szechenyi hatte also seinen Stallmeister angewiesen, ihm Pilgrim und Goldhaut nach Korfu zu senden. Der Stallmeister aber war am Tag der Abreise Andors nach Pest geschickt worden, um die Preise für Zweijährige bei einer Auktion zu kontrollieren, und Andor hatte in aller Geschwindigkeit die Noniushengste Pincette und Gordon verladen und nach Triest schicken lassen.

Nun stand er seelenruhig, Auge in Auge mit Szechenyi, und hielt diesem ein Blatt Papier vor, das Szechenyi mit seiner Greisenhandschrift selbst geschrieben hatte und auf dem nur die beiden ersten Buchstaben, das „P" und das „i" und weiterhin das „G" und das „o", noch sichtbar waren. Die anderen Buchstaben hatte Andors Daumen zur Unkenntlichkeit verdammt.

Zu seiner Ehre sei gesagt, daß er diesen Akt bereits in Veröce vorgenommen hatte und den Brief einem Stallknecht zu erledigen gegeben hatte, der kaum lesen konnte. Als der Knecht ihn um Aufklärung gebeten hatte, welche Tiere gemeint seien, sagte Andor hochmütig:

„Das selber wissen müssen, wenn intelligent. Das natürlich Noniushengste."

Kurz, der alte Szechenyi saß in Korfu ohne Reitpferd, und Andor war glücklich. Zum erstenmal wäre er gern monatelang im Ausland geblieben.

Ein paar Wochen nach Szechenyis Ankunft in Korfu wollten der Gesandte und Szechenyi nach der Insel Leukas hinüberfahren, die als der eigentliche Sitz des homerischen Ithaka gilt. Die Insel war sehr gebirgig und Szechenyi sandte am Tag vorher auf einem Küstenschiff ein paar Maultiere hinüber, auf die er sich verlassen konnte.

Sie fuhren dann selber bei seidig blauem Wetter am Morgen hinüber. Der alte Szechenyi ritt auf seinem Maultier an der Quelle vorbei, wo Odysseus und Eumaios gestanden hatten. Er war vergnügt. Links lagen die Ölbäume weit den Hügel hinauf, rechts schillerte eine Lagune mit bezaubernden Farben. Seine Jugend kam mit den Erinnerungen an den homerischen Helden zu ihm herauf.

Andor ritt hinter ihnen in einiger Entfernung mit dem Picknickwagen. Er hielt ihn tüchtig im Schatten von Bäumen und sorgte, daß das Wasser nicht heiß wurde.

Der alte Szechenyi sah sich noch einmal um und ritt dann in eine schmale Schlucht, um auf der anderen Seite an die Küste zu kommen, wo Odysseus von den Phäaken ans Land gesetzt worden war. Einige Augenblicke sah er in dem schmalen Spalt nichts als einen federdünnen Streif des Himmels. So ging es dann weiter, auf einem steilen Grat erst bergauf, dann bergab.

Da alle hintereinander ritten, glaubte jedermann den anderen auf seiner Fährte, bis der ganze Trupp von einer furchtbaren Kavalkade überholt wurde.

Sie hörten ein donnerndes Geräusch und waren mit ihren durchgehenden und scheuenden Maultieren ein paar Minuten lang in Lebensgefahr. Neben sich sahen sie zwei Picknickwagen mit ventre à terre dahinsausenden Maultieren und neben ihnen Andor auf einem Noniuspferd. Andor verschwand mit der Staubwolke und den Picknickkörben ins Innere von Leukas, samt den Maultieren und den Wagen, deren treue Tiere sein Pferd verrückt gemacht hatte.

Szechenyi schaute über die farbige Lagune umsonst nach dem Kammerdiener aus, als er am Abend nach Korfu zurückfuhr. Der riesige Mann mit dem weißen Haar und dem dunklen Schnurrbart stand eine Weile an der Reling, bis die Sonne unterging.

Vier Tage später sah er Andor in Korfu erst wieder. Er kam auf einem italienischen Segelschiff und sah bemitleidenswert aus. Er hatte auch das Pferd nicht bei sich, weil er kein Geld zum Transport gehabt hatte. Szechenyi mußte es telegraphisch herüberbeordern.

Es brauchte nicht viel über den Fall gesprochen zu werden, denn er war klar. Andor hatte, sowie er gehört hatte, daß Maultiere nach Leukas geschafft würden, eines der Noniuspferde mittransportiert. Es sollte sein eigenes Reittier sein. Schließlich war es ja einerlei, welches Tier Andor ritt. Er hatte nicht bedacht, daß ein Hengst aus Veröce nicht die Eigenschaften eines Maultieres im Jonischen Meer

besitzt, das Tier war mit ihm tief ins Gebirge gelaufen und Andor hatte viele Qualen ausgestanden, die ein anderer Mensch nicht versteht, der immer Geld bei sich hat und Sprachen redet, die jedermann begreift.

Der alte Szechenyi sprach überhaupt nicht mit ihm, sondern schickte ihn einfach nach Hause, als das ausstehende Tier von Leukas ankam. Szechenyi wollte lieber keine Pferde haben als Tiere, die ihm dauernd lebensgefährlich wurden, zumal er bereits einen Kammerdiener mit einem Spleen bei sich hatte. Er machte dem Unfug ein Ende und entledigte sich beider.

Andor war über seine Ausweisung glücklich. Er transportierte ja, wenn auch zur Strafe, seine geliebten Hengste nach Ungarn.

Dieses finstere Abenteuer blieb für einige Zeit die romantische Erhöhung seines Lebens. Korfu und Leukas verachtete er genau so, wie jeder Ungar jedes fremde Land verachtet.

„Das Teufel holen", meinte er, wenn man die Inseln erwähnte.

Er war nicht dumm.

„Das feiner Galopp", sagte er aber strahlend, wenn er von Maultieren sprach. Er lachte selig und dachte daran, wie er, neben zwei donnernden Wagen her, den tollsten Ritt seines Lebens auf einem Hengst geritten war, etwas unfreiwillig allerdings, aber ohne sich trotz fremdartiger und verfluchter Berge das Genick zu brechen.

Die Amerikanerin und die Kampfstiere

Das Stiergefecht zu sehen ist eine Sache für Männer. Seine Wirkung auf den Gesichtern der Frauen abzulesen, ist von grauenhaftem Reiz. Die Frauen sind in dieser Welt von Blut vollkommen neu, worüber die Sicherheit nicht täuschen kann, mit der die Herzoginnen auf den Palcos ihre Zigaretten zwischen den Zähnen halten.

Ines hat sich geweigert, vorne mit mir „Barrera" zu sitzen bei ihrem ersten Stierkampf.

Sie steht oben, als der kriegerische Paseo beginnt, an der Brüstung ihrer Loge, neben der Loge des Präfekten. Neben ihr stehen zwei Amerikanerinnen, an ihrer anderen Seite sitzen zwei Spanierinnen in der Mantilla, aber mit so hellen Garçonnemänteln, daß sie wie Pariserinnen aussehen. Die Amerikanerinnen haben rosa Wangen und kleine, blaue Helmhüte.

Zwischen Ines und meinem Platz sind achtzig Steinkreise mit zwanzigtausend Menschen. Wir sitzen im Schatten „Sombra". Auf der Sonnenseite ist „das Volk", das furchtbare und interessanteste Publikum.

Die Säbelfechter werden die Stiere immer vor unsere Seite führen, weil der Präfekt und die Herzogin von Alba mit der Aristokratie hier sitzen. Die Sonne hat eine starke Glut, obwohl es halb sechs ist.

Die Natur dieser kolossalen Kreisarenen, die in Spanien jede kleine Stadt besitzt, bringt es mit sich, daß in diesem Riesenrad, das von einem süßen, blauen Himmel überschwungen ist, jedermann sich sieht.

Bis hinauf zu den Balkonen, die gedeckt auf dem oberen Abschluß der Arena mit schönen Bogenfirsten laufen, nur Männer.

Auf der Balkonreihe aber, Kopf an Kopf, ist jede Frau in ihrem runden Logenausschnitt erkennbar. Die Frauen haben sehr viel Farbe bei dieser tragenden Luft aufgelegt. Fast alle Rot, aber die Amerikanerinnen mit Violett gemischt. Die gemalten Frauen wirken mit hypnotischer und wunderbarer Schärfe zwischen den Pastellfarben der Uni-Seidenkleider. Arme und Hals sind frei, auch die Nacken. Die kleinen Kleider, welche von den Brustansätzen, die man nur ahnt, bis zu den Knien gehen, betonen keine Linie, außer, daß sie knapp fallen.

Auf den Balkonen steht daher ein Kreis von tausend schönen Knien.

Die Beine der Frauen sind alle in fleisch-rosa Seide, was die Linien hebt und sie voller macht. Diese Mode, welche der Sport geschaffen hat, besitzt den Vorzug, die Frauen zu enthüllen, was ihre

Figuren betrifft, aber sie unheimlicher und verschleierter zu machen, was ihr Wesen anbelangt.

Diese entzückenden Körper sind die Frauen des Flirts, nicht die Frauen der raschen Eroberung. Sie sind von herrlicher Selbstverständlichkeit in ihren Bewegungen und Sitten, aber sie sind dem Mann mit ihren gemalten Gesichtern, die darunter von dem Sport verbrannt sind, nie ferner gewesen. Alles ist erlaubt, aber alles ist vernünftig und alles ist dadurch geheimnisvoll.

Sehr viel Schmuck, phantastischer Schmuck, der durchwegs falsch ist. Die Wasserverkäufer schreien und flitzen von Steinbank zu Steinbank, die bauchigen Krüge mit dem engen Hals auf dem Rücken. Orangen und Semmeln fliegen zehn Reihen hoch. Das Geld saust herunter. Sie fangen wie die Affen.

Kerle in weißen Livreen und weißen Kapitänmützen bringen flache Kissen und legen sie auf den Stein. Die ersten Sitzreihen unten sind numeriert. Die anderen ad libitum.

Eine Welle von Geräusch flattert herum, bald wie ein großer Starenschwarm, bald wie eine lange Meerdünung. Wie der Wind gerade geht. Es ist das Volk, das spricht, und sind die Schreie der Verkäufer, die zusammen eine Melodie machen, welche plötzlich wie ein in Holz geschleudertes Messer zitternd stehen bleibt.

Ein unheimlicher Marsch hat gegenüber begonnen.

Ich schaue nach Ines zurück rechts hinauf. Zehn Plätze neben ihr ist ein Mann aufgestanden und hat den Hut gelüftet. Ich winke Ines mit dem Kodak. Sie hebt die schöne Hand und lächelt. Aber sie schaut doch schon über mich weg nach dem engen Loch in der Menschenmasse gegenüber.

Der Präfekt in der Loge neben Ines hat das Zeichen gegeben, auf das hin zwanzigtausend Menschen zu Eis werden. Die Musik, die begonnen hat, ist leise, aber eindringlich. Ein Paso doble. Eine langsame Musik, die aufreizend losgeht.

Im Gang dieses Marsches kommt die ganze Stierkämpferkarawane aus dem Loch heraus und verbreitert sich auf der Stelle über die ganze Arena. Sie marschieren sehr salopp, aber ganz rasch. Durch diesen rhythmischen Schritt entgehen sie der Gefahr, lächerlich zu sein. Vorne Reiter mit schwarzem Samt und Hüten mit Federbüschen, sehr spanisch und Mittelalter. Dann ein Haufen Leute in indischer Seide und schwarzen, niederen Querhüten.

Dieser Schwarm ist anmutig farbig. Manche sind grün, andere rot, blau und gelb oder orange, auch perlgrau und maron und bleu outre mer. Diese Pagenkostüme sind mit Gold- und Silberschnüren überschwemmt. Sie tragen Eskarpins, die anliegen bis unter das Knie. Weiße Seidenstrümpfe und Pumps. Die Jacken sind sehr kurz und gleiten nur bis an die Hüftknochen. Das Kostüm ist komisch, aber es ist das klügste Kostüm, welches für die Bewegung des Espada existieren kann.

Die drei vorderen Burschen sind die Stierkämpfer. Hinter ihnen ein halbes Dutzend Kerle sind die Mantelschwinger. Dann kommen mit den breiten Cordobezhelmen einige Gauchos zu Pferd, die Picadores, welche einen kolossalen Eindruck machen, obwohl sie erbärmliche Gäule haben. Die Reiter haben als Steigbügel eine riesige Eisenschiene, in welcher der Fuß steht und die von beiden Seiten hoch geschlossen ist, ein viereckiger Eisentopf. Alberne Bramarbasse! Stierkämpfer letzten Ranges. Darum herum wie Heuschrecken Gesellen mit roten Blusen.

Den Schluß macht ein Wagen, der von sechs Maultieren gezogen wird. Die Tiere werden an den Zäumen geführt und haben fünfzig Fahnen aufstecken. Diese Wagen machen den Eindruck der Streitwagen Alexanders. Sie sind mit Schellen dicht besetzt.

Dieser Schwarm schießt aus dem Loch heraus, ist in drei Sekunden durch die Arena, die er völlig ausfüllt.

Vor der Präfektenloge, dicht vor den Barreras, hält er einen Augenblick, die drei Toreros (man nennt sie auch Espadas, nach ihren Säbeln) nehmen ihre Hüte in die hohle Hand und stülpen sie wieder auf. Dann flattert das ganze Bild auseinander.

Drei Sekunden später erscheint bereits der Stier.

In der Zwischenzeit hat der Präfekt einen Schlüssel hinuntergeworfen, eine Trompete ist erklungen. Der Stier ist aus einem dunklen Käfig, in

dem er saß, herausgelassen worden. Alles geht rasch wie der Puls und ohne Wichtigtuerei, fast blasiert vor sich. Die ganze Revue aller Funktionäre der Corrida ist wie ein Traumbild hinweggeweht.

Ich sehe zu Ines hinauf. Sie scheint die Maskerade komisch zu finden. Doch sie ist ohne Zweifel aufgeregt, aber hochmütig. Sie vermutet wohl, daß das Theater des Aufzuges sie irgendwie täuschen soll, während doch das Mittelalter des Kostüms für diesen Sport nicht mehr bedeutet, als für die Politik der Aufzug des englischen Königs zur Parlamentseröffnung, der nach einem jahrhundertalten Ritus vor sich geht: Eine Sitte, welche die Ordnung und die respektvolle Tradition darstellt, weiter nichts. Ines hat sich geweigert, unten auf der Barrera zu sitzen, weil sie offenbar Angst vor ihren Nerven hat. Nun ärgert sie sich darüber.

Der Stier erscheint. Er ist vollkommen blind, da er aus dem Dunkel kommt, in dem er einige Stunden verbracht hat, was ihn rasend macht. Der Moment, wo er in die Sonne springt und die Augen aufmacht, vor zwanzigtausend Menschen, ist enorm.

Mittlerweile ist einer der Mantelträger in die Mitte der Arena gelaufen und schwingt einen breiten, rotblauen Überwurf, der schwere Falten hat.

Der Stier macht drei Sätze und stutzt. Diese Bewegung ist typisch. Sein Hirn ist immer langsamer als sein Instinkt. Dann rast er auf den Burschen los. Der Stier ist noch sehr frisch. Da er den Kopf

tief hält, sieht sein Galopp zuerst witzig aus. Wenn diese ungeheure Masse von einem Tier, das die Schwerpunkte der Kraft im Kreuz, über den Vorderbeinen, trägt, in die Nähe kommt, erschüttert das jedoch den Boden. Seine Lungen pfeifen wie eine Maschinerie von kolossalen PS.

Die Dummheit des Tiers ist göttlich. Sie ist gewaltiger als irgend eine Beschreibung ahnen läßt. Er jagt auf den Kerl mit dem Mantel los und in der Richtung des Mantels an ihm vorbei. Der Stier bleibt sofort auf lächerliche Weise stehen und überlegt. Seine Augen sind sehr tückisch.

Der Mantelträger läuft inzwischen, was er kann, gegen die Brüstung aus Holz. Dort ist ein Durchschlupf, ein Loch, vor dem eine große, schwere Holzbarriere wie ein Schild vorgebaut ist.

In diese klemmen sich die Toreros von der Seite hinein und sehen von oben lächelnd auf den Stier. Der Umschwung ist amüsant. Denn die Bestie rast mit glühenden Lefzen vorbei und splittert mit dem Horn große Späne aus dem Holz.

Doch selbst auf der Flucht ist der Mantelträger gehandicapt, weil er in einem gewissen Ballettschritt läuft. Er muß so laufen und darf nicht springen. Sein Beruf ist ein tatsächliches Ballett mit dem Tod. Das macht die Situation für den Laien unernst, aber es gibt ihr für jeden Spanier die tragische Kraft.

Alles in allem, der Stier ist da und er ist furchtbar da. Durch seinen Atem, den Flügelschlag seiner

kolossalen Lungen beherrscht er mit einer fremden Dämonie die Arena. Was niemand begreifen wird, der eine Corrida nicht sah, reißt allen Menschen den Atem ab: In dieser grellen Sonne, unter diesem wie für ewig gespannten Himmel wird nun unerbittlich gestorben.

Das Mysterium des Todes, das immer nur gedacht oder gelesen oder gehört wird, geht ohne innere Verrücktheit wie im Krieg oder im Duell vor sich, sachlich, klar, noch in der letzten Sekunde vorher unfaßbar.

Ich drehe mich zu Ines hinauf. Sie sitzt zu hoch, um bereits die Wucht der Bestie aufnehmen zu können. Die Verfolgung ist für die Loge der Herzoginnen noch ein witziges Bild. Aber sie scheint zu spüren, was in der Luft ist, obwohl sie lächelt.

Dieses Stiergefecht ist eine Novillada: Junge Stiere von drei Jahren! Junge Stierkämpfer, die ihr „Knock out" machen wollen, um an große Stiere gelassen zu werden!

Der Stier hat eine „Divisa" an sich, Bänder, die seinen Stall kennzeichnen. Er ist von dem Züchter Miura, also beste Klasse.

Die Mantelschwinger umkreisen den Stier, halten die Tücher auf, und er rennt durch die Tücher an ihnen vorbei. Die Mantelschwinger beweisen ihm dabei ihre Verachtung. Sie stehen in Gruppen zusammen. Manchmal läuft einer hin, dann der andere. Jeder produziert sich. Es ist fast gemütlich. Das Volk applaudiert sie oder pfeift, wenn sie

falsche Bewegungen machen oder auskneifen. Im Grund laufen sie durcheinander, und nur ein großer Kastilier kann im Grunde was. Das ganze Spiel ist graziös, aber zu aufgeregt.

Ein Trompetensignal wird geblasen.

Darauf werden die Picadores auf ihren Pferden hereingeführt. Man hat ihnen die Augen verbunden. Ein Kerl mit roter Bluse führt das Pferd an der Holzbalustrade entlang und, wenn der Stier erreicht ist, stellt er die Pferdenase gegen die Bestie. Er hat das Pferd am Zaum und zieht es gegen den Stier, der zwei Schritte rückwärts macht.

Der Picador sitzt auf seiner Mähre wie aus Blei. Diese unglückliche Figur erreicht schließlich mit ihrer Lanze, deren Spitze mit Kordel abgebunden ist, die Flanke des Stiers und sticht hinein. Es gibt ein Loch von der Größe einer Hand. Der Stier senkt den Kopf, er scheint sich nach hinten zu verdicken, er steigt mit der Schwanzpartie und wühlt den Kopf gegen den Bauch des Pferdes.

Diesen Moment benutzt der Picador, ihn zwei- oder dreimal mit der Lanze zu stechen. Er tut es, während er umfällt, samt dem Pferd, auf beiden Seiten gehalten von den Rotblusen.

Es ist nichts weiter geschehen, als daß der Stier den Gaul, der ihm mit einer schwarzen Binde vor den Augen seitlings hingehalten wurde, umgeworfen hat. Er hat ihn nicht einmal verwundet. Der Stier drückt mehr, als er stößt.

Die Gruppe steht nun derart, daß dem Picador

aufgeholfen wird, ebenso dem Pferd, das steifbeinig sich erhebt und etwas zittert. Der Stier schaut zu. Am wenigsten scheinen ihn die Rotblusen zu fürchten. Sie sehen den Stier überhaupt nicht an und bewegen sich wie im Kuhstall.

Die Mantelspieler jagen wieder mit dem Stier herum, bis ich beim Umdrehen sehe, daß der Präfekt ein weißes Taschentuch in die Hand genommen hat. Darauf bläst die Trompete.

Ines ist offenbar ratlos. Sie findet ohne Zweifel, daß diese Sache dumm und plump ist.

Mittlerweile ist einer der Mantelschwinger in die Mitte der Arena gelaufen, während die anderen ihre Etüden mit den Mänteln weiter machen. Er macht ihnen von dort Zeichen, ihn allein mit dem Stier zu lassen. Nach vielem Hin und Her geschieht es.

Nun steht er allein in der Arena und hält in jeder Hand einen armlangen, bunt umwickelten kleinen Speer. Er steht bewundernswert. Wie ein Bogen den Körper zurückgeschnellt, auf den Zehenspitzen, die Speere an den Griffen hoch und senkrecht über dem Kopf mit einer Bewegung, welche die Größe von Tintorettos Kerzenträger in der Mailänder „Brera" hat.

Er ruft dem Stier zu, federt auf den Zehen und animiert ihn, sich auf ihn zu stürzen. Dann läuft er, in der gleichen Haltung, direkt auf den Stier zu, springt im letzten Augenblick zur Seite und an ihm vorbei und hat ihm die beiden kleinen Speere in den Nacken gebohrt.

Der Stier hat nach ihm gestoßen, verfolgt ihn aber nicht, sondern macht einen satanischen Tanz, um die Widerhaken loszuwerden. Seine Nüstern sind weit geöffnet, und er schnaubt vor Wut. In diesem Augenblick ist er nie gefährlich und verfolgt auch nicht. Die Widerhaken haben ihn außer sich gebracht und seine seitherige Welt zerschmettert. Er ist fast paralysiert vor Entsetzen.

Während die Banderilleros dies ein paarmal wiederholen, sehe ich, daß Ines begeistert ist. Die Schönheit des Spiels hat sie angezogen. Da in diesem Augenblick der Stier in die Nähe kommt, sieht sie sein Fell. Die Löcher der Picadores sind gewaltig, aus den Widerhaken fließt ein kleiner Blutstrom an ihm herunter. Das Tier ist dadurch schöner geworden. Das Blut scheint Ines nicht zu stören. Blut muß man nämlich auf drei Meter sehen, um wirklich zu wissen, was es ist. Von den Palcos aus ist es nur dicke Farbe.

Der Präfekt hat das Tuch jetzt deutlich in der Hand.

Die Trompete! Einer der Mantelspieler steht vor der Loge, nimmt den Zweispitz in die Hand und spricht ein paar Sätze. Er widmet den Tod des Stieres dem Präfekten, der an seinen Hut greift.

Dann setzt der Espada seinen Zweispitz wieder auf, macht einen Schritt zurück, schleudert den Hut in den Sand und greift in die Luft.

Über die Brüstung reicht ihm einer seiner Leute ein rotes Tuch. Es hat das Purpurrot des Blutes, das

man auf dem Rücken des Stiers nicht so hell erkennt, weil der Rücken schwarz ist. Er nimmt das Tuch in die linke Hand. Es wird durch einen kleinen Stock wie eine Draperie innen gehalten.

In die rechte Hand nimmt er den Säbel, der breit und etwas nach unten gebogen ist. Wenn er sich umdreht, sieht man an ihm den kleinen Zopf, den alle Stierkämpfer tragen.

Der Toreador geht jetzt auf den Stier zu, der sich in der anderen Hälfte der Bahn befindet. Der Toreador ist klein und hat proletarische Bewegungen. Ohne Zweifel wird er nie Klasse werden. Zu ihrem Unglück sind nicht nur die Genies in den Stierkampf vernarrt, sondern auch die kleinen Begabungen, was die Ursache vieler Todesfälle ist. Er geht mit etwas krummen Beinen stürmisch auf den Stier zu, den die anderen immer noch hetzen, und er ruft ihnen zu, daß sie endlich von ihm ablassen sollen. Sie hören ihn nicht.

Diese Corrida hier ist wahrhaftig eine Koranschule an Lächerlichkeit. Diese jungen Banderilleros und Mantelträger und Toreros üben alle drei Künste in einer Person, statt daß jeder nur das eine oder das andere ist. Das ist unmöglich, und darum haben sie vor einander keinen Respekt. Der Toreador, der ein Fürst sein muß unter den anderen, rennt mit ihnen um die Wette nach dem Stier, und sie zanken sich in einem furchtbaren Dialekt.

Zum Glück begreift das Ines nicht, aber sie ahnt, daß diese Sache nicht einen hohen Rang hat. Sie

besitzt, wie alle hochklassierten Frauen, die unbedingte Witterung für den Rang selbst von Dingen, die sie nicht versteht.

Ich habe mich erhoben und ihr mit dem Arm unser Zeichen gemacht, worauf hin mich zweihundert Idioten anbrüllen. Die Kerle sind verrückt, weil die dramatische Kurve kommt, die letzte Partie, die „Suerte de Muerte".

Der Espada hat den Stier erreicht und hat ihn gestellt.

Er versucht, mit ihm zu spielen, indem er alles überbietet, was die Mantelschwinger gemacht haben. Diese Haltung gibt dem Körper Gelegenheit, wie in einem Kugellager zu laufen. Er steht und hält mit der Linken das Tuch, in das der Stier rennt. Er steht vier Meter vor dem Tier, und der Stier schießt mit den Hörnern in das Tuch, das der Espada hebt. Das Tier ist einen halben Meter an dem Espada vorbeigeschossen und dreht.

In der rechten Hand hält der Espada seinen Säbel. Wenn er das Tuch hebt, so hält er die Linke wagrecht, während die Rechte mit dem Säbel steil und senkrecht in die Höhe fliegt. Da er gleichzeitig auf den Fußspitzen steht und die Beine geschlossen hält und nur mit dem Oberkörper sich nach der Seite dreht, ergibt diese Bewegung ein Bild, das an Eleganz nicht übertroffen werden kann, wobei es gleichzeitig den Träger in einer Pose von unwidersprochener Kühnheit zeigt. Der Espada, welcher über Schönheit, Stil und Rasse verfügt, und die

Kaltblütigkeit des Genies besitzt, verfügt über Sekunden des Glanzes, die kein Mann sonst erreichen kann.

Sein Kostüm, sein Adel, seine Verachtung der Gefahr, die er im Ballettstil zu übersehen scheint, geben ihm den kalten Prunk, der die Jugend unsterblich macht. Achill, wenn er als maurischer Prinz wieder geboren worden wäre, hätte keine Pose gehabt, um seine Vorzüge gesammelt zu zeigen, außer dieser, die keineswegs ohne Geist ist.

Diese Auffassung des Sportes, die ritterliche Tradition in sich hat, ist nicht diejenige, die man bei Baseball und Rugby hat, aber es ist die Auffassung einer Nation, welche sie mit finsterer Glut bewacht.

In diesem Augenblick macht der Espada einen fürchterlichen Fehler. Seine Geste war nicht schön, als er das Tuch hob, aber sie war angängig. Als der Stier kehrtmacht, geht er jedoch nicht auf die Seite, um dieselbe Position ihm parallel zu bieten. Es mangelt ihm an Verstand. Er springt erst auf die Seite, während der Stier anrennt, worauf das Publikum außer sich gerät.

Der Bursche wird blaß und stellt sich wieder. Der Stier hat keine Lust und schaut wütend auf das Tuch. Plötzlich springt er und kommt auch noch gerade an das Tuch. Der Espada hat nicht die Spur von Haltung mehr. Er reizt das Tier, ohne ihm überlegen zu sein. Offenbar hat dadurch das Tier die Sache nun völlig in der Hand.

Dieser Dummkopf von unbegabtem Stierkämpfer

wird immer mutiger, je mehr das Volk ihn auspfeift, aber er wird dabei immer blödsinniger. Er läuft vor Verwirrung dem Stier in die Hörner. Er fliegt plötzlich drei Meter durch die Luft und der Stier über ihn weg.

In diesem Augenblick, der kommen mußte und den ich berechnen konnte, nachdem ich die miserable Technik erkannt hatte, behielt ich Ines im Auge. Von zwanzigtausend Menschen sah ich als einziger zurück. Offenbar stand ihr das Herz still. Ihre Augen glänzten grün, gläsern fasziniert.

In der Tat, der Tod trifft in seinem Exzeß dieselben Teile der Seele wieder, welche die Liebe erregt hat. Alle Schauer treten durch denselben Blutkreis und verschleiern die Netzhaut, die in dem Tod keinen anderen Höhepunkt erreicht, als sie in dem Eros erreichen kann.

Die Banderilleros und Mantelträger sind vorgesprungen, obwohl sich der Stier gar nicht um den Gestürzten kümmert. Der Stier hat ihn nicht gespießt. Der Torero ist nur verbeult und wird von zwei Rotblusen an eins der von Holzschildern verbarrikadierten Löcher geführt und hineingequetscht in den Couloir, der die Holzbalustrade von den Barreras scheidet.

Er spült sich mit einem Glas Wasser den Mund aus, speit das Wasser wie ein Gassenjunge aus und trinkt einen Schnaps. Der Bursche ist sehr bleich. Außerdem hat er seinen Säbel verloren. Es ist nicht schlimm, da er ihn noch nicht benutzen darf. Ein

Rotblusiger bringt ihn, und er putzt ihn mit dem scharlachroten Tuch seiner Muleta ab.

Dann geht er, in der Linken das Purpurtuch und in der Rechten den Säbel, von neuem gegen den Stier, der seither von den Mantelträgern umspielt worden ist.

Die Pause hat drei Minuten gedauert. Schon bei den ersten Versuchen, ein paar der vorgeschriebenen Fußbewegungen und Pirouetten zu machen, ist klar, daß der Bursche die Nerven verloren hat. Dieser Anfang ist abscheulich, und das Publikum wird wütend. Es schreit ihm teuflische Sachen zu.

Die Partie ist hoffnungslos, da der Espada nichts kann, aber einen ungeheuren Mut besitzt, der sinnlos ist. Das Duell steht auf Selbstmord. Jeden Augenblick greifen die Mantelschwinger ein, um ihn zu decken. Jedesmal, wenn der Espada den Stier gestellt hat, um ihn durch seine Bewegungen nach der Präfektenloge hinzulocken, um ihm dort die „Estocada" zu geben, gelingt es ihm höchstens zweimal, ihn passieren und wieder wenden zu lassen. Das drittemal exponiert er sich derart, daß sein Leben ein Wunder ist.

Nach drei Minuten rennt der Stier ihn um, ohne es beabsichtigt zu haben. Er reißt ihm mit den Hörnern den Nacken auf. Die Rotblusen führen ihn schwankend und todblaß hinaus.

Nach zwei Minuten aber kommt er wieder, mit einer Bandage von Mull um den Hals. Das Publikum empfängt ihn mit Geheul. Er schnickt den

Kopf. Offenbar sieht er nichts mehr vor Verzweiflung. Der Präfekt greift ein.

Die Trompete.

Der Espada muß auf dieses Signal den Stier töten. Es gibt eine Menge Gesetze über die Haltung, die der Stier haben muß, und eine Menge Vorschriften, durch welche der Toreador das Tier in diese Stellung bringen muß.

Sie stehen sich nun beide gegenüber auf vier Meter. Der Stier sieht den Espada an. Dieser hat den Säbel langsam hochgenommen. Er hat ihn mit dem Griff genau unter sein rechtes Auge an den Backenknochen gelegt. Er zielt sehr lange, als wolle er schießen.

Dann springt er und stößt den Arm vor. Er hat die Klinge flach in der Luft, den Griff wagrecht zur Erde. Er springt genau in den Stier, macht in der letzten Sekunde eine Bewegung nach links, die ihn an dem tödlichen Hörnerkopf vorbeiwirft. Eine Sekunde vorher hat er den Säbel in den Nacken des Tiers gestoßen.

Ines hat diesen Vorgang nicht begriffen, deshalb hebt sie erstaunt die Lider, als ein Gebrüll ohnegleichen losgeht. Die Kerle pfeifen wie die Stare. Auf der Sonnenseite uns gegenüber sind sie über den miserablen Stich außer sich. Der Stier hat sich geschüttelt, und der Säbel fliegt auf den Boden.

Der Espada ist über sein Unglück völlig auseinandergefallen. Er holt seinen Säbel, putzt ihn ab und läuft hinter dem Schwarm her, der den

Stier mit den Mänteln herumtreibt. Der Espada hat schlecht gezielt, er ist falsch ausgewichen. Er hat den Stier an einer Stelle getroffen, wo er nicht bis zum Herzen kommen kann, und er hat mit so wenig Kraft zugestoßen, daß der Säbel statt achtzig Zentimeter nur fünfzehn eindrang. Eine lächerliche Sache.

Diese „Estocada" ist der fabelhafteste Moment des Stiergefechtes. Die Augen eines Luchses sind nötig, um alles zu übersehen.

Ines hat den Blutstrom gesehen, der aus dem Tier herausquoll, und sie wird entsetzlich nervös, da sie, wie sie alles ahnt, begreift: es geht zu Ende, und sie versteht es nicht völlig. Dieser Tod redet eine Sprache, die sie nicht kennt, obwohl sie den Sinn dieser Sprache begreift.

Das Publikum möchte den tapferen Jungen, der sich dauernd den Hörnern preisgibt, aber kein Talent besitzt, prügeln. Aber es muß diesen Gang Stierkampf zu Ende erleiden. Siebenmal springt der Bursche noch in den Stier. Einmal noch fliegt er der Bestie unter die Beine. Dieser Stier ist in der Tat ein Engel, er stolpert über den Espada, ohne ihn zu verletzen.

Schließlich sind acht Säbelstiche keine Kampferspritzen. Das Tier ermattet sichtlich. Es blutet nach außen und innen. Man hat eine solche Holzerei noch nicht gesehen.

Das Publikum macht plötzlich einen grandiosen Akt. Es beginnt mit den Tüchern zu winken. Mit

einem Male winken zehntausend Tücher. Ein fabelhafter Anblick. In der Sonne wogt eine Armee von Weiß, während das Publikum dazu schreit. Der Stier soll begnadigt werden.

Der Stier ist von zahmen Ochsen hergeführt worden. Sie sollen ihn auf die Weide zurückführen.

Der Präfekt tut seinen Leuten aber den Gefallen nicht, obwohl er den Espada sicher gerne ohrfeigen würde. Denn der Stier hat sich die Gnade selbst verscherzt, weil er plötzlich anzeigt, daß er sterben will. Es lohnt sich nicht mehr.

Dieser Moment ist von tiefstem Eindruck. Es ist der einzige Augenblick, der dem Erscheinen des Stieres gleichkommt, wo er, das satanische Element selbst nach der Blendung im dunklen Käfig, in die glühende Arena springt, die Dämonie seiner Kraft in den höchsten Maßen der Wildheit zeigend.

Nun aber beginnt das tragische Dekrescendo.

In die furchtbare Seele des Tieres ist ein Schatten des Sterbens gefallen, und es senkt sich vor dieser Macht mit einer atemlosen, respekthaften Bewegung.

Für das Tier ist der Tod die Erscheinung der adligsten Macht. Die Bestie grüßt ihn als einen unbegreiflichen Souverän. Alles, was der Stier nun tut, hat eine Gemessenheit, die schon über das Leben hinausgeht. Der Stier hat bemerkt, daß es nicht mehr nötig ist, wütend zu sein, und daß er nicht nur geärgert wird.

Er merkt, daß es nötig ist, zu sterben.

Das macht ihn in seinen gewaltigsten Leistungen zwiespältig. Er hat etwas von einem Menschen. Aber es ist zweifellos die Tragik eines Helden, die in ihn übergeht. Wenn Michelangelo einen sterbenden Kampfstier, der noch seine Kraft zusammenhat, gemeißelt hätte, so würde er ihm etwas von dem Ausdruck verliehen haben, der seine Grabfiguren in S. Lorenzo schmückt.

Der Stier rast nicht mehr herum. Er brüllt nicht mehr vor Wut auf, wenn er getroffen wird. Er steht eisern, wundervoll, von Blut überschwemmt. Die Lanzen hängen ihm aus dem Nacken herunter auf die Flanken, die zittern. Sein Bauch mit der Rute zuckt hinauf und herunter.

Er jagt noch einmal das ganze Gesindel von der Cuadrilla, die nichts kann, durch die Arena. Er macht einen königlichen Umzug. Ganz allein. Ohne sich umzusehen. Die farbigen Burschen laufen hinter ihm her wie die Kofferträger, die sich offerieren. In seinem Nacken steckt ein Säbel bis an das Heft.

Der Espada hat sich den vierten Degen reichen lassen und stürmt, blaß wie die Mauer, hinter dem Stier her.

Mit einem Male begibt sich das Tier auf seinem einsamen Triumphzug von selbst vor die Präfektenloge, wohin es zum Todesstoß gelockt werden soll.

Das Publikum ist vor Hohn über die Toreadors außer sich. In diesem Moment läßt es aber auch die Tücher sinken. Das Geflatter hört auf.

Der Stier hat sich zum erstenmal an die Holzbalustrade begeben und sich den Rücken gedeckt.

Für die Bestie ist es nicht nobel, in der Sonne zu sterben. Sie hat das Bedürfnis nach Einsamkeit, um mit dem Tod in die Reihe zu kommen. Das Tier verträgt nicht einmal den Himmel. Der Stier sucht den Schatten auf. Er steht zwei Sekunden. Dann bricht er in das rechte vordere Knie. Kurz darauf in das linke.

Wer einen Stier nicht hat knien sehen, der acht Säbel im Nacken hat, weiß nicht, welche Grandezza das Sterben hat.

Dann bricht der Koloß zusammen. Einer der Rotblusen klettert ihm auf den Rücken und sticht ihm mit einem Messer zwischen die Wirbelsäule und gibt ihm den Fang.

Unglaublicherweise taugen selbst die Henker nichts in dieser Corrida, die langsam für ihr Publikum zu einem Skandal wird. Der Stier springt plötzlich auf die Beine zurück. Nun ist er ganz herrlich.

Ich sehe nach Ines zurück. Sie ist sehr blaß, und ich verstehe nur, daß sie geschüttelt ist. Sie sieht mich nicht, sondern hängt an dem Tier, das sie ohne Zweifel bewundert. Ihre Augen stehen fast senkrecht. Sie sind mit einem Hochmut nach der Stirn hinaufgezogen wie auf dem Marmorkopf der Battista Sforza im „Bargello". Sie verachtet und ist begeistert.

Dieser Anblick ist herrlich bei einer Frau, welche

die Natur nicht in Florenz, sondern in Chikago auf die Welt gesetzt hat.

Während dieses Augenblicks hat der Stier sich geschüttelt. Der Degen saust aus seinem Körper, schwankt, vibriert und zischt in die erste Barrerareihe.

Ein englischer Fußballspieler hat die Spitze auf sein Zigarettenetui bekommen. Er ist aufgesprungen und brüllt, noch weißer als der Espada.

Die Spanier applaudieren ihn, um die Espadas zu ärgern. Sie nehmen an, daß der junge überseeische Athlet die Stierkämpfer verflucht, während der junge Mann aus Manchester eine furchtbare Reihe von Flüchen gegen seinen Captain ausstößt, der ihn „barrera" gesetzt hat, was er gefährlich findet.

Der Stier zieht die Bande noch einmal um die ganze Arena. Siebenmal versucht der Espada, der sich nicht mehr auf den Beinen halten kann, das Tier, das manchmal formidable Ausfälle macht, aber den Rücken sich deckt und sich niemals zur „Estocada" stellt, durch einen Stich in die Halswirbel zu schlachten.

Nicht einmal dazu ist er fähig. Die Nerven der Leute hängen an Schnüren. Sie sind allmählich lang geworden wie Adams-Kaugummi.

Als das Tier schließlich zusammenbricht und der Puntillero diesmal besser ihm den Fang gibt, geht ein Höllenkonzert los.

Der Maultierwagen erscheint. Der Stier wird angebunden und hinter dem Marathongefährt herge-

schleift. Das Publikum erzwingt von dem Präfekten eine Ehrenrunde. Während der Espada sich versteckt, werden dem toten Stier, der zweimal um die Arena geschleift wird, Ovationen dargebracht, welche das östliche Europa nur für Feldherrn kennt.

Ich steige sofort in der Pause zu Ines hinauf. Sie unterhält sich in ihrer Loge mit den Amerikanerinnen. Ich sehe an ihrem Blick sofort, daß sie mittlerweile über das Technische vollkommen im Bild ist. Die Spanierinnen mit den Knabenmänteln neben ihr haben ihr alles auf französisch erklärt, wenigstens die Fehler. Sie hat es sofort den Amerikanerinnen verdolmetscht.

Die ganze Loge voll Frauen sitzt mit einem fast unsichtbaren Lächeln da, obwohl sie vor zwei Sekunden noch gezittert haben. Sie sind einer Ohnmacht nahe, so furchtbar hat das Schauspiel auf sie gewirkt, aber sie werden sich ihr nicht hingeben, da sie nunmehr überzeugt sind, einer in ihrer Art schlecht gemachten Sache beizuwohnen.

Die Pause ist nur eine Minute lang. Ich frage Ines, indem ich ihre Hand berühre, ob sie gehen will. Sie schaut mich einen Augenblick mit einem rätselhaften Blick an. Dann schüttelt sie kurz und rasch den Kopf.

Ich bleibe infolgedessen bei ihr oben in der Loge.

In den nächsten fünf Minuten beschäftigt sich Ines damit, die anderen Logen zu studieren, obwohl der zweite Stier eingelaufen ist, ein kolossales Tier,

braun wie Rost. Diese Riesenbullen haben in ihren Bewegungen viel von Kautschuk, so lange sie noch nicht ermüdet sind.

„Kindlein," sagte Ines, „man sieht in diesem Lande sonst so wenig Frauen. Findest du nicht auch die Gelegenheit hier sehr praktisch, sie einmal zu betrachten?"

Sie hat ihr Monokel an der schwarzen Schnur aus ihrem Halsausschnitt herausgezogen und hält es an dem kleinen, goldenen Griff zwischen Daumen und Zeigefinger von der Seite her vor das rechte Auge. Ines hat eine merkwürdige Schwäche im rechten Auge, und, obgleich ich das Monokel gar nicht an ihr mag, so ist es doch besser als eine Brille, zumal Ines es so natürlich behandelt, wie sie eine Gabel behandelt. Sie hält das Monokel also flach vor das rechte Auge. Sie sieht jedoch nicht nach den Spanierinnen.

Sie betrachtet lange einen Nacken, der einem „Boxer middleweight" zu gehören scheint und auf den es Smaragden geschneit hat. Daß die Frau Harry Morgans in der Nebenloge sitzt, scheint Ines zu sensationieren. Eine Loge voll Amerikaner macht jeden Amerikaner stumm vor Erstaunen. Sie sind darin wie Babies komisch. Neben uns sitzt Miß Cannon, die den Kanal überschwommen hat. Hinter ihr Miß Turner in Begleitung von Oberst Williams Massachusetts.

„Oh," sagt Ines nach einer ungewöhnlich langen Prüfung befriedigt, „America first."

In der Arena geht es zu wie in einem Affenstall. Die Banderilleros sind eifersüchtig auf die Mantelschwinger und die Espadas sind blaß wie die Taschentücher. Das ist keine Truppe mehr, die sich in die Hand arbeitet. Sie rufen sich Schimpfworte zu, rennen entgeistert herum und werden von dem Stier herumgeknüttelt, daß die Leute von der Sonnenseite aus dem Pfeifen und Johlen nicht herauskommen. Dreimal hat der Stier bereits die Mantelschwinger über den Sand gejagt, und sie sind über die Palisaden gesprungen, statt daß sie gegenseitig die Bestie voneinander ablenken.

Der Stier ist in einer kolossalen Brunst. Er hat sich auf den Weiden voll Gras gefressen, daß er sich kaum zusammennehmen kann vor Kraftüberschuß und Wut. Er schmettert die Burschen wie Späne durch die Arena.

Der einzige Mantelschwinger, der etwas kann und durch seine geschlossene Fußstellung und seine Kälte das Publikum hin und wieder zu Ovationen bringt, begeht plötzlich auch noch einen Fehler, da der Stier ihn verwirrt. Er muß ausweichen, kommt aus der Linie und läuft quer über den Platz davon. In dieser Richtung ist ihm der Stier überlegen. Mit einem fanatischen Brüllen jagt er hinter ihm her. Diese Sekunde ist einzigartig. Es kann nicht fehlen, daß der Bursche aufgespießt wird.

In diesem Moment ist das Publikum wie von Bronze.

Nur Ines wendet den Kopf herum. Ich empfinde es seltsamerweise wie einen körperlichen Schmerz, daß die Frau neben mir unentwegt mit ihrem Einglas nach der Loge hinübersieht, so furchtbar ist die Spannung. In der nächsten Sekunde hat der Verfolgte sich gerettet.

Er wirft sich, als er den Atem des Tieres im Nacken spürt, auf den Boden. Wie der Blitz rast der Stier über ihn weg. Zehn Meter weiter bleibt er stehen. Die Wut dieser Bestien wird sofort durch Überraschungen gebrochen, da ihr Verstand sehr gering ist. Zwei Rotblusen führen den Gestürzten ab. Der Stier schaut unbeweglich diesem Abgang zu.

Diese Stierfechter, die immer blaß abgeführt werden und immer wieder mit Säbeln hereinkommen, machen langsam den Eindruck eines Kinderfestes, dessen Strapazen über die Nerven dieser Kinder gehen. Es kommt immer toller.

Die Picadores erscheinen, gleich vier auf einmal, mit den Lanzen. Das Publikum soll offenbar beruhigt werden und man opfert ein paar Gäule. Diese Metzelei ist unglaublich.

Das erste Pferd, das dem Stier entgegengestellt wird, bekommt den Oberschenkel aufgerissen. Es wird nebst dem Picador wieder aufgehoben und erhält im selben Moment die Hörner in den Bauch.

Der Stier hat eine eigene Technik im Erdolchen. Er muß mit einem Widerstand rechnen und von unten stoßen, was sehr schwer bei seiner Figur ist. Er setzt dreimal an, dann hat er die Hörner in den

Weichen. Das Pferd fällt um mit dem Picador, der sofort von den Rothemden weggezogen wird.

Der Stier läuft einem Mantelschwinger nach, und die Rotblusen schnallen dem Gaul den Sattel ab und geben ihm einen Dolchstoß ins Genick, worauf er wie einen Stein seinen Kopf sinken läßt.

Diese plötzliche Unterbrechung des Lebens hat einen kolossalen Schuß, da sie mitten in die Bewegung hineinreißt, mit welcher der Gaul hoch will. Die Körper der Tiere sind, wenn sie auf den Tod verwundet sind, von der einzigen Energie elektrisiert, aufzuspringen, aber sie haben gewöhnlich nur irgend einen Teil noch, mit dem sie Leben äußern können. Die Pferde, welche den Bauch geschlitzt haben, versuchen immer mit dem Hals aufzuspringen, was ein furchtbarer Eindruck ist.

Die Rotblusen legen eine Decke in Sandfarbe über den Kadaver, der damit völlig vergessen ist.

Der Stier hat einen neuen Gaul entdeckt. Aber er will zuerst nicht. Erst als das Pferd ihm vor die Nase geführt ist und der Picador ihm ein Stück Fleisch aus dem Fell herausgebohrt hat, macht der Stier eine seiner herrlichsten Bewegungen. Er geht wie eine Katze vor, streckt die Vorderbeine weit aus, daß er wie ein Tiger zu springen scheint. Dann jagt er los, stößt wie nach der Erde zu und hebt den Gaul.

In demselben Moment ist der Stier ungeheuerlich.

Seine ganze Kraft kommt mit einem Male zum

Vorschein. Hinten ist er ganz schmal, im Nacken scheint er eine unvorstellbar breite Stahlfeder zu sein.

Er hat sich mächtig, mit der Gebärde des brüllenden Löwen, erhoben und mit einer Energie, welche ihn großartig macht, den Gaul und den Reiter in die Luft geschleudert. Sie fliegen in der Tat mit einem Schwung, der fast schön ist.

Der Stier scheint sie wieder aufzufangen, und wieder zieht sich der Koloß von einer Stahlfeder zusammen, erhebt den Kopf mit einer immer erschütternderen Schönheit und wirft sie noch einmal hoch. Sie fliegen und knallen auf den Boden.

Der Tumult, der um den Stier herum sich erhebt, ist beispiellos, da zehn Figuren durcheinanderlaufen, die alle keinen Sinn in ihren Handlungen haben. Jedenfalls erscheint plötzlich unter der Masse Kadaver der Picador, welcher aus einer Verlängerung von Eisenschienen besteht. Sie schleifen ihn ab.

Den Stier hat die Wollust erfaßt, die das frische Blut auf eine wütende Kreatur immer ausübt. Mit einem Brüllen, das den Urwald beschwört, hat er den Kopf in den Bauch des Gauls gewühlt.

Die herrliche, breite Granitstirn des Stiers erhebt sich immer wieder, mit einem Strahlengitter von Blut.

Er wirft den Kopf von neuem hinein. Schließlich erwischt sein Auge eines der Tücher, die um seinen Schädel geschwungen werden, und er rennt hinter

einem Capeador her, der vor Verwirrung sein Tuch hinter sich herschleift und ausreißt.

Zu seinem Glück bekommt der Stier das Tuch in die Hörner. Es ist ein schwerer Stoff, der ihm den Schädel zudeckt. Er wühlt auf dem Boden damit und hat ihn sofort zerrissen, wobei ein Fetzen an seinem Horn hängen bleibt, was ihm eine stürmische Eleganz gibt.

Nun ereignet sich, was kommen mußte. Der scheußlich verwundete Gaul ist nicht paralysiert, sondern springt auf, als er abgesattelt werden soll.

In der Mitte seines Bauches hängt eine Schnur herab. Daran hängt ein Paket wie ein riesiges Hirn.

Da der Schächter kein Messer bei sich hat, um es abzuschneiden, führt er den Gaul mitten durch die Arena ab hinaus.

Das Pferd galoppiert vor Schmerz, worauf ihm sein Gedärm gegen den Bauch schlägt und zwischen die Beine kommt. Dies irritiert das Pferd, daß es mit den Hinterbeinen ausschlägt. Es tritt gegen seinen Darmklumpen, den es nicht treffen kann.

Dieses Ausschlagen macht den Eindruck, als ob es dem Tier ungewöhnlich wohl sei. Diese Mähre, die noch drei Minuten zu leben hat, macht die Bewegungen, welche ein junges Tier aus Stallmut macht, sie feuert nach hinten aus und tänzelt vorne, wobei die schwarze, schmale Binde immer noch ihre Augen bedeckt.

Die Analphabeten auf den achtzig Steinkreisen sind außer sich vor Vergnügen.

In der Tat, amüsanter hat sich der Tod selten maskiert wie in diesem Tier, welches die verzweifelte Dummheit macht, seinen Magen in der Luft zertreten zu wollen. Zwanzigtausend Menschen brüllen darüber vor Vergnügen so laut, daß sie sich die Seiten halten.

Die Stimmung ist für die Toreadors besser geworden.

Der Stier bekommt noch ein Pferd, das er dreimal wirft. Dann kommen die Banderilleros, welche, ermutigt durch die Lachsalven der Herren von der „Sol"-Seite, einige ausgezeichnete Momente haben. Sie stecken ihre Lanzetten ein, indem der Stier auf sie zuerst oder indem sie im Paso doble auf ihn zurennen, die Arme über dem Kopf, und die Lanzen auf den Nacken der Bestie wie einen Blitz herunterfahren lassend.

Der Stier ist enorm ermüdet und vibriert in jedem Nerv, als der Espada erscheint, der ihn töten soll. Ein blasser, junger Apoll mit einem kleinen Zopf und schiefen Beinen.

Sein erster Auftritt macht einen bestechenden Eindruck. Er läßt die Muleta in ihrem Purpur nachlässig flattern und den Stier zweimal gut passieren. Dann ist der Jüngling aber fertig.

Das Publikum ist nach dieser Enttäuschung um so wilder.

Der Toreador bekommt drei Trompetenstöße, die Verwarnungen sind. Er ist von solcher Nervosität schließlich, daß er Selbstmord begeht und sinnlos

in die Hörner hineinläuft. Der Stier scheint ihn schonen zu wollen, was den Toreador noch verzweifelter macht.

Nach einer Viertelstunde, in welcher er zehnmal gezielt und nur einmal den Degen eingestochen hat, wird der Stier begnadigt.

Tatsächlich erscheinen plötzlich komische Köpfe in der Arena: Ochsen, die einer Herde entstammen, die hinter ihnen unaufhörlich hereindringt, dahinter Picadores im Cordobez, welche sie mit langen Stangen treiben.

Das Publikum läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, daß seine Ansicht über den besseren Partner gesiegt hat, und feiert sich und den Stier in einer Kaskade von Ovation.

Sie schreien eine Zeit von fünf Minuten „Olé" und schwingen die Tücher. Ihre Sympathie ist vollkommen bei den Tieren.

Der Stierkampf ist ein merkwürdiges Duell. Die Chancen sind ziemlich gleich. In diesem Fall ist der Stierkämpfer ruiniert, während der Stier für den Rest seines Lebens auf der Weide spazieren gehen darf.

Das Gesicht des Espada ist grauenhaft, als er abtritt. Er bleibt einen Augenblick vor der Präfektenloge stehen, verwirrt, die Arme mit den Ellbogen wie bei einem Boxer nach außen, und schaut in die Höhe, als erwarte er eine Entscheidung, die sein Todesurteil aufheben könne.

Die Galerie antwortet ihm mit Beschimpfungen.

In den Dialekten aller Provinzen. Eine satanische Corrida! Der Stier zieht inzwischen langsam, blutüberströmt aus der Arena mit seiner Herde.

„Das ist", sage ich zu Ines, „zum erstenmal, daß ich einen Triumphator sehe, der nicht eitel ist."

„Später von business", sagt Ines, was in ihrer grotesken Sprache heißen soll, sie wolle sich nicht über Gefühle jetzt äußern.

„Ines," sage ich, „diese Corrida ist sportlich eine furchtbare Schweinerei, aber, so interessant sie dadurch ist, weiß ich doch nicht, ob eine Frau das ebenso empfindet. Willst du nicht gehen?"

„Nein", sagt Ines. „Man hat mir gesagt, daß das Tier eigentlich über das rote Tuch springen müsse. Meinst du nicht, wir sollten das noch sehen?"

Diese Antwort war verblüffend, da sie damit zum erstenmal etwas über die Corrida sagte. Diese USA-Frauen haben einen seltsamen Geist, wenn er vom Stolz beherrscht wird und gleichzeitig Güte besitzt. Ich hatte nicht gewagt, anzusehen, was Ines tat, als der Gaul mit seinem Magen durch die Arena hüpfte, und sie hatte mir später gestanden, daß es die scheußlichsten Minuten ihres Lebens waren, obwohl sie dabei mit dem Lächeln einer Kriegsgöttin die spanische Aristokratie in ihren Logen betrachtete. Aber es gelang ihr nicht, obwohl sie kein Wort über die Schauerlichkeit sprechen konnte aus Furcht, dabei ihre Maske von Eis zu verlieren ... es gelang ihr nicht, bei sich zu behalten, daß sie mittlerweile durch ihre Nach-

barinnen vollauf über die Technik dieses Sportes orientiert sei. Sie wollte den Stier über das Purpurtuch springen sehen, was keiner dieser ehrgeizigen Jünglinge fertigbringen konnte, die da unten im Sand sich für ihr Leben unmöglich machten. Sie hat sicherlich trotz ihrer zitternden Nerven im Grunde irgendwie die Vorstellung, die keine Amerikanerin ihr Leben lang verläßt, daß sie auf einer „Garden Party" sei.

Der dritte Stier macht diesen Mittag zu einer Verrücktheit. Er ist so feige und langweilig, daß er mit allen Mitteln aufgemuntert werden muß. Die Banderilleros geben ihm schließlich Feuerwerk, das in Form von Schwärmern aus den Lanzetten hervorknallt, nachdem sie diese eingestoßen haben, was in diesem Falle keine Kunst ist. Die Mantelschwinger sind in ihren Nerven erschöpft. Welch grobe Kunstfehler. Welche „Veronicas"! Welche „Navarras"! Die Banderilleros stoßen „sesgo", wenn sie „de frente" stoßen müssen. Der kleinste und bescheidenste Mann im „Volk" kennt diese feinen Unterschiede. Jeder Spanier in Zivil ist tatsächlich ein verhinderter Stierkämpfer und weiß, wenn er auch nicht selber kämpft, die tausend Regeln dieses heroischen Todesballettes genau.

Als der Espada, der dritte nunmehr, erscheint, den Säbel in der Rechten, die rote Muleta in der Linken, und vor die Präfektentribüne tritt, um den Schwur zu sagen, daß er den Stier töten wird, lachen die Zuschauer überall und rufen den Namen

seines Vorgängers, der diesen Eid nicht gehalten hat.

Der Espada widmet mit einem Spruch den Tod des Stiers dem Präfekten, eine Dedikation, welche aus diesem Mund kaum eine Ehrung bedeutet und welche namhaften Fremden, wenn ihnen dies Schicksal blühte, bei Gelegenheiten ihre Börse als Gegendedikation kostete.

Diesmal ist das Publikum in einer scheußlichen Lage, da es den Stier und den Toreador auslacht und ohne Helden ist. Die Mantelschwinger verstehen auch nicht, Sympathien, welche billig in der Luft liegen, zu fassen. Ihre „Floreos" sind ohne allen Stil.

Während der Espada versucht, durch seine „Pases naturales" und „cambiados" den Stier dazu zu bringen, eine herrliche Gruppe mit ihm zu stellen, ehe er auf das Trompetensignal von der Präfektenloge aus ermächtigt wird, den Säbel zu benutzen, blicke ich gespannt von der Seite nach Ines. Statt zu erwarten, daß der Stier über das Tuch springt, sehe ich sie im Halbprofil nach einer Loge sehen.

In diesem Augenblick begreife ich die Haltung dieser Frau, die vollkommen ratlos ist.

Sie gibt sich die Haltung eines Snob, um nicht zu zeigen, wie zerrissen sie ist. Sie versteht im Grunde überhaupt nicht, was vorgeht, da sie trotz der Erklärungen der Spanierinnen gar nicht ahnt, um was es sich im Augenblick jeweils handelt. Sie begreift die Signale und die meisten Stellungen

nicht. Dabei wird sie durch die rohesten Anblicke zerschmettert. Und schließlich weiß sie, daß das ganz geringe Burschen sind, welche hier versuchen, berühmt zu werden, was sonst diese Novilladas reizvoll macht, weil die Genies dabei manchmal sich in voller Pracht schon zeigen. Hier ist aber kein Funke, nicht einmal Mißgeschick, sondern beispiellose und dumme Talentlosigkeit, welche kein noch so verrückter Mut entschuldigt.

Mit einer bewundernswerten Sicherheit hat sich Ines in ihrer äußeren Haltung darauf eingestellt, die Vorgänge in der Arena nur sozusagen mit dem halben Bewußtsein aufzunehmen und mit dem sichtbaren Rest ihrer Aufmerksamkeit nur noch die andalusische Aristokratie zu beobachten.

Diese Haltung war hinreißend schön, wenn man wußte, daß diese Frau unter der Barbarei da unten ohne Zweifel entsetzlich litt. Die Frauen, welche früher in der Ehe ein großes Martyrium der Duldung und des Schweigens als Heroismus ansahen, haben gleichzeitig mit den kurzen Haaren der Amazone eine Haltung in den schrecklichsten Ereignissen der Welt sich erobert, die in ihrer Klugheit scheinbar diejenige der Männer übertrifft.

Im Grund interessierte sich Ines für die Logen mit den andalusischen Aristokraten nicht die Spur.

Diese Magnaten, deren Frauen wie kleine Tänzerinnen aussahen und deren Herren rote Binden um den Bauch hatten wie die Picadores, fanden keine günstige Aufnahme in dem glasklaren Kopf

einer Frau, welche diese Maskerade einfach für Wildwest hielt.

Trotzdem waren die Logen durch einen Zufall aufs höchste anziehend. Diese Tatsache bedarf einer kleinen Vorgeschichte.

Einer der jüngeren Prinzen hatte sich in die Idee vernarrt, eine Corrida für einen kleinen Kreis zu veranstalten, und halb Andalusien dazu einzuladen, ihn als Torero zu sehen. Dieses Schauspiel hatte trotz der Widerstände des Hofes am Tag vorher in der Nähe auf dem Lande stattgefunden, wenn auch auf andere Weise, als der Junge sich vorgestellt hatte. Die Señora de Urquijos, die einzige Frau, die in Südspanien eine Kampfstierzüchterei besitzt, hatte die Sache unter ihre sportliche Chapronage genommen. Diese elegante Frau war die einzige Dame, die es wagen konnte, diese Sache auch gegen den Unwillen Alfons des Dreizehnten zu arrangieren, weil sie es mit ihrer ungeheuren Selbstverständlichkeit zu improvisieren verstand. Unter den Augen dieser interessanten Frau hatte der Junge, wenn auch nicht vor dem andalusischen Volk, so doch vor dreißig Exemplaren der spanischen Highlife zwei zweijährige Stiere abgestochen. Dies erklärt die Anwesenheit so vieler interessanter Leute auf einer Corrida von Anfängern.

Diese Aristokratie, welche Ines mit stoischer Ruhe durch ihr Einglas beobachtete, hatte am Abend vorher auf der niederen Mauer der „Ganaderia" der Frau von Urquijos gesessen, die Herren

in Smoking und schwarzem Cordobez, die Damen in Reitkleid und grauem Cordobez, und hatten mit den Stallburschen, die zwischen ihnen saßen, Jerez getrunken, in einer Leutseligkeit, welche fast wie Demokratie aussah.

Die Mauer, von der sie der „Corrida privée" eines möglichen Königs zusahen, war sehr niedrig. Der Herzog von Tovar, die Herzogin von Penaranda, die Gräfin Ponce de Leon, die Herzogin von Santona, die Señoritas Albentos und Maranon, der Graf del Asalto, die Gräfin Campo Rey hatten ihre Beine wegtun müssen, wenn der Stier in die Nähe kam.

Sie waren leichtsinnig genug, die distinguiertesten und wohlhabendsten Beine Spaniens aufs Spiel zu setzen, um einen Prinzen in goldgestickten Seidenhosen und einem Degen zu sehen.

Durch eine entzückende Intrige der Frau von Urquijos hatte auch der interessanteste Mann Spaniens an der Corrida teilgenommen, der für Frau von Urquijos die Rückendeckung gegen den Hof darstellte, der Herzog Alba, welcher in Spanien alles sanktioniert. Der Herzog von Alba ist in der Lage, durch seine Anwesenheit eine Meuterei für die Öffentlichkeit nachträglich zu einem Volksfest zu machen.

Diesen Mann hatte die Besitzerin der Ganaderia ursprünglich nur zu einer Burleske geladen, weshalb die Herren auch im Smoking waren. Man focht nach dem Diner nämlich auf kleinen Eseln

mit Holzstangen im Mondschein gegen Stiere von ein paar Monaten, wobei auch die Damen in die Arena stiegen, eine Donquichotterie, welche ziemlich oft auf dem Lande dargestellt wird. Im Anschluß daran erfolgte die Corrida des Prinzen dann ganz wie improvisiert.

Dieses Publikum vom Abend vorher saß also jetzt in den Logen und hätte sich eigentlich tödlich langweilen müssen bei einer Corrida, die von Bäckerburschen erfochten wurde.

In Wahrheit aber saßen alle, die zwanzig Stunden vorher einen Amateur fechten sahen, der die meisten Toreadors in den Schatten stellte, mit fieberhaftem Interesse in ihren Logen. Diese Aristokratie beobachtete unausgesetzt, mit den Augen des Raubtiers. In antiken Schals von irrsinnigem Wert. Wie Engländer beim Bridge: ohne Wimperzucken. Kenner, und alle in Gauchokostümen, in deren Mitte allerdings der zweite Mann Spaniens, der Herzog von Alba, mit seinem schmalen Rassegesicht, schlicht in Zivil saß, weil er, gleichzeitig englischer Herzog von Berwick, gerade an diesem Tage offenbar Angst hatte, von irgend einem englischen Klubfreund ausgelacht zu werden.

Der Herzog, der als freier Geist gilt, weil er bei dem Sevillaner Jahrmarkt, wo jedermann sich im Freien auf den Boulevards Hütten errichtet und wo das Volk mit der Gentry und der Aristokratie vier Tage lang pêle-mêle ist ... der Herzog, der als freier Geist gilt, weil er in seiner Hütte dann

Philosophen und Boxer empfängt, wobei er sich als Brite gibt, der Herzog, der eine strahlend schöne Gattin besitzt und hin und wieder zu europäischen Kurierdiensten benutzt wird und auch ein erträglicher Skiläufer ist ... der Herzog Alba besitzt eine gewisse politische Vergangenheit.

Sie gipfelt für einen Deutschen in einem Telegramm. Diese Depesche, welche der Herzog nach der Schlacht am Skagerrak dem englischen Admiral Beatty sandte, hatte den folgenden Wortlaut: „Well done, do it again ..."

Dieses Telegramm, das für einen Spanier unritterlich und lächerlich ist, stellt das historische Testament des Herzogs dar, der zum fassungslosen Erstaunen seiner Mitbürger während des Festtrubels in Sevilla einmal Mary Pickford in seine Hütte eingeladen hat.

Tatsächlich wäre diese Tatsache das einzige gewesen, was Ines für die Angehörigen des spanischen Hofes hätte interessieren können. Die zwanzig verschiedenen Volkstrachten, in denen die Herzoginnen in ihrer Loge saßen, die historischen, nach Provinzen verschiedenen Mantillas und Mantones überging die Amerikanerin als Varieté.

Sie schaute, was ihr tiefstes Geheimnis war, nach der Loge der Spanier, weil ihr der Kopf des Herzogs von Alba in diesem Augenblick lieber war als der Kopf des Stiers, wenn er in einem Pferdebauch verschwand. Das war alles.

Der Kampf mit dem dritten Stier nahm einen

unerwarteten Ausgang. Das Tier bekam plötzlich Tollwut und warf sich mit solcher Wut auf den Espada, daß er am Ende dem Tier immer unter die Hörner kam. Zuerst machte die Bestie einen Ausfall, als der Espada, welcher dick und klein war, den Säbel an das Auge legte und zielte.

Der Stier überraschte ihn dabei völlig und stieß ihn in den Bauch und riß ihm die Hose und ein Stück der Haut auf.

Zuerst schien der Stierkämpfer durchbohrt. Der Stier hatte aber, wie es sich herausstellte, einen Zentimeter zu kurz gestoßen. Der Espada fühlte sich, bleich, ohne hinzusehen, mit der Hand an die Stelle, wo er getroffen war, ohne den Stier aus dem Auge zu lassen. Dann sah er flüchtig nach seiner Hand, ob sie voll Blut sei. Schließlich lief er fort und kam mit einer Serviette, die um sein Bein gewickelt war, zurück.

Fünf Minuten später warf sich der Stier auf ihn und stach, während er ihn überrannte, den auf den Bauch Geschleuderten durch sein Hinterteil.

Dies verursachte eine große Bluterei. Immerhin war die Zähigkeit des Dummkopfs enorm, denn nachdem er blaß hinausgeführt worden war, kam er aus dem Holzgang nach zwei Minuten zurück und erledigte schließlich den Stier, nachdem er ihn dreimal um die Arena getrieben hatte, wobei das Tier immer mit dem Rücken gegen die Palisaden stand. Eine Metzelei, die schließlich erbärmlich, aber nicht unkorrekt war.

Es fehlten noch drei Stiere, welche von denselben Espadas nacheinander wieder erledigt werden sollten, eine Vorführung, die niemand reizen konnte.

„Sie werden", sagten die Spanierinnen in den Pariser Knabenmänteln, als wir mit ihnen aufstanden, um zu gehen, „sich gratulieren können, diese Corrida gesehen zu haben. Sie werden nie mehr einer schlechteren beiwohnen. Das gibt es nicht."

„Ines," sagte ich draußen, wo die Sonne gegen den mächtigen Rundpalast der Plaza de Toros glühte, „offen, und nur mir ganz allein gesagt, wie war es?"

„Oh," sagte Ines nach einer Weile lächelnd, „es war das Abscheulichste und Gemeinste, was ich erlebt habe. Aber", fügte sie mit tiefem Ernst hinzu, „es war wundervoll."

Dieser Satz einer Frau, die schön, klug und überlegen ist, war nicht ohne Reiz, weil er das Gescheiteste war, das über dieses Thema gesagt werden kann.

„Ines," sage ich, „weißt du, was ein ‚Aficianado' ist?"

„Nein."

„Ines," sage ich, scheinbar aufs tiefste ernst, „das ist ein Ziel, dem du zusteuerst, wenn du Antworten gibst, die eigentlich ablehnend sind, aber die auch gleichzeitig wieder leidenschaftlich bejahen. Ein Aficianado ist genau so ein Amateur des Stierkampfes, wie ein Bayreuther einer der Wagnerschen

Opern ist. Der Aficianado ist der ständige Besucher der Plaza de Toros, nicht aus Besessenheit, sondern aus einer Leidenschaft heraus, die fast mathematisch geregelt ist. Er ist ein fanatischer Kritiker. Dieser Typus von sympathischem Narren ist von seinem Sport aufgefressen, aber er kennt seine zweihundert Gesetze zu genau, um nicht auch gerecht zu sein. Er ist gewöhnlich humaner gegen die Tiere als gegen die Menschen. Findest du nicht," sagte ich lachend, „daß diese Verteilung deinem Charakter entspricht und daß sie dein Temperament spiegelt?"

„Lieber Junge," sagte Ines, „wenn du damit sagen willst, daß ich ein sympathischer Narr bin, so will ich mich herzlich bedanken."

Und sie führte unter dem weißen Mantel, der auf ihren Schultern hing, einen jener unsichtbaren Schläge gegen meine Rippen, die zwar hart, aber nicht ohne Zärtlichkeit sind.

Die Kenntnis der Frauen gibt allen Dingen, die mit ihnen in Berührung kommen, erst ihren Zauber. Auf dem Gesicht einer Frau abgelesen, wirkt jede Offenbarung des Lebens geklärt, gegliedert und in die richtige Farbe gebracht.

Dieser Mittag war unvergeßlich, weil ich nicht nur die Grenzen der Gefühle und der Gedankenkraft auf Ines' Gesicht wahrnahm, sondern auch die Tiefe ihrer Lebensliebe, die Höhe ihres Stolzes und die gescheite Art, wie sie sich begeistern konnte. Dies letzte war von erstem Rang.

„Die Beurteilung des Stiergefechts", sagte ich mir, „ist nicht mit Ja und Nein erledigt. Ich habe auf Ines' Gesicht gesehen, daß es einen leidenschaftlichen inneren Takt gibt, sich nobel und eindeutig dazu einzustellen. Jeder für sich. Hiezu gehört aber", fügte ich hinzu, „vielleicht jener unbeirrbare amerikanische Charakter, dem die Natur eine kalte Sicherheit gegeben hat, welche der Wegweiser ihres Lebens ist. Eine Frau wie Ines wird nie zu überzeugen sein, nie umzustimmen, nie zu beeinflussen. Sie trägt die Gesetzmäßigkeit ihres äußeren Lebens bereits in ihrem inneren Leben vorgezeichnet. Sie besitzt das Genie, ausscheiden zu können, was nicht zu ihrer Natur paßt. Und sie besitzt die Gnade, erkennen zu können, was für sie richtig ist. Ohne Komplikation. Aber herrlich." —

Ines kannte nach sechs Wochen jeden Pas, jede Volute der Corrida, jede Bewegung des Stiers und jede Bewegung, welche von Seite der Tereros darauf erfolgen mußte, und sie lernte vor allem die Qualität zu unterscheiden. Sie unterschied die Stümper und die Handwerker, die bloßen Talente und die Cracks.

Sie sah, wie Valencia II seine Stiere abstach und unterschied es von dem Stil, in dem es Nacional II tat. Sie sah, wie die Gesten ihrer ersten Corrida ins Königliche wuchsen. Sie sah Rayeto in Sevilla, José Garcia in Murcia. Sie sah Lalanda in Madrid, Villata in Ronda, Mejias in San Sebastian. Sie sah die Barrikaden, mit denen die Dorfbewohner ihren

Platz absperrten und den Stier hetzten. Sie sah die Wut der Andalusier, wenn ihnen eine miserable Corrida geboten wurde. Sie sah zehntausend Leute ihre Hüte in die Arena werfen, um eine brillante „Estocada" zu bejubeln, wenn der Toreador von dem Präfekten die Erlaubnis erhielt, dem Stier, den er mit einem Blitzstich ins Herz getroffen hat, ein Ohr abzuschneiden und es im Kreis um die Arena zu tragen.

Sie sah Trupps, die wie eine Maschine funktionierten, wenn die Mantelschwinger und die Banderilleros und die Espadas sich ablösten und ergänzten, Maschinerien von Tänzern, die mit dem Säbel oder dem roten Mantel in der Hand gegen den Tod agierten, als seien sie auf einer Konfettischlacht in Cannes.

Sie sah Espadas, welche den Stier an den Hörnern faßten oder ihn im Ansturm mit dem Säbel erwarteten oder über ihn sprangen und, wenn sie entwaffnet waren und die Mantelträger herankamen, sie zu retten, sich auf die Fußspitzen erhoben, um sie zurückzuweisen, mit ausgebreiteten Armen, wie Todesengel, die in ihren goldenen und seidenen Eskarpins und Jacken die Gesten verführerischer Jahrhunderte wiederholten.

Es ist wahr, Ines zog vor, Corridas aufzusuchen, bei denen keine Gäule am Bauch skalpiert wurden, aber sie ging ihnen nicht ausgesprochen aus dem Wege.

Sie verstand immer, in hohem Maße abwesend

zu sein, wenn sie das Furchtbare in der Arena überfallen wollte. Sie war aber im Grunde, ohne sich selbst dabei zu verlieren, offenbar stark berührt von jener sowohl finsteren wie heldischen Macht, welche das Geheimnis des Stiergefechtes ist.

In Malaga hatte ich Gelegenheit, diese Beobachtung in einer Idylle zu sehen, die mythologisch klar war.

Zwischen der Stadt und dem Hotel Principe de Asturias läuft der Park mit einer Allee von acht Reihen raffiniert hoher Ulmen, die sich mit niederen Palmen ablösen. Darüber liegen die seltsamen Mauern des Gibralfaro, der auf einem steilen Berg sich hinzieht. Daneben die maurische Akazababurg.

Das Interessanteste an Malaga, das von Klubs und sauberen weißen Straßen wimmelt, in denen ein scheußlicher Pariser Schund verkauft wird, ist das Hotel, das am Ende der Parkallee liegt. Dicht daneben ist der Stierzirkus.

Das Hotel Prinzipe de Asturias liegt mit seinen Terrassen auf das Mittelmeer hinaus, wie nur noch zwei Hotels liegen, das Exzelsior am Lido und das Copacabana in Rio de Janeiro. Das Hotel rückt dem Meer auf den Leib, es vergewaltigt das Meer, als sei das Gebäude eine Muschel, in der das Geräusch des Meeres summt. Dieses Hotel liegt in einer Weise mit seinen weißen Terrassen an den Strand herangebaut, daß die ganze Weite des Mittelmeeres an die Terrassen gebannt zu sein scheint. Der Ozean ist, tatsächlich, für das Hotel

angelegt. Der Aufenthalt auf den weit hinausstrebenden Balkonen ist herrlich und von ungeheurer Einsamkeit.

Ines war glücklich, morgens auf der Terrasse zu liegen, wobei sie der einzige Mensch schien, der in diesem Riesenraum sich befand.

Sie hatte sich, da sie zwischen zwei Saisons ankam, das Zimmer des Königs aussuchen dürfen, das eine breite Halbterrasse besaß. Unter ihr ging eine Treppe in den schmalen Garten. Zwischen dem Garten und dem Meer läuft ein kleiner Weg, der eine schmale Eisenbahn trägt, welche der Natur ebensowenig schadet, wie die Eisenbahn unter dem Taubenschießplatz in Monte Carlo. Die Sicht von Ines' Terrasse auf das Meer war derjenigen vom Kasino in Monte Carlo überlegen, weil sie direkt vor dem Meer lag.

Aber es war dasselbe Brausen, das in der Nacht summte, wie an der Riviera, derselbe lange, wundervolle, atmende Wellenschlag, welcher das glückseligste Motiv der Mediterranée zwischen Viareggio und Antibes, zwischen Marseille und Melilla ist.

Links lag die Vorstadt Caleta mit seltsamen Baumkonturen und farbigen Creme-Orangenpavillons. Darüber ging der Fjord in Berge über, die aufs rührendste schön geschwungen waren, wie auf einem alten Stich, halb verschwimmend. Die Farbe dieses Hintergrundes hatte ich noch nie gesehen. Ein Rosa, das mit Öl gemalt scheint, weiß und gelb wie Leder.

„In diesem Stierzirkus", sagte ich zu Ines, „ist unter dem Auge des Königs, dem er den „Brindis" geschworen hatte, den Stier zu töten, der schöne Lirito von seinem Stier ins Herz gestochen worden."

Ines nahm es schweigend auf.

Zwei Stunden später kam ich die Allee aus der Alameda zurück, immer eine Palme neben einer Platane zählend. Ich schritt durch die Einfahrt und durch die Halle des Hotels und durch sie hindurch, um vor dem Lunch in der Zeitung den Ausgang der Lotterie zu lesen, von der Ines drei Billette besaß, die nach ihrer Meinung gewinnen mußten, weil die Zahlen auf eine mir unverständliche Weise errechnet waren.

Durch den Lesesaal sah ich nach dem Meer und trat auf die Terrasse hinaus, die gegen den Strand führt. Ich stand auf der obersten Treppenpartie und sah den schmalen Weg, der an der Küste herführt, auf fünfzig Meter und von oben.

Links war eine Einfriedung und rechts lag der Stierzirkus. Dahinter der blaue Hafen im Hintergrund rechts mit seinen weißen Molen und porzellanhellen Schiffen. Vor mir überall das Mittelmeer. Endlos, blau wie eine saftige, amethystklare Traube, duftig und großzügig wie kein Ozean, der still liegt.

Dieser Weg ist gewöhnlich völlig leer.

An diesem Morgen hatte sich ein junger Stier losgemacht und tollte nun in der Umzäunung links von dem Hotel in der Mitte von zwanzig zehnjährigen Gaunern, die ihn auf jede Weise ärgerten, aber mit Bewegungen, die alle an die Schritte und Be-

wegungen der Stierkämpfer erinnerten. Der Stier war ganz schwarz und sehr jung.

Die Jungen zogen ihre Röcke aus und schwangen sie und kletterten auf die Holzpalisaden, wenn das Tier in ihre Nähe kam, das diesen Scherz scheinbar kaum verstand.

Der junge Stier war keineswegs für eine Corrida bestimmt, es war ein zarter Jüngling von einem Stier, der noch zwei Jahre Gras zu fressen hatte, bis er für eine Novillada reif war.

Aber mit einemmal fuhr jener Teufel in das Tier, der die Angorakatzen, welche zehn Generationen lang den Salon nicht verlassen haben, veranlaßt, plötzlich in Mordgier auszubrechen und Vögel zu fangen, obwohl sie gar nicht wissen können, was diese fliegenden Wesen eigentlich sind.

Der Stier begann mit einemmal die Lausejungen in einem Stil zu jagen, den man von den Corridas kennt, wenn das Kampfelement die Bestie überwältigt. Plötzlich war ein Raubtier hinter den Jungen her, die wie Ratten an den Holzgittern in die Höhe sausten.

Das junge Tier war zu einem Stolz und einer Wut erwacht, welche alle Merkmale der Leidenschaft trug. Die zehnjährigen Bengel hatten dieselbe Passion in dem Tier geweckt, welche sie selbst bewegte. Das Kämpferblut, das in diesem Lande seit Jahrtausenden Stier und Mann gegeneinanderstellt, hatte sich gegenseitig erkannt.

Das Bild war rasend schön.

Etwas anderes Unglaubliches geschah sofort.

Aus den Souterrains des Hotels stürzten zwanzig, dreißig Leute. Die Köche mit ihren weißen Zylindern, die jungen Kellner im Frack, die Zimmermädchen mit ihren weißen Hauben und Schürzen, die Kammerdiener mit ihren gestreiften Livreewesten. Ein Taumel hatte das ganze Personal des Hotels erfaßt.

Es war eine unbeschreibliche Aufregung.

Der Stier hatte diese Gesellschaft von Spaniern verrückt gemacht.

Die Köche winkten ihm mit ihren Leinentüten, die sie vom Kopf rissen. Die Zimmerburschen zogen ihre grünen Schürzen aus. Ein Kellner schwang wie ein Capeador seinen Frack. Die Mädchen schrien wie besessen. Sie waren auf das Gerüst geklettert und die Mutigen waren in die Umzäunung hineingesprungen.

Die leidenschaftlichste Corrida war im Gang, die ich gesehen habe und die dabei vollkommen improvisiert war. Sofort waren an diesem Ort, der sonst menschenleer schläft, hundert Leute zusammengelaufen, von denen ich gar nicht begriff, woher sie kommen konnten.

Der Stier schien einen kolossalen Gefallen an dieser Galerie zu finden. Er stieß das Gatter ein, warf ein paar Chasseure, deren rote Jacken und Hütchen ihn ärgerten, um und rannte den schmalen Gang am Meer entlang nach dem Zirkus und der Alameda zu, auf den Hafen hin.

Er trottete langsam und machte Sprünge nach rechts und links, wo die Leute, die herbeiliefen, auf die kleine Mauer des Hotelgartens gesprungen waren und von oben ihn mit einer Salve von Zurufen begrüßten. Sie rissen sich die Röcke vom Leib, um damit über dem Kopf des laufenden Stiers die „Floreos" zu machen.

Zwei Arbeiter, die aus dem Garten hingelaufen waren, zogen ihre Hemden aus und standen mit ihren Bronzekörpern leuchtend vor dem Mittelmeer, wie die Narren ihre Fetzen dem Stier entgegenwinkend, von oben zwar, aber in herzlicher Tapferkeit, obwohl das Tier noch dreißig Meter von ihnen entfernt war.

Alle diese Menschen waren närrisch geworden, weil ein junger, schwarzer Stier eine Promenade machte, die allerdings auf einem der größten Palmenboulevards enden mußte, den Spanien besitzt.

„Was soll", dachte ich, „aus Malaga werden, wenn unterwegs die Chauffeure, die Truppen, die sich gerade einschiffen, die Polizisten und die Kaufleute mit ihren Röcken hinter der jungen Bestie herlaufen? Was soll aus Spanien werden, wenn der junge Stier auf seinem friedlichen Einbruch in die Straßen der eleganten spanischen Welt einem General oder seinem König begegnet und wenn diese ebenfalls von derselben Leidenschaft elektrisiert werden, welche die Ordnung in einem großen Hotel binnen einer Minute in die Luft gesprengt hat?"

In diesem Augenblick fühlte ich mich vom Blitz getroffen.

Ich hatte in die Höhe geschaut. Auf der Terrasse, die der König, als er das Hotel einweihte, bewohnt hatte, sah ich ein Bild, das nicht nur schön, sondern im tiefen Sinne verwirrend war.

An der Brüstung der Terrasse stand Ines in einer Matinee von Gelb und Gold. Dieses Kleid zeichnete ihren leicht gebräunten Kopf mit den schrägen Augen und dem kühlen, erregenden Profil mit auffallender Heftigkeit gegen die weiße Hotelwand. Sie stand da in einer fiebrigen, schönen Pose, heiß und kalt, wie ein Engel Pisanos, der von der Vionnet gekleidet ist und statt einem Säbel ein Monokel an schwarzer Schnur an einem runden Goldgriff vor das linke Auge hält.

Mit der rechten Hand, welche die schönsten Finger des Kontinents besitzt, aber hielt sie ein Tuch.

Sie hielt es in einem Arm, der wie rasend nach dem Stier hinunter winkte. Mit langsamen Bewegungen, versteht sich, aber mit einer Heftigkeit, einer Ergriffenheit, welche immer das Zeichen der Leidenschaft ist.

Alles, wahrhaftig, was das Tier sowohl im Kampf wie in der Zärtlichkeit mit den Menschen verbindet, war in diesem mythischen Bild, das ein paar zehnjährige Gauner vor fünf Minuten entfesselt hatten.

„Lachst du?“ frug Ines, als sie mich bemerkte,

und richtete das Monokel, indem sie sich über die Brüstung beugte, zu mir herunter.

„Hat Achill gelacht, wenn er die Amazonen mit ihren Hengsten spielen sah?“ dachte ich, unverbesserlicher Liebhaber der Mythologie, obwohl diese Form der Bildersprache einer Amerikanerin gegenüber reichlich unangebracht war.

„No, Ines,“ sagte ich infolgedessen nur lachend, „ich habe bloß Hunger und wäre sehr vergnügt, wenn du zum Lunch herunterkämest.“

Nie, darüber will ich sterben, habe ich mich so, wie in diesem Augenblick, als Deutscher, mitten zwischen zwei Welten, zwischen zwei Traditionen, zwischen zwei Philosophien, und herrlich an meinem Platz gefühlt.

Ich verstand sie beide.

Italienischer Ochsenzüchter

Der Oberst Ulisse Dussi, der in Riccione eine Villa besaß und einige Güter in der Nähe hatte, aber mit seinem Sohn und dessen schöner Frau ein kleines Landschloß bewohnte, lud mich eines Tages ein, einen berühmten Stall zu besichtigen, in dem er die schönsten Ochsen der Romagna züchtete.

Der Oberst war klein genug, um in die Rüstung Karls des Fünften zu gehen. Wie die meisten gescheiten Italiener besaß er eine viel zu hohe Stirn, die Nase machte den Kopf noch größer.

Infolgedessen schien dieser Schädel nicht zu dem Körper zu gehören, der nichts als derjenige eines Reiters war.

Meine Ankunft auf diesem Besitz war deshalb interessant, weil sie einem Irrtum des Kutschers entsprang und mir bewies, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit die südlichen Menschen die Religion hinnehmen, indem sie die Formen der Kirche vom Leben her und vollkommen naiv mit ihrem Temperament erfüllen.

Das Gut lag eine Stunde hinter Riccione landeinwärts, es gab neben dem kleinen Schloß nur noch

ein großes Gebäude, ein flaches, weißes Kastell mit einer steilen Pinienallee etwas höher auf dem Berg, zu dem in violetten Sutanen die Seminaristen hinaufzogen.

Der Kutscher fuhr eine schöne Vorfahrt hinauf und ich mußte zwei Minuten später erkennen, daß er mich nach San Crocefisso gefahren hatte, in eine kleine Kirche mitten hinein, eine Verwechslung von peinlicher Delikatesse, aber ich erkannte nach einigen Sekunden, daß sie nur in meinem Hirn bestand.

Im Augenblick, als ich ausstieg, fing nämlich eine Glocke an zu läuten, der sich eine andere anschloß.

Eine Orgelmusik wie ein Orkan schwoll mir aus der Tür entgegen, in der, fast ohne zu lächeln, der Oberst stand und die linke Hand an die Lippen hielt.

„Pietro", sagte der Colonello, „macht gregorianische Musik."

Ich mußte mich setzen. Auf der schmächtigen Galerie der Kirche spielte der Sohn, Pietro Dussi, Orgel. Seine Frau Stephanie hielt zwei riesige Kerzen über ihn, während der Hilfskurator der Kirche den Blasebalg bediente.

Man sah die Stricke nicht, an denen der Hilfskurator zog, und in der Dämmerung schien es, als ob er melke.

Der Raum, der nicht größer war als eine Diele in einem Landhaus, bog sich unter der Musik und

dem Läuten der Glocke, die einen wundervollen, hohen Klang besaß.

„In der Tat," sagte ich mir, „ich habe diese Kirche für ein Landschloß gehalten, aber warum soll man nicht in einer Kirche eine Entreemusik machen? Und nun lachen sie alle."

Die Pfarrersköchin Ernesta erschien mit einem Riesenleuchter. Fünf Minuten später sah ich, daß in diesem Haus, das eigentlich eine Kirche war, die Sakristei hinter dem Frühstückszimmer lag, daß aber auch noch das Arbeitszimmer des Kurators und die Küche durchquert werden mußten, um in die Sakristei zu kommen.

Diese Menschen schienen alle aufs äußerste vergnügt, mich nicht nur mit einer gewissen Leidenschaft begrüßt zu haben, sondern auch mich darüber erstaunt zu sehen.

„Ernesta," sagte der Oberst zu der Köchin, „Sie haben weniger Fehler beim Läuten gemacht als Stephanie. Man muß", sagte er, „in die Knie gehen beim Läuten."

Der Hilfspriester und Ernesta waren offenbar entzückt über die Musik, die niemand in diesem Hause sonst pflegte, wo man die profanen und die kirchlichen Räume kaum unterschied.

Sie wurden weggeschickt. Stephanie stieg hinauf, die oberen Räume zu zeigen.

Ich begann jetzt langsam den merkwürdigen Geschmack des Colonello zu begreifen. Es war eine Aussicht für Heilige.

Diese Leute, die in Riccione ein Auto stehen hatten, waren in diese uralte Kirche ein paar Wochen heraufgezogen, um einen Ort zu bewohnen, den die Kenner jeden Genusses verehren würden und den nur wunderbare Zufälle im Leben einem entgegenführen.

Die beiden Offiziere hatten die Kirche gemietet, deren Pfarrer zu schweren Exerzitien nach Rom gefahren war, nicht um eine Laune durchzuleben, sondern im Bewußtsein, den raffiniertesten Ort der Romagna zu besitzen. Selbst in den eisernen Helden dieser Rasse befinden sich Kinderseelen und jene Heiterkeit, die das Verwegenste natürlich macht.

„In diesem Zimmer", sagte Stephanie, welche mit ihrer süßen Schlankheit die beiden Männer um einen Kopf überragte, „wohnte die letzte Woche ein junges Mädchen, das hier die Geschichte der heiligen Theresa las. Sie wollte darauf ins Kloster eintreten, wo man sie ablehnte, da man ihren melancholischen Charakter erkannte. Sie beschloß, der Heiligen nachzueifern und brachte sich in die Oberschenkel und Arme Schnitte bei. Sie trank einen Liter Petroleum und wollte sich aus dem Fenster stürzen. Da sie ein Kissen vorauswarf, ging es ohne Unfall ab."

„Die Kirche", sagte der Oberst, „liebt die Heiligen von heute nicht. Wir zogen also", fügte er hinzu, indem er auf einen breiten Gutskomplex deutete, „von da herüber."

„Obwohl es nach Rosmarin riecht", sagte Pietro,

der die Interimsuniform der italienischen Flieger trug.

„Obwohl es schmutzig ist", sagte der Oberst, indem er die Brauen hochzog.

„Basta", sagte Stephanie, indem sie lachend die Läden aufschlug.

„Das ist also das Geheimnis," sagte ich mir, „warum diese bis in die Fingerspitzen verwöhnten Menschen in die Natur zurückkehren, wie die Götter manchmal auf die Erde sich zurückbegaben, weil die Schönheit der irdischen Unvollkommenheit ihnen reizvoller vorkam als ihre eigene Harmonie."

Der Reiz dieser uralten Kirche bestand darin, daß es der einzige Ort war, der hoch und geeignet genug lag, um das „Paradiso" zu übersehen, eine Hügellandschaft, die, gegen den Spessart arm, gegen die Rhön kaum üppig, aber unter den Strahlen der Meersonne und den Feuern des Abendrots die Ewigkeit darzustellen scheint.

Die Lieblichkeit dieser Gegend ist mit einer fast frommen Klarheit so durchdrungen, daß selbst die Tiere von dieser biblischen Anmut ergriffen werden. Es gibt nur einen Blick, der sich damit vergleichen ließe, den berühmten Balkon vom Chor San Pietros in Perugia.

„Sie finden es", sagte Stephanie, „verrückt, daß wir auf diesen Steinplatten wohnen."

„Ich finde es bewundernswert."

„Ich werde Ihnen die Weinernte zeigen", sagte die junge Frau, die ohne Zweifel mit ihren blauen

Augen und den schwarzen Haaren eine hochrassige Schönheit war.

„Unsinn," sagte der Colonello, „Sie haben nichts davon, nackte Kerle die Trauben in den Kübeln zerstampfen zu sehen. Die neuen Gesetze, die es nunmehr verbieten, haben recht, denn wir werden auf diese Weise in Italien endlich zu gepflegten Weinen kommen. Kommen Sie mit mir," sagte er geheimnisvoll, „ich werde Ihnen etwas anderes zeigen."

Man mußte zehn riesige rote und grüne Regenschirme des Pfarrers beiseite stellen, um in den Garten zu kommen, der auf einer Terrasse lag, winzig, mit einem kleinen Springbrunnen und dem Zypressenkastell der Seminaristen gegenüber.

„Ich habe", sagte Ulisse Dussi, der mit seinen breiten Reiterbeinen dastand, „im Jahre achtundachtzig vor dem ersten Wilhelm und Moltke in Rom Parade geritten und halte heute noch den preußischen Gardekürassier für das siebente Weltwunder. Aber", fügte der Colonello hinzu, der zu den Italienern gehörte, die an den Franzosen den Lebensgenuß und an den Deutschen die Organisation verehren, „haben Sie je etwas Merkwürdigeres gesehen?"

Man nimmt hier das Religiöse leicht, natürlich, wie es ist, ohne es mit einer Würde zu verdrängen, die diesen Temperamenten nicht liegt.

„Das ist das Lebenswerk unseres Kurators", sagte der Oberst und deutete auf die Kirchenmauer.

Der Kurator liebte die Vögel. Er besaß in seinem

Studierzimmer einen Distelfink und einen Kanarienvogel, die ohne Unterlaß sangen.

Seit vielen Jahren bestattete er die toten Vögel in der äußeren Sakristeimauer. Bei jedem toten Vogel hackte er ein Loch in die Mauer, bestrich es innen mit Kalk und einer Farbe, die zum Gefieder seines Lieblings paßte, legte den Körper sorgfältig hinein, den Kopf auf einen kleinen Stein. Dann ließ er eine Glasscheibe ein und vergipste nun den Rand mit der Mauer.

Auf diese Weise entstand ein Friedhof von zwanzig Vögeln, in allen Größen und Farben, und man konnte durch die Gläser, die ein Teil der Kirchenmauer geworden waren, sehen, daß sie sich wie im Leben erhalten hatten, mit ihrem frischen Rot und Gelb und Blau und den farbigen Schwänzen und den stolzen Büscheln auf den Köpfen.

„Ist der Kurator nicht schön?“ sagte Stephanie, die einen Teller mit Feigen und Trauben brachte.

In der Tat, er war herrlich, dieser Priester, dessen Herz so einfach war und dem dieses wunderbare Grabmal der Tiere so natürlich vorkam, daß er den Tod und das Leben so einfältig mischen konnte, wie es eigentlich nur der Schöpfer kann.

In seinem winzigen Springbrunnenbassin fanden sich drei Goldfische und eine Schildkröte. Wie zufrieden mußte dieser Priester sein, der jetzt in Rom sein Herz zerfleischte, um es noch gehorsamer für das Gesetz seines Herrn zu machen, wie zufrieden mußte dieser Mann sein, ohne es zu wissen.

„Die Ochsen", drängte der Oberst, der von seiner Leidenschaft als Züchter befallen ward.

Er mußte sich gedulden.

Als wir die Kirche verließen, um hundert Schritte zu dem Landsitz zu machen, standen zehn Leute vor der Tür, die bereits eine Stunde warteten. Stephanie rief Ernesta, die sie befragte. Sie wollten heiraten. Der Oberst mußte den Hilfsprediger suchen. Er selbst hatte als Beigabe zur Miete versprechen müssen, als erster Zeuge bei den Zeremonien dabei zu sein, was das Ansehen der Kirche so hob, daß sie von weither nun zum Heiraten aufgesucht wurde.

„Heute nacht", sagte Pietro, „kamen um vier Uhr zwei Leute, um zu heiraten. Wir wollten sie hinauswerfen, aber sie waren so arm, daß sie mit dem Frühzug nach Bologna fahren mußten, um den Tag dort zu verbringen und abends zurückzufahren. Sie haben die Via dell Indipendenza, die aus Palästen mit Galerien unten besteht, noch nicht gesehen und würden sie sonst ihr Leben nicht sehen."

Zehn Minuten später kam der Oberst und wir gingen in die Ställe.

„Ich habe", sagte Stephanie, „zu läuten vergessen."

„Lo stesso," sagte der Colonello, „es ist dasselbe. Ernesta hat es auch vergessen."

Die Ochsen waren wundervoll.

Jedermann kennt diese metergroßen, fabelhaften Hörner. Die Tiere waren blendend weiß. Sie waren

hochbeinig wie Giraffen und trugen ihre mächtigen Körper mit unerhörter Eleganz.

Sie besaßen die Leiber der Renaissancerosse, den mächtigen, schönen Leib der Pferde, die Piero della Francesca in Arezzo malte, den Körper des Rosses des Cangrande in Verona, des wundervollen Streitpferdes, auf das Donatello in Padua den General Gattamelata setzte.

„Wie müssen Ihre Stiere erst aussehen!" sagte ich.

„Genügen Ihnen die Ochsen nicht?" sagte der Oberst mit einem Gefühl des Schmerzes.

In diesem Augenblick geschah etwas Seltsames. Der kleine Offizier hatte die Haltung eines Feldherrn angenommen und, zwischen den dampfenden Körpern seiner Ochsen und dem ewigen Geräusch aller Ställe, mit einer hinreißenden Bewegung des Armes zitierte der Oberst Carduccis Ochsensonett:

„T'amo pio bove e mite un sentimento
di pace e d'amore al cor m'infondi . . ."

Diese Szene war reizend, aber sie besaß auch den ungeheuren Schwung der Seltsamkeit, zumal sie alles noch einmal sagte, was die Aussicht auf diese Landschaft gesagt hatte: wie glücklich diese Menschen sind, die selbst den Ochsen als sanftes und himmlisches Sinnbild empfinden, obwohl sie Soldaten sind.

Eine Woche später traf ich hinter dem Hafen von Rimini den Oberst, der seinen Wagen anhielt.

Auf dem Koffergestell hatte er ein altes Damen-

rad angeschnallt, das er benutzte, da er im „Paradiso“ das Auto nicht gebrauchen konnte.

„Hören Sie Stephanie?“ sagte er.

In der Tat kam eine wundervolle Glocke über die Romagna zum Meer herunter, so leicht und voll, als ob die Töne durch das Abendrot liefen, um von ihm nicht nur die Glut, sondern auch die höchste Friedlichkeit aufzunehmen.

„Passen Sie auf,“ sagte Pietro, „sie wird sofort ihren Fehler machen.“

„Lo stesso,“ sagte der Oberst, dessen Tochter den Angelus in die Landschaft läutete, indem er seinen Schnurrbart biß, „es ist einerlei, Pietro.“

Wir lachten alle, als der Fehler kam.

„Man muß in die Knie gehen beim Läuten“, sagte der Oberst.

„Man muß“, dachte ich, „offenbar nichts ernst nehmen, um die Frömmigkeit zu erreichen. Aber muß man“, fügte ich hinzu, „dazu nicht ein General sein, der ein Damenrad fährt und aus der Romagna stammt, die neben anderen Mussolini geboren hat?“

Stephanie schien da oben in San Crocefisso vergnügt zu sein diesen Abend. Sie läutete den Angelus eine halbe Stunde lang.

Der Irländer mit der Ladelinie

Die paar Leute, die auf dem Wasser leben, leben tatsächlich ein ganz anderes Dasein wie die Leute auf dem Land. Die Menschen auf den Schiffen könnten genau so gut auf einem anderen Himmelskörper wohnen — mit ihren Wasser-Ideen.

Das sagen sich die Leute auf dem Land auch und das wissen sie ebenfalls so ziemlich, aber, da sie dieses Leben eben doch nicht probiert haben, wissen sie so gut wie nichts.

Ich glaube, daß es ein Lord Plymson war, vielleicht war es auch nur ein Mr. Plymson von der Admiralität oder ein Herr, der einen ähnlichen Namen trug wie Plymson, der durch Gesetz eine Linie einführte, die man oft bei Schiffen über dem Wasser sieht, eine scharfe rote Linie, eine gefährliche, eine tapfere Linie, eine Linie, die vielen Seeleuten das Leben gerettet hat.

Diese Linie ist überall jetzt eingeführt. Sie bezeichnet die Höhe im Schiffskörper, über die hinaus nicht geladen werden darf. Die Ladelinie darf nicht unter Wasser sinken. Und wenn sie unter Wasser geht, dann kann jeder Matrose hingehen und das

Seegericht anrufen und seinen Dampfer hindern, auszufahren.

Eines Tages kam in Patras an der Straße von Korinth ein Spanier an, der mit seinem Dampfer durch die Säulen des Herakles gefahren und durch die Straße von Messina in das Jonische Meer gelaufen war, um über den Piräus und durch die Dardanellen ins Schwarze Meer zu kommen (eine perverse Route für einen Spanier) und den vor Zante eine Flotille von griechischen Küstendampfern hopp genommen und innerhalb fünf Minuten im Nebel versenkt hatte. Sie waren ihm zu dritt in den Bug gefahren, denn wahrscheinlich wollten sie selbst einen Schiffbruch haben, um eine Versicherungssumme zu schlucken, die ihnen aber keineswegs blühte. Die Sache war zu klar. Der Spanier bekam die Versicherung und saß nun vier Monate in Patras und verzehrte sich vor Ehrgeiz.

Denn sein Schiff war weg, und mit dem Geld der Versicherung konnte er kein neues kaufen, und mit dem Schiff waren alle seine großartigen Ideen weggesackt.

Er saß in seinem Hotel und schaute auf das Meer. Das Meer war süß, war blau und blieb blau und süß monatelang, aber er verfluchte es. Er wurde von einer schrecklichen Gewinngier verzehrt. Täglich rechnete er sich die Verluste aus, die er an dem und jenem Hafen erlitt, wo er gerade nicht anlegen konnte, weil er kein Schiff mehr hatte. Er hatte einen Kalender an der Wand, einen Kalender

über dem Bett und einen Kalender in der Tasche, wie andere Leute Kanarienvögel haben. An manchen Stellen stand da „Hammel", an manchen stand „Feigen", an anderen stand „Lukumi" ... das waren Waren. Mit Bleistift. Mit Tinte eingezeichnet standen daneben die Häfen von Smyrna bis zu den russischen Küsten im Schwarzen Meer. Name an Name!

Vier Monate vergingen, da lieferte ihm das Meer eine ungeheure Chance. Aus Kalamata kam ein portugiesischer Dampfer mit vielen verdächtigen Fällen an Bord. Der Kapitän und der Erste Offizier waren unterwegs schon ins Meer gegangen. Das Schiff bekam die Pestflagge, es hatte keinen Reeder, sein Reeder war der Kapitän gewesen und der lag nicht nur mit einer großen Bleikugel versenkt im Jonischen Meer, sondern er hatte auch keine Erben. Niemand wollte den gezeichneten Kasten haben. Auf einem Pestschiff bricht die Pest immer wieder aus, die Mannschaft geht nicht mehr darauf, es kommt Quarantäne auf Quarantäne und man geht daran finanziell zugrunde, ob man stirbt oder leben bleibt.

Dieses Schiff von viertausend Tonnen kaufte der Spanier sofort. Er bekam es so billig wie ein Sandwich und musterte gleich die portugiesische Mannschaft ab.

Dann ging er ins Lazarett, ließ sich an ein Bett führen, wo ein Ire von fünfundzwanzig Jahren lag und sich zu Tod langweilte. Der Ire war der Dritte

Offizier, hatte einen viereckigen Schädel, grüne Augen, eine weißblonde Tolle und einen Teint, der ihn als einen starken Esser verriet.

„Ich habe die Mannschaft abgemustert und möchte Sie vielleicht behalten, Sir", sagte der Spanier.

„Danke, Sir," sagte der Ire, „ich habe genug von dem Schiff."

Das war dumm von ihm, denn er hatte kaum eine Möglichkeit, in Patras, wo nur Russen und Rumänen anlegten, einen Posten zu bekommen. Aber er haßte vom ersten Augenblick an den Kapitän mit seinen funkelnden schwarzen Augen. Er empfand, was jeder Mensch im Leben einmal empfindet, in dem Spanier einen Gegensatz zu sich, der als ein Greuel auf ihn wirkte.

„Das Schiff ist neu gemacht", sagte der Kapitän, „und wenn Sie wieder einen Pestfall darauf erleben, zahle ich Ihnen fünfundzwanzig Pfund extra."

„Kapitän," sagte der Ire und richtete sich in dem Bett auf, in dem er gar nicht liegen wollte, „ich kann es Ihnen ruhig sagen, ich will nicht mit einem Schiffer fahren, der aussieht wie Sie."

„Das gibt es," erwiderte der Spanier gelassen, „aber Sie sind ein guter Offizier. Sie haben das Schiff allein von Kalamata um die Ecke hereingebracht. Sie können bei mir Erster Offizier sein."

„Dann nehme ich an", sagte der Ire.

Der Spanier nahm als Zweiten Offizier einen Portugiesen, aber von einem anderen Schiff, den

Dienst des Dritten versah ein Spanier, den er als Kadett aufnahm. Wer er war, wußte der Teufel. Von der Mannschaft behielt er zwei Italiener und zwei Portugiesen. Den Rest musterte er mit kretischen Matrosen an. Sie sahen aus wie Araber, weil sie schwarze Turbans trugen, waren aber gute Matrosen, jedoch stumpf wie Schweine.

Das Pestschiff fuhr also los und verfrachtete alles mögliche zwischen dem Piräus und den Zykladen, zwischen Kleinasien und Saloniki. Zwei Jahre sprangen die Frachten immer im Ägäischen Meer herum. Dann kam ein Auftrag nach Batum und einer nach Odessa. In der ganzen Zeit gab es keinen Pestfall. Das Schiff war gesund.

Der Kapitän und der Erste Offizier gingen sich aus dem Weg. Sie wirkten aufeinander wie Feuer und Pulver. Aber es gab nie einen Zusammenstoß. Der Erste verdiente gut, aber er kam innerlich nicht darüber hinweg, daß er mit dem Spanier doch einmal in die Hölle gehen müsse.

Der Kapitän holte aus dem Schiff und aus den Leuten, die er anwarb, das Unmögliche heraus. Nur den Ersten schonte er. Er ließ ihn machen, was er wollte.

Die ganzen zwei Jahre waren für den Irländer damit ausgefüllt, daß er, soweit er nicht Dienst hatte, über den Kapitän nachgrübelte. Er sah sich keinen Hafen an, ging mit keinem Mädchen aus, las keine Zeile und schrieb kein Wort — er sann nur darüber nach, was der Spanier vorhatte, und

er war so auf der Hut, daß der Spanier keinen Schritt tun konnte, den der Ire nicht wie ein Wolf belauerte.

Der Spanier hetzte zwei Jahre hinter einem einzigen Gedanken her, der ihn vom ersten Tag in den Krallen hielt. Er wollte in drei Jahren vier Schiffe haben. Alles war ihm gut dafür. Und vor allem der Erste Offizier, der wirklich ein guter Schiffer war. Und wenn der Spanier etwas von der dämonischen Ablehnung, die der Ire gegen ihn ausschwitzte, herüberwehen spürte, dachte er daran, wie er ihn im Lazarett auf den Boden gezwungen hatte.

Zwei Jahre sind eine lange Zeit auf demselben Schiff. Sie können für Leute, die aufeinander lauern, so gut wie zehn Jahre sein.

In Odessa gab es plötzlich die Möglichkeit zu etwas, worum der Kapitän sich das Hirn krank gedacht hatte. Es gab eine Fahrt, die aus den kleinen Dreckmeeren mit gebundenen Ladepreisen hinausführte. Der Spanier erwischte eine große Tonnage nach Alexandria.

Von dort gab es eine nach Aden. Und von dort nach Zansibar. Nun war er im Indischen Ozean und nun wurde er halb verrückt.

In den Kais lag alles voll Kaffee, Mais, Gummi, Gewürznelken, wohin das Schiff kam. In Kismayu, in Makindi verdiente er mehr als in einem ganzen Jahr vor dem Schwarzen Meer. Er wurde nicht gerade größenwahnsinnig, im Gegenteil, er wurde umgänglich, aber der Ire, der ihn genau studierte,

merkte, daß er innerlich sich gefährlich aufblies. Achtgepaßt, dachte er, nun kommt es. Es? Was?

Der Ire überlegte. Zwei Jahre dachte er darüber schon nach. Er wußte nie, was es sein würde, aber er war sicher, daß es höllisch war und er war eben so sicher, daß er es erkennen würde, wenn es kam.

Sie fuhren von Zansibar mit Säcken voll Nelken ab und fuhren nach Chinde. Dort lud der Kapitän, daß die Ladelinie unter Wasser ging. Sie war kaum merklich unter dem Wasserspiegel, aber es war schon zu viel. Doch der Kapitän war gut, und der Erste nicht kleinlich. Ein paar Zentimeter Wasser über der Ladelinie war nicht die Welt.

Der Kapitän fuhr jetzt weiter südlich an Afrika herunter. In Sofala legte er wieder an und lud. In Bartolemeu Dias hatte er sechsundzwanzig Fuß geladen. Nun fuhr er wieder ein Stück nordwärts nach Beira.

Jetzt kommt es, dachte am Morgen, wo das Schiff nach Norden drehte, der Irländer.

In Beira fragte der Hafenoffizier, als er mit der Barkasse kam, den Kapitän nach seiner Plymsonlinie.

„Die Kerle haben sie mir in Mombassa am Kai überstrichen, Sir", sagte der Kapitän und ging mit dem Portugiesen angelegentlich auf die Seite.

„Bons Dias — Vossa Mercê", sagte der Portugiese sehr zufrieden beim Weggehen und salutierte.

Der Irländer hatte alles genau gesehen, was vorgegangen war.

Am Mittag lud der Kapitän neunundzwanzig Fuß. Als er aus dem Hafen wollte, mußte er Hochwasser abwarten. Gespannt beobachtete der Ire, ob er mit dem tiefgesenkten Schiff über die Barre käme. Der Teufel half, das Schiff kam darüber, aber Gott weiß, wie. Das machte den Ersten noch gespannter. Den Kapitän machte es aber einfach besessen.

Je mehr er lud, um so mehr verdiente er im Verhältnis. Er verdiente mit jeder Tonne über der Ladelinie genau das Zehnfache wie an einer darunter. Er fuhr wie im Traum die Küste wieder südwärts hinunter. Das Schiff war so voll, daß kein Kartoffelsack mehr in die Laderäume gegangen wäre. Trotzdem legte er bei in Inhambane und fing in der Nacht noch an, Kohle zu laden.

„Sir," sagte der Irländer nun und kam auf ihn zugegangen, „die Ladelinie ist weit unter Wasser."

„Die Kohlen kommen in East London wieder heraus", sagte der Kapitän und maß zum erstenmal den Ersten mit einem bösen Blick. „Sie werden überhaupt auf dem Verdeck aufgestapelt."

„Sir," sagte der Erste, „Sie haben die Verantwortung. Aber die Laderäume sind in diesem Schiff nicht zweigeteilt, die Wassertanks sind nicht voll, und wenn sie anfangen zu rollen, sind wir kaputt."

„All right, Sir", sagte der Kapitän. „Gehen Sie auf die Brücke."

Von diesem Augenblick an wurde kein Wort mehr zwischen beiden Männern gewechselt, bis sie

nach East London kamen. Der Irländer freute sich, daß es nun losging. Zwei und ein halbes Jahr wartete er darauf, daß etwas Teuflisches sich ereignete. Er hatte nie von Bord dieses Schiffes gehen können, weil ihn das Furchtbare, das kommen mußte, so fesselte. Jetzt kam er dem Ziel schon nahe.

In East London kamen sie mit der Dämmerung an. Ein Sturm trieb sie gerade noch hinein. Dem Spanier fiel es im Traum nicht ein, die Kohlen auszuladen. Er behielt die Kohlen, die das halbe Deck verstellten. Dafür kamen Leichter mit Mais. Kein Platz war im Laderaum mehr frei. Keine Stelle an Verdeck. Der Kapitän wußte Rat. Der Portugiese, sein Vorgänger, hatte Überdeckkammern oben eingebaut. Sie wurden voll Mais gestopft, daß die Wände bald platzten.

Der Erste Offizier stieg die Treppe hinauf und meldete sich:

„Kapitän," sagte er ruhig, „Mais hat ein sehr schweres Gewicht." Er legte die Hand auf einen Sack und rückte ihn mit steifem Arm an.

„Das weiß ich", sagte der Spanier und bohrte seine Augen in die kalten, grünen Augen des Iren. „Was wollen Sie sonst?"

„Meine Papiere, Kapitän."

„Sie sind verrückt", lachte der Spanier. „Der Schlepper hat schon angelegt."

Der Kapitän war tatsächlich so wahnsinnig, drei Stunden, nachdem er angekommen war, wieder ab-

zufahren. Er dachte überhaupt nicht mehr an die Mannschaft, er dachte nicht mehr an das Wetter, an nichts. Jede andere Mannschaft als eine kretische hätte das Seegericht angerufen oder gemeutert. Diese Menschen aber sahen nur zu.

Einen Augenblick hatte der Irländer Zeit, sich zu entscheiden. Der Schlepper zog noch nicht. Er konnte an die Mannschaft appellieren, das wollte er jedoch nicht. Er konnte sich die Barkasse heruntermachen lassen und an Land fahren. Dann war alles endlich in Ruhe mit dieser verfluchten Fahrerei.

Aber genau wie bei seiner Anmusterung verfiel er wieder der furchtbaren Neugier, in die dieser dämonische Kapitän ihn verstrickte, er tat nichts, protestierte nicht, grüßte und ging die Treppe wieder hinunter. Dort stellte er sich an die Reling und sah zu, wie die Ausfahrt sich entwickelte, denn vor der Mole lag ein Wetter von Windstärke elf.

Der Schlepper zog an. Das Schiff fuhr los mit einunddreißig Fuß Ladung. Der Kapitän stand auf der Brücke und sah zu seinem Ersten herunter. Als der Schlepper eine halbe Meile gezogen hatte, fing das Schiff im Hafen schon an zu rollen.

Als der Irländer das Rollen unter seinen Beinen spürte, wurde er mit einem Male gesund. Denn jetzt kam „es" nicht mehr, jetzt war „es" da und jetzt hieß es, aus dieser Sache rasch wie ein Hund herauszugehen. Jetzt kam die Hölle.

Der Irländer lief kurzerhand ans Heck und

sprang ins Wasser, um dem verrückten Kapitän zu entgehen. Er sah jedoch, als er gegen das Land zu schwamm, den Kapitän mit glühenden Augen von der Brücke heruntersausen. Es pfiff hinter ihm. Auch der Schlepper pfiff und stoppte ab.

Zu seinem Entsetzen sah der Irländer nun, daß der Spanier seinerseits ihn nicht losließ. Der Kapitän ließ ein Boot herunter, sprang selbst hinein und ließ nach der Stelle hinfahren, wo der Irländer schwamm. Der Irländer fing an wie ein Narr zu schwimmen. Denn jetzt merkte er, daß er die ganze Zeit mit dem Teufel gespielt hatte, daß er die zwei Jahre den Satan immer belauert hatte, daß er aber den Moment verpaßt hatte, ihn rechtzeitig zu verlassen.

Denn nun kam der Teufel selber auf ihn zu und machte persönlich einen Gegenangriff. Der Satan ließ den Irländer keineswegs verschwinden. Er machte alle Anstrengungen, ihn sich wieder zu holen.

Der Ire schwamm mit allen Kräften darauf los, aber natürlich holte ihn das Boot bald ein. Es saßen nur kretische Matrosen drin.

„Kommen Sie freiwillig herein, Sir," schrie der Kapitän, „ich kann ohne Offizier nicht auf die See."

Alle Angst der Welt war auf dem Gesicht des Irländers. Er starrte dem Kapitän in seine verfluchte Vogelfresse.

„Ersaufen Sie allein", schrie er und suchte, unter

dem Boot durchzutauchen. Aber der Spanier erwischte ihn am Nacken und zog ihn mit einer Kraft, die ihm niemand zugetraut hätte, am Bootsrand in die Höhe. Der Ire war ebenfalls riesenstark, umfaßte den Kapitän, um ihn aus dem Boot herauszureißen und im Meer zu ertränken, bekam aber von der linken Faust des Kapitäns einen Haken gegen den Kopf.

Darauf ließ er sich wieder ein Stück heben und sprang dann mit dem Gesicht gegen das Gesicht des Spaniers und versuchte dem Kapitän die Nase abzubeißen.

Aber dieser Teufel war auf alles vorbereitet. Er wendete das Gesicht auf die Seite und bekam den Biß in die Wange. Das Blut, das floß, war das Letzte, was der Irländer sah, denn er bekam von einem der kretischen Matrosen jetzt ein Ruder auf den Schädel. Nun zog ihn der Kapitän hinein ins Boot und trug ihn dann wie ein Kind die Leiter hinauf und dann auf die Brücke.

Er ließ den Irländer jetzt nicht mehr aus dem Auge, er belauerte ihn seinerseits, genau wie dieser ihn selbst zweieinhalb Jahre belauert hatte. Er ließ ihm eine Kompresse machen und behandelte ihn dabei zärtlich wie ein Kind. Er hatte den Irländer nötig wie Brot, er konnte wirklich nicht ohne Offizier an dieser bewegten Küste fahren.

Eine halbe Stunde später machte der Schlepper los. Und als er losmachte, gab es erst wirklich schlechtes Wetter.

Vielleicht hätte der Dampfer aber sogar dieses Wetter ertragen, aber das Übergewicht an Mais in den Deckkammern machte einen Widerstand gegen das Meer unmöglich. Das Schiff rollte. Das Wasser in den halbgefüllten Tanks unter dem Laderaum floß hinüber und herüber. Man war noch keine vier Meilen aus dem Hafen, als die Tanks nach einer Seite rollten.

Noch wäre der ganze Raum voll Seewasser zu pumpen gewesen, um die Balance zu kriegen. Aber es war niemand da, der die Brücke verlassen konnte.

Das Schiff bekam Schlagseite. Ein paar schwere Wetter gingen darüber und knallten gegen die Verschläge.

In diesem Augenblick kam der Irländer zu sich und fing an, sich zu bewegen. Aber ein neues Wetter pfefferte ihm so stark ins Gesicht, daß er von dem dumpfen Hieb ohnmächtig wurde. Er rutschte wie ein Sack die Brücke hinunter.

Aber der Spanier erwischte ihn noch am Bein, zog ein Stück Tau von der gerissenen Signalleine an sich und band ihn an die Reling mit dem Oberkörper und beiden Armen fest. Den Mann da durfte er nicht verlieren.

Während er ihn liebevoll festknotete, daß er wie ein Gekreuzigter auf der schon ganz schief liegenden Brücke herunterhing und den Kopf schlaff auf der Brust hängen ließ, wurde der Spanier beinahe selber dreimal heruntergeweht.

Dann kamen aber erst die furchtbarsten Böen.

Eines der Wetter blieb solange mit Hochdruck auf der Schlagseite stehen und schlug solange zu, bis es die Luken eingeknallt hatte.

Gleichzeitig ging der Vordermast herunter. Und jetzt sah der Kapitän, daß das Schiff verloren war.

Es kam etwas Herzzerreißendes in sein Vogelgesicht. Komischerweise hatte er jahrelang an alles gedacht, nur nicht, daß das Pestschiff, sein Glücksschiff, versacken könne. Einen Augenblick erschien ihm die Vision von vier schmucken Schiffen, auf die er gehofft hatte und derenthalben er Tonne auf Tonne über der Ladelinie gehäuft hatte und derentwillen das Pestschiff jetzt wie ein Gerippe zerschlagen wurde. Sein Gesicht bekam etwas Weinerliches, und nach einer Weile kamen zwei Tränen über seine Wangen herunter. Er hielt sich währenddessen mit beiden Armen rückwärts an der Brücke und war bis zum Knie von Brechern überschwemmt.

In diesem Augenblick schlug der Irländer die Augen auf. Zweimal versuchte der Spanier zu verstehen, was der kreisrunde Mund des Mannes, der wie ein zusammengebundenes Wildbret an der Reling schaukelte, ihm zuschrie.

Er sah, wie der Irländer wütende Versuche machte, das Tau zu sprengen. Die Füße seines Ersten Offiziers berührten infolge der Schräglage des Schiffes den Boden nicht mehr und die Armknochen begannen ihm aus den Gelenken zu springen. Er schrie, daß ihm die Halsadern herausquollen.

Endlich verstand der Kapitän zwischen zwei Sturzböen, was er wollte.

„SOS!“ schrie der Irländer, der am Leben bleiben wollte. Er riß die Augen nach der Funkstation hin auf, als könne er die Drähte damit herunterschießen.

„Lieber will ich zur Hölle fahren als funken“, schrie der Kapitän.

Das Schiff rollte und überschlug sich beinahe. Der Flaggenmast knallte über Bord.

„SOS!“ brüllte der Irländer noch einmal.

Dann gab er es auf. Die beiden Männer sahen sich nur noch an. „Warum will er nicht funken, wir liegen knapp vor dem Hafen?“ dachte der Erste Offizier fieberhaft. „Wenn das Schiff weg geht, so mußt du mit hinunter“, dachte der Kapitän.

Sie gaben sich beide nicht preis. Der Irländer hörte nicht auf, den Kapitän mit Blicken zu verfluchen, solange er noch sah. Der Kapitän hielt seinen Ersten Offizier angeseilt an der Brücke bei sich und sah ihn mit einem Kinderlächeln an.

Vorschriftsmäßig hingen sie so noch eine kleine Weile in Windstärke zwölf an den Trümmern der Reling sich gegenüber, ehe das Schiff absank ... verstrickt ineinander wie in Patras, wo der Kapitän um den anderen geworben hatte und der andere auf das Pestschiff gestiegen war, obgleich er wußte, daß er mit diesem Kerl nur in der Hölle landen konnte.

Amazonenmädchen im Peloponnes und marokkanische Kentauren

Der Peloponnes hat die Form eines angeschwemmten Tintenfisches. Um die obere eiförmige Hälfte läuft eine Bahn herum, die sich an manchen Tagen zu einem Schnellzug verwandelt. Das Innere ist wie eine sympathische Sahara mit Bergen, Pferden und Ackerbauern, die man, wenn sie auch keineswegs den spartanischen Stil geerbt haben, in ihren Gewohnheiten hin und wieder von guter, alter, mythischer Luft umwittert sieht.

Eines Tages kam ich von Diakophto auf einem Pony nach Megaspilion und blieb zwei Tage in dem Kloster, das wie eine Wespenwabe den senkrechten Fels hinauf von der obersten Bergterrasse bis fast gegen die nackte Spitze hin klettert.

Eigentlich ist es mehr ein vielfarbig angemaltes, engtailliges Holzgerüst, hinter dem hoch oben die großen Höhlensysteme liegen, in deren dunklem Licht eine Unmasse byzantinisches Gold und Brokat dämmert.

Am nächsten Tag ritt ich in die Erasinosschlucht hinunter, um in die Ebene zu kommen.

Wo der Weg nach Zachloru abbiegt, überholte

mich auf meinem Maultier eine Schar junger Weiber, die nach ihrem Felsennest hinaufritten. Sie absolvierten, mit Beilen und breiten Morgensternen zum Ästeabschlagen in der Hand, phantastische Galopps bergan. Sie saßen dabei seitwärts, trommelten mit den Absätzen den Pferden in den Bauch und schnatterten wie eine Affenherde.

Als ich unter den Säulen der engen Schlucht hintrabte, hörte ich sie noch eine Stunde lang fünfhundert Meter über mir. Nach einiger Zeit kam ich dann in die Ebene.

Unter einem Olivenbaum traf ich dort eine Engländerin mit einem alten Maultier, das ihr ein Treiber in Megaspilion aufgehängt hatte.

„Hallo, wie geht es Ihnen?"

„Gut. Und Sie? Ich reite nach Hagia Lavra."

„Danke. Ich auch."

„Miß Greenwood", sagte sie und verbeugte sich über die Banane, die sie gerade schälte.

Sie war am Bahnhof von Diakophto mit Röcken angekommen und hatte vor zweihundert Griechenaugen ihre Reithosen anziehen müssen. Sie war hübsch und nahm solche Sachen scheinbar kalt. Wenigstens erzählte sie das alles sichtlich amüsiert, während wir frühstückten.

Die Maultiere ließen wir inzwischen in einem Kornacker grasen. Das Getreide stand so erbärmlich, daß es ihm eigentlich recht geschah, wenn die Biester es fraßen. Vor uns bog sich ein anmutiger Hügel hinauf, der in einem Feigenwald erstarb.

In dieser dunkelgrünen Krone leuchtete das Dach des Klosters Hagia Lavra, wo die Fahne des Bischofs Germanos hängt, der seinerzeit die Hellenen zum Kampf gegen die Türken aufrief. Wir brauchten nach unserem Lunch aus Ziegenkäse doch noch über eine Stunde bis hinauf, da der Treiber der Miß Greenwood sich an meinen englischen Zigaretten vergiftet hatte und alle hundert Meter brach.

Diese Burschen sind so genügsam, daß schon eine Kleinigkeit ihren Organismus revolutioniert. Der junge Schurke, der sein Tier um sechzig Drachmen (was noch kein Dollar ist) für zehn Stunden vermietet hatte, war aber Schauspieler genug, sich bei jedem Magenstoß auf den Bauch zu werfen und zu jammern.

Zuerst war das komisch, aber auf die Dauer war es für Witze zu heiß. Wir ließen ihn liegen und kamen allein in Hagia Lavra an. Gegen Abend war er nachher schon von selbst da und schlief so fest, daß man ihm einen Eimer über den Kopf gießen mußte, um ihn zu wecken.

Wir bekamen im Kloster Marmelade aus Rosenblättern und Anislikör. Ein junger Mönch führte uns in den Empfangsraum, der einem eingerichteten Harem glich. Bänke an den Wänden, die breit genug waren, darauf zu schlafen. Farbige Teppiche darauf. Leer und bunt. Wir unterhielten uns nun eine Weile mit dem Jungen.

Er sah hübsch aus mit seinem bronzenen Teint, schwarzen Kaftan, der hohen, randlosen Zylinder-

mütze, dem Damengürtel um den schmalen Leib, dem großen, roten Mund und dem schmalen Gesicht mit dünnen, hochgezeichneten Augenbrauen.

Die Nase war leicht gebogen wie bei den Reliefs der assyrischen Fürsten. Ein gelehrter Dionysos, beweglich wie ein Panther, stand er da mit seinem nach vorne stehenden, breiten, aber kurzen Bart.

Begleitet war er von seinem Famulus, der einen einfachen Gürtel trug, einem Achtzehnjährigen, der nur einen kleinen Bart hatte, der vielleicht den fünften Teil des Kinns bedeckte. Auf dem Kopf ein Käppchen.

Eine charmante Rasse von Mönchen tauchte jetzt auf, einer nach dem anderen. Es präsentierten sich uns ein Dutzend Mönchsknaben, die alle schöner als Mädchen waren.

So vollendete Üppigkeit in Jünglingsgesichtern gab es wohl kaum in der Antike. Die Knaben zeigten einen Flair von Schönheit, wie ihn die Rosen haben. Diese runden Gesichter atmeten einen Duft aus, der sonst nur um alte Bilder steht. Ihr Teint war von einer Blüte, die von zauberhafter Sinnlichkeit durchzogen war. Sie gingen auch fast genau so wie Mädchen.

Diese Knaben wirkten für ihren Beruf vielleicht ein wenig zu üppig, die Mönche vielleicht etwas zu ernst für ihre hüftenlosen Jünglingsgestalten. Und was war mit den blauschwarzen, gekräuselten Bärten, die an den Backen so breit und lebenslustig wie am Kinn nach vorne standen?

Sie tragen die Haare so lang, wie es früher die Frauen taten. Am Hinterkopf haben sie es in einen dicken Knoten geschlagen, der fast unter der hohen Tiara sitzt. Über die Engländerin mit ihrer Etonfrisur und dem kleinen Knabenscheitel empfanden sie eine verrückte Freude. In ihren Köpfen hatten sie sofort keine andere Idee, als mit ihr photographiert zu werden.

Ich habe natürlich gern Miß Greenwood in Reithosen zwischen den schönsten Mönchen mit ihren dicken Haarknoten aufgenommen. Sie waren wie Kinder hingerissen, wenn sie mit ihren weibischen Kleidern neben der rassigen Engländerin im Bubikopf stehen durften.

Als ich vor meinem Besuch noch mit der Miß im Gras der Ebene unten lag, war schon einer von ihnen vorbeigeritten. Sie sitzen seitlings, im Damensattel, mit ihren Talaren und ihren assyrischen Bärten und randlosen Zylindern, auf farbigen Decken mit einem halben Hundert grell leuchtender Taschen, den Sonnenschirm auf. Hinter ihnen der Famulus im Herrensitz. Wenn das ganze Kloster einmal ausreitet, muß das eine Kavalkade für Götter sein.

Später bekamen wir die Kirche zu sehen. Sie war ganz unbedeutend. Die Bibliothek kaum vom Rang, der einem mittelmäßigen Studenten entspräche. Gegen den Prunk der alten griechischen Klöster war der Besitz von Hagia Lavra kaum ein Witz. Wahrscheinlich waren auch die Mönchsburschen infolge ihrer Unbildung hier so nett.

Draußen vor dem Kloster lagen ein paar einzelne Holzhütten, sehr sauber, mit Rindentüren. Manchmal kamen Mönche heraus mit grauen Bärten und Holzbechern. Sie trugen Brillen und schritten wie auf dem Theater.

Ihre Kaftane waren mit braunem Pelz verbrämt wie bei den mittelalterlichen Rittern. Ebenso würdig schritten sie zurück. Sie schienen die Gelehrten zu sein, wenn es nicht nur einfach die Alten waren, welche von den schönen Jünglingen vor die Tore des Klosters hinausgetrieben worden sind.

Alter könnte in dieser Umgebung leicht eine Schande sein.

Miß Greenwood spazierte immer wieder mit ihren schönen Beinen und Reitschuhen auf den schattigen Galerien herum wie in einem College. Ich verlor den Verdacht nicht, daß sie auf die Photos nicht weniger gespannt war als die Mönche.

Um das Kloster wogte eine Kaskade von Grün, ein Meer von Blumen. In dieser trockenen, felsigen Landschaft überraschender, als wenn das Meer plötzlich vor uns läge. Schon der Hügel hat von unten her die Sanftheit eines Muskels in seiner Biegung.

Hagia Lavra selbst ist auf diesem Hügel eine byzantinische Idylle. In einem süßen Feigengarten. Zwischen großen Schattenflecken. Mit Zypressen, Blumen und Tieren. Für fünf Sekunden das Atemholen der Natur, die schon ein paar Kilometer weiter wieder trostlos verrückt wird.

Eine Stunde nördlich hat in der klassischen Zeit schon ein arkadischer Stamm gewohnt, der von Anarchisten geführt war. Hellenen ohne Gesetz und ohne Bildung: antike Indianer! Nun gehen hier die Mönche auf und ab, die in ihrer schlanken Grazie bis auf die Nägel den kriegerischen, hochtailligen Propheten gleichen, welche die byzantinischen Maler in der Kahrié-Moschee in Stambul in die Kuppel gemalt haben: überlang, aber wie aus Säbelstahl gemacht, voll Anmut und in die Lamellen der Kuppel so eingefügt, als ob sie in die Falten einer Rose gemalt seien.

Alles hat hier dieselben Kontraste. Und die Landschaft steht dahinter in der gleichen zwiespältigen Kulisse, bald Felsendom, bald grünes Paradies. Antik? Ach nein. Heroisch? Bestimmt.

Wir ritten zurück, als es noch hell war.

In Kalawryta verabschiedete sich Miß Greenwood, weil zur Abwechslung ihr Maultier streikte. Das Tier hatte wahrhaftig einen bösen Charakter.

„Glauben Sie, daß es vielleicht geraucht hat?“ sagte das Mädchen.

„Ich glaube, es lahmt“, erwiderte ich sanft.

Das Tier konnte sich so gut verstellen wie sein Herr, der wütend war, weil ihm die Mönche, da er nicht aufzuwecken war, nichts zu essen gegeben hatten.

„Sie werden hier von den Wanzen gefressen werden“, sagte ich, als ich sah, daß die Engländerin abstieg.

„Hallo", sagte sie. „Gute Reise!"

Drei Dickköpfe, dachte ich und sah begeistert auf den Hals meines Maultieres, das einen beinahe negerhaft runden Schädel hatte.

Eine Stunde lang ritt ich bereits wieder zwischen den Felswänden der Erasinosschlucht, als der Weg anfing, in unzähligen Kehren nach Megaspilion sich hinaufzudrehen.

Wieder eine halbe Stunde später sah ich ein paar Kehren unter mir die Frauen von Zachloru ihre Galopps absolvieren. Sie hatten mich bereits entdeckt und suchten mich gleich zu überreiten.

Ich war nun bereits neun Stunden im Sattel und von den vierzig Grad Hitze leicht betäubt, aber nicht so schlapp wie das Maultier. Es stolperte schon immerzu und ich hielt es schon halb mit den Zügeln in die Höhe.

Unbegreiflich, wie die Weiberbande ihre Ponys kilometerlang bergauf im Galopp halten konnte!

Noch zwei Kehren! Dann kamen sie angaloppiert, die steile Schneise hinter mir herauf. In der Hand ihre Äxte, die sie in Brusthöhe hielten. Daneben die großen Halbmonde, die aus der Hälfte eines Diskus geschnitten sind, mit denen sie Äste abschlugen. Sie saßen alle seitwärts. Die Ponys hatten keine Kandare. Sie trugen eine Kette um das Maul, die an einen Strick gebunden war. Den Strick hielten die Mädchen in der Hand.

Die Ponys kamen mit flatternden Nüstern angebraust, die Köpfe hoch erhoben. Die Frauen von

Zachloru schlugen ihnen fortwährend mit den flachen Beilen und den Halbmonden auf die Kruppen, daß es klatschte. Sie handhabten diese Werkzeuge mit einem animalischen Lachen, verliebt und glücklich über dies Eisenzeug, als gingen sie damit in die Betten.

Sie galoppierten in einem Nu vorbei und fielen dann vor mir in Trab. Sie schauten ständig neugierig wie die Affen um und boten mir immerzu ihre Pferde an. Die Bestie mit dem Negerkopf, auf der ich ritt, schien sie wollüstig zu amüsieren. Lauter braune Mädchen. Sechzehnjährige. Achtzehnjährige. Tiefbraun. Welche Muskeln und doch welche Zartheit der Haut!

Sie waren die ersten Frauen, die ich richtig reiten sah, mit Körpern, die unter den dünnen Röcken sichtbar waren, eine wilde, fast unerträgliche Reiterarie der Natur. Bauernvolk eine jede. Nicht ganz ähnlich der Amazone des Parthenon, die, im Herrensattel, mit einem Schweben steht, wie nur noch einmal ein Schweben erfunden wurde, als man die Madonna auf der Wolke malte.

Auch nicht ähnlich der Amazone des Athener Nationalmuseums, auf einem gigantischen Hengst, kriegerisch, wie später Gozzoli die Mediceerprinzessinnen in Florenz über die Goldwand des Palazzo Riccardi reiten ließ.

Nein, diese Mädchen ähnelten eher etwas der delphischen Amazone, die auch mit beiden Beinen auf der Seite des Hengstes sitzt, der im Galopp den

Boden mit dem Bauch schleift, und die ihre langen Jünglingsbeine so bis an den Gurt des Pferdes stemmt, daß selbst der Marmor unter dieser Bewegung zu erglühen scheint.

Eine Minute später hatten sie die Bergfalte erreicht. Sie mußten nach Zachloru abbiegen, den Hügel hinauf, wie am Morgen.

Plötzlich hoben sie mit unerwarteter Grazie die Hände, welche die Leitstricke und die Waffen gehalten hatten, bis an das Kinn. Die Halbmonde und Beile hatten sie zwischen die Knie gestemmt.

Der Zauber dieser plötzlichen Abschiedsgeste nach ihrem Papageienlärm war unaussprechlich.

Und im gleichen Augenblick glichen sie, gar nicht sonderbar und höchst natürlich, den bronzenen Mönchsjünglingen von Hagia Lavra mit ihren halbgesenkten Augen und dem sinnlich-roten Mund, wie sie so da in ihren Feigengärten gestanden und Miß Greenwood und mir Rosen nachgeworfen hatten.

Doch sofort fingen die Mädchen wieder an, in kurzen Galopp zu fallen. Die Beine schlugen den Takt in die Ponybäuche. Die Beile klatschten rhythmisch auf die Hinterhand, und während sie in langen Galopp übergingen, fingen sie an zu schnattern, und während sie lachten, schossen sie mit den Ponys los, als ritten sie auf Maschinengewehren.

Es war eine teuflisch hübsche Sache, die braunen Katzen den Berg hinaufgaloppieren und die Halbmonde schwingen zu sehen.

Und immer, solange sie mich sehen konnten, boten sie mir für mein Maultier ihre Ponystuten an, mit Begründungen, die so unanständig waren, daß die kleinen Gäule jedesmal darüber vor Vergnügen in die Luft zu gehen schienen.

Ich war zuerst wie vom Donner gerührt. Dann mußte ich lachen, wie ich noch nie in Griechenland gelacht hatte.

Gerade diese frischen Zoten kamen mir klassischer vor als alles, was ich an Tempeln, in Museen und zwischen Ruinenstädten gefunden hatte.

Sicher waren die antiken Amazonen in ihrem Pferdedialekt auch nicht anders mit den Männern umgegangen.

Vier Wochen später fuhr ich durch den Isthmos von Korinth und über das Mittelmeer in die Straße von Gibraltar ein und, von Delphinen begleitet, nach Céuta hinüber, dem Hafen Marokkos.

Acht Tage darauf begann der Generalangriff des spanisch-französischen Kolonialheeres auf Abd el Krim.

Als ich nach Tetuan kam, platzten nachts die Fenster in der Stadt, welche die Kabylen vom Gebirge her bombardierten.

Marokko ist ein Land, das für den Krieg gemacht ist. Der Krieg hat bereits jenen Zustand der Gewöhnung erreicht, daß er den Charakter eines ernsten Sportes angenommen hat.

Das Rif ist, um es billig klarzumachen, eine afrikanische Schweiz ohne Bahnen und Fruchtbarkeit, von einigen hundert arabischen Indianerstämmen bewohnt, welche eine einzige Leidenschaft besitzen: auf die Europäer zu knallen. Wenn sie einen Feldherrn finden, der in unklarer Weise die militärische Gunst seiner Geographie erfaßt, gibt es einen Aufstand, der die europäischen Mächte Millionen und Armeen kostet. So lächerlich unfruchtbar und gleichgültig dieser Teil Afrikas ist, so verlangt das europäische Prestige scheinbar doch, daß dieser Krieg immer wieder gekämpft wird. Die Engländer, die mit dem Islam am furchtbarsten verknüpft sind, haben kein geringes Vergnügen, die Spanier und die Franzosen statt ihrer diesen Ehrenstandpunkt manchmal ausfechten zu sehen.

Die marokkanischen Stämme sind wie alle Militärrassen totfeind miteinander. Die einen kämpfen auf der Seite der Kabylen, die anderen kämpfen auf der Seite der Spanier.

Zwei Tage nach meiner Ankunft lud mich der kommandierende General in der Nordspitze Afrikas zu einem Reiterfest ein, das unter den Kabylenkanonen zwischen den violett glühenden Bergen Afrikas und den weißen Wundermauern der Stadt Tetuan stattfand.

„Nun sollen Sie einmal richtig reiten sehen", sagte der General.

Ich fuhr den Mittag auf die Prärie hinaus.

Die Eingeborenenregimenter hatten ihre besten

Reiter in Gala gesandt. Auf dem blumendurchwucherten Rasen standen zweihundert Pferde von erlesener Rasse, mit den hohen, feuerroten, arabischen Sätteln.

Der Levantewind hatte sich gelegt und der Landwind feuerte den Saharasand durch eine zur Unirdischkeit klar und ruhig gewordene Atmosphäre, die nicht aus Seide, aber aus Konturen von himmlischem Metall bestand. Davor tummelten sich in ihren wehenden Burnussen die Araber.

Das Bild war von hinreißender Pracht. Die einen hatten grüne, die anderen rosa, die anderen blaue Untermäntel. Darüber flatterten die zu Wolken aufgewehten Tuniken ihrer Mäntel. Ihre Gesichter trugen die kalte Aristokratie der arabischen Rasse bis zu den niggerhaften Gesichtern der Atlasstämme, sie waren gelb und braun und schwarz.

Ihre Offiziere waren lässig wie Prinzen. Ihre Lanzen hatten rote, schmale Fahnen. Ihre Schuhe waren aus zitronengelbem Leder, die Taschen und Gürtel und die Satteldecken aus blauem Samt, mit allem Gold- und Silberstickwerk behangen.

Sie ritten hundertmal den maurischen Fantasiegalopp.

Zwei Kapellen spielten dazu. Eine marokkanische, die zu ihrem gelben Soldatendreß den Fes mit umwickeltem Turban und breite Purpurschärpen trug, und eine Eingeborenenkapelle mit dem runden, blauroten Teller ohne Schirm auf dem Kopf.

Die Offiziere waren in oliven Uniformen und

englischen Offiziersmützen mit grünen, roten und rosanen Samtdecken anwesend.

Neben dem Rennplatz stand eine mächtige weiße, im rechten Winkel gebrochene Wand, gegen welche einige Enthusiasten den massiven Pelote-Gummiball mit Holzschlägern trommelten. Dahinter lag ein Tennisplatz, noch etwas tiefer den Bergen zu war aus Asphalt ein enormer, eiförmiger Tanzplatz gegossen.

Auf der anderen Seite der Tribünen waren Viehherden zusammengebracht. Man hatte den dreihundert Stieren die Beine gefesselt, und als sie während dem Concours einen Viertelkilometer auf die Seite kommandiert wurden, fuhren die Treiber mit ihren Stecken so wild in sie hinein, daß die Stiere zu hinken anfingen.

Das Bild war toll, als neben dieser im Hinken galoppierenden Herde schwarzer Stiere die Araberpferde anbrausten, die wie die Marathonläufer gingen, mit ihren spitzen, klugen Köpfen und den wehenden Schweifen und den lockigen, seidensträhnigen Mähnen, die ihnen etwas von Frauen verleihen.

Der Start wurde, wie das Einsteigsignal bei der Bahn, durch Schellen gegeben. In der Zwischenzeit ritten die Teilnehmer ihre Pferde die Tribünen entlang. Mit Ausnahme der großen Holztribüne, von der kostbare Teppiche mit dem „Plus ultra“ und den spanischen Wappen herunterhingen, waren die Tribünen in Form von Pergolalogen angelegt. Es

waren nicht mehr als hundert Zuschauer versammelt. Es war eine Vorstellung also ganz unter sich und bewahrte den Charakter der Kriegsgala.

Zwischendurch war ein großer Empfang. Ein Dutzend Diener rollte unter den Bäumen die Teppiche der Regimenter auf, und die Herren setzten sich auf die Erde. An vier Ecken waren große Messingkocher für den Mokka niedergesetzt, und die Diener, die aus Bagdad zu sein schienen, servierten Kuchen und Kaffee. Die Leute saßen sich wie eine Allee von Obelisken gegenüber, eine lange Straße von Offizieren, die bei dem Konzert exotischer Märsche und unter phantastischen Fahnen ihren Kaffee einnahmen.

Tetuan liegt etwa zehn Kilometer vom Meer entfernt und etwa vierzig von Céuta, das die Phönizier schon gegen die Rifleute verteidigten.

Auf jeder Erhebung am Meer steht auf seinem Pferd unbeweglich wie ein Götterbild ein Berber, das Gewehr in der Hand, und hält Wacht.

Ähnlich ritten die eingeborenen Jockeys, deren Beruf nicht nur, sondern auch deren Leidenschaft das Soldatensein ist, ihre Gäule an den Tribünen entlang, die eine Wolke von Glyzinen darstellten. Teils hatten sie nackte Füße, teils waren sie in kostbarem Leder, teils in den silberbestickten Samtpantoffeln. Die Rifmarokkaner trugen den Kopf rasiert und den Skalp in einer riesigen Locke. Teils hatten sie schwarze oder graue Bärte, teils wehmütige Schnurrbärte.

Aber sie saßen in ihren Sätteln, wie kein Mensch sonst reiten kann.

Wenn das Bild des Kentaurs, der eine große Mythe darstellt, irgendwo Leben gewinnen kann, so wurde das antike Gefühl für die vollkommene Einheit von tierischem Feuer und Adel und menschlicher Weisheit und Schönheit hier dargestellt von Burschen, die nicht viel mehr als disziplinierte Banditen sind.

Der Wind, den das Innere Afrikas sandte, war eiskalt, mitten in eine schmetternde, prasselnde Sonne hinein. Die beiden Elemente machten aus den hundert Starts der Musterreiter der marokkanischen Armee den Prunk Afrikas.

Was zwischen den hohen blauen Bergen Marokkos und der weißen Araberstadt auf dem Hügel gegenüber an Schönheit aufgewirbelter Gewänder und an Kühnheit der Bewegungen ausgedacht werden kann, vollzog sich zwischen den Höckern dieser Sättel, deren purpurne Tücher um die Wette flogen mit denjenigen aus Gold und Grün.

Die Pferde nahmen in rasendem Galopp die Köpfe zurück und stellten sie senkrecht. Die Reiter schwangen ihre Flinten über dem Kopf im Kreis, jonglierten sie unter Geschrei und legten sie plötzlich an und schossen. Sie galoppierten tatsächlich ohne Zügel. Sie warfen sich in den Sätteln herum wie in ihren Betten.

Nicht nur die Tapferkeit und das Malerische dieses Bildes prägten sich ein, sondern vor allem

die Leichtigkeit und die weise Überlegenheit, mit der sie bewiesen, daß sie ihre Kunst wohl beherrschten, sie aber auch liebten.

Nachher war noch eine lange Cour, und ich fuhr mit dem General eine Viertelstunde lang an dem Stolz des arabischen Afrika vorbei, an der Mauer und den Minaretten Tetuans, über dem die Schwalben wie eine Wolke standen, und in dem Tausendundeine Nacht deshalb noch glüht, weil diese dreißigtausend Mauren, Berber und Araber Europa nur im Notwendigsten vorsichtig übernommen, es in allem anderen aber mit genialer Klugheit vor die Tore gefegt haben.

„Nun," sagte der General, „haben Sie schon einmal toller reiten sehen?"

„Männer nicht. Aber Frauen, Exzellenz", sagte ich.

„Hallo?"

„Die Frauen von Zachloru", sagte ich.

„Was ist das?"

„Bauernmädchen in Griechenland. Reiten wie Hahnenschwänze."

„Ach." Im Auge des Generals glomm eine Sekunde etwas Interesse auf. Dann wurde es wieder grau und verschleiert.

„In vier Tagen massieren wir das Rif," sagte er knapp, „und da ist mit Gäulen nichts zu machen. Nichts als Berge. Das gibt eine höllische Schweinerei."

In diesem Augenblick kam mir der halb schla-

fende General wie ein Mann vor, der die Mädchen im Peloponnes und die arabischen Kentauren mitten auseinanderriß. Ich konnte mir beide einfach glatt nicht ohne Pferde vorstellen.

Hinter uns her jagte jetzt über die Prärie ein ganzes Regiment und führte die Fantasia noch einmal auf.

„Was schreien die Kerle eigentlich immer," fragte ich, als wir durch das maurische Tor einfuhren, „wenn sie ihre Büchsen beim Reiten abschießen?"

Der General richtete sich im Wagen auf. Sein harter Blick bekam einen herzlichen Ausdruck und fing an zu lächeln.

„Fragen Sie mich lieber nicht," meinte er und stäubte etwas an seinem Uniformärmel ab, „es ist etwas sehr Unanständiges."

Syrische Schildkrötenjagd

Morgens um sechs kam ich gerade durch die Halle des einstöckigen Hauses von Emile Makzoumé, um im Badeanzug direkt ins Meer zu laufen, als mir zwischen den Säulen der Terrasse der armenisch-katholische Priester entgegenlief und schrie: „Der Khedivial-Mail-Dampfer ist in Sicht. Es werden Schildkröten gefangen."

Ich lief zurück ins Haus, setzte einen grünen Tropenhelm auf und zog einen Bademantel an. Eine Minute später hatte ich den aufgeregten Priester eingeholt. Drei Minuten darauf waren wir am Holzmolo von Alexandrette.

Zehn Boote mit Fischern im Turban stießen ab. Wir waren im achten. Schon eine Viertelstunde später wurden die Ruder umwickelt. Alle Fischer schauten mit Spannung auf das Wasser, während wir lautlos hintrieben. Ein Mann in einem weißen Weiberrock und einem europäischen Jackett mit gelbem Turban stand, von zwei Kerlen im Fes gestützt, auf der Vorderbank und schaute starr im Kreis herum.

Hinter uns hatten ein paar Boote lange Netze

ausgeworfen und pflügten langsam damit das Meer durch. Ein halbes Dutzend Boote hatte sich mit dem unseren wie ein Fächer in den Golf aufgeteilt, und alle fuhren ohne Ton blitzschnell durch das Wasser.

Plötzlich pfiff der Bursche vorn. Die Ruder blieben hoch in der Luft, das Boot machte eine kleine Schwenkung und sauste im Leerlauf nach einem gelben Fleck hin.

„Sie schlafen", sagte der armenische Priester und legte den Finger an den Mund.

Alle Männer im Boot zitterten vor Aufregung. Ihre braunen Backen waren grau vor Spannung. Der Priester in seiner schwarzen Soutane und seinem Arabergesicht mit den glühenden Augen starrte wie besessen nach rechts.

Das Boot fuhr, der ausgestreckten Hand des Mannes im Rock folgend, einen Kreis, der sich langsam verengte. Man hörte kaum das Wasser vorne sirren.

„Jalla!" rief der Führer plötzlich und ging ins Knie, während seine Arme im Wasser verschwanden. Im selben Augenblick warfen die Fischer auf der rechten Seite die Ruder weg, fuhren mit beiden Händen in das Meer und sahen scharf zu dem Führer hinüber.

„Jalla!"

Drei Sekunden, nachdem die Ruder ins Boot geworfen waren, hoben sich alle in den Knien in die Höhe und wälzten einen großen Gegenstand im

Meer in die Höhe, ein breiter, gewölbter Bug erschien und lief ihnen aus den Händen wieder heraus ins Meer zurück.

Sie hatten die Schildkröte im Schlaf auf den Rücken geworfen. Nun war sie hilflos.

Eine halbe Stunde brauchten die Fischer dazu, das große Tier, das sich nicht wehren konnte, ins Boot zu schaffen. Es war halb so hoch wie ein Mann.

Überall in dem spiegelglatten Golf waren die Boote in Aufruhr. Sie brachten ihre Beute ein. Es war sieben Uhr. Am Ufer standen die Klublokale der Fischer, Matrosen, Kamelbesitzer, Lotsen wie Bambusbauten durchsichtig gegen das Land. Sie waren kleine Holzterrassen mit flachen Dächern, die auf hohen, schwankenden Baumstämmen ins Meer gebaut waren.

Wir ruderten wieder und kamen einem Boot zu Hilfe, das drei Schildkröten im Netz hatte, sie aber nicht herauswickeln konnte. Zwei von drei wären verloren gegangen. Es war eine Schachaufgabe, zu schwer für die Fischer.

Der Priester hielt jetzt das Netztau und gab die Anweisungen. Es war ungemein schwierig, die Tiere ins Boot zu bekommen, ohne das Netz zu zerreißen.

Nach einer halben Stunde gaben sich die Boote ein paar Signale mit einem grünen Tuch. Daraufhin ordneten sie sich und fuhren nach der östlichen Seite des Fjords, um eine Stelle auszusuchen, wo

der Lärm die Schildkröten noch nicht in ihrem Schlaf gestört hatte.

„Sie kommen aus Damaskus?“ fragte mich der Priester.

„Aus Bagdad.“

Wir fuhren mitten durch die weite Meerwölbung. Der Schildkrötengolf von Alexandrette ist der zarteste, den die syrische Küste kennt. Spitze Gipfel steigen seidig im Kreis überall aus dem silbrigen Meerduft hervor, der mit demselben Traumhauch wie bei chinesischen Tuschbildern auf dem Wasser liegt.

An der Stelle, wo die Bai sich beinahe draußen im Meer zu schließen scheint, liegt, scheinbar aus der Flut heraufsteigend, der riesige Taurus mit glühenden Schneegipfeln. Er schwebt mit flammendem Rosa über dem unbarmherzig blauen, männlichen Meer.

Der Priester hielt den Finger an die Lippen. Wir fuhren eine halbe Stunde gespenstig still auf den Golfrand zu. Die mit Lappen umwickelten Ruder tropften kaum. Rechts und links von uns breitete sich die gleiche schweigende Flottille mit Männern auf der Vorderbank aus.

Plötzlich gaben die Ruder Gegendruck. Wir hielten. Der Führer wehte mit einem orangenen Lappen in der Luft herum. Kurz darauf kamen drei andere Boote auf uns zu. Wir waren jetzt so nahe am Ufer, daß man die einzelnen Bäume unterscheiden konnte, die die Pyramidenberge hier bedeckten.

Ungeheure Seltenheiten — grüne Flecken. Auf der anderen Seite ging es schon wieder: Riff und Flut. Nackt auf nackt.

Unser Führer leitete rasch mit den Armen den Aufmarsch der Boote, die nähergekommen waren.

„Jalla!"

Die vier Boote sausten von der Peripherie ihres Kreises nach dem Zentrum los. Wieder standen rasch wie ein Herzschlag die Ruder gegen den Himmel gespießt. Wieder glitten die Boote in dem unheimlichen Leerlauf voran.

Dann gab es einen Moment, wo alle vier die Ruder wegwarfen. Wir hatten eine schlafende Herde überrascht und warfen, so viele Tiere als es ging, auf den Rücken.

Der Dampfer hatte draußen Anker geworfen.

„Kommt er nicht herein?"

„Der Golf ist zu seicht."

Eine Menge Segelboote strebte auf den schwarzen Dampfer zu. Wir zogen ebenfalls ein Segel auf und kreuzten an der Küste entlang der Mole zu.

Auf einer Sandbank sahen wir ein halbes Dutzend Seehunde. Ich traute meinen Augen nicht. Seehunde in einem südlichen Golf? Es waren aber ohne Zweifel Seehunde, die miteinander spielten.

Wir kamen als eines der letzten Boote an den Holzmolo. Die meisten Kähne hatten schon ausgeleert. Auf dem Steg lagen über fünfzig Schildkröten. Die unseren wurden mit großer Anstrengung dazu auf den Rücken geworfen und blieben

wie tote Ratten liegen. Die meisten gingen einem Mann über das Knie, viele waren halb so groß wie der Priester, der am längsten von uns war. Ihr Bauch sieht aus wie aus Bananenfleisch modelliert.

Als ich mich bückte, sah ich, daß die einzigen Körperteile, die sie in ihrer hilflosen Lage bewegen konnten, die Augen, maßlos hervorgequollen. Es waren dunkle, scheinbar leidende Menschenaugen. Die weißen, dicken Flossen, die ihnen nichts mehr nütze waren, gaben ihnen eine schreckliche Hilflosigkeit.

„Ich weiß nicht, aber ich werde bei diesen phantastischen Tieren das Gefühl nicht los, daß sie eigentlich zu den Pflanzen gehören", sagte ich zu dem Pater. „Wie geht der Transport eigentlich vor sich?"

„Auf dem Dampfer."

„Lebend?"

„Natürlich."

„Aber das Petroleumschiff der Khedivial-Mail-Linie geht doch erst nach Mersina und dann die türkische und die ganze syrisch-palästinensische Küste zurück."

„Ich glaube", sagte der Priester. „Aber schließlich kommen sie doch nach Port Said. Wir müssen jetzt ein wenig zugehen."

Beim Lunch fragte ich Emile Makzoumé:

„Ist Ihre Frau nicht wohl?"

„Sie hat ein wenig das Fieber."

„Haben Sie viel Malaria hier?"

„Nicht viel. Aber wir haben sie alle. Auf die Dauer setzt man sich ihr eben aus."

Makzoumé hatte einen schönen syrischen Kopf, ein wenig lang, wie eben ein Pferdegesicht angelegt ist, mit langer, scharfer Nase und dunklen Tieraugen. Er sprach mit dem Priester türkisch, nicht arabisch, wie es sonst in Syrien Sitte ist.

„Gefällt Ihnen der Arak?"

„Ich bin in Sachleh gewesen, wo er gemacht wird."

„Schön das Gebirge?"

„Sehr schön."

Der Blick Makzoumés, der Vertreter von drei Schiffahrtsgesellschaften und Agent consulaire meines Reiches war, richtete sich sehnsüchtig in die Höhe. Es war der gleiche gequälte Blick, den alle Menschen in diesem orientalischen Tiefland zwischen dem französischen Sudan und Aleppo haben, wenn vom Libanon die Rede ist. Da oben gab es kühle Luft, Hotels und Wälder. In den Ebenen von halb Asien gab es indessen nur Glut und Malaria.

„Ich habe mir eine Ladung Schnee bestellt von oben", sagte Makzoumé und bekam wieder den flackernden Schein von Wollust in sein nervöses, braunes Gesicht, das unter den Augen, wie bei allen Syrern, schwarze Schatten hatte.

„Mit dem Dampfer?"

„Ja. Von Tripoli."

Ich sah einen Augenblick die endlosen Eselkara-

wanen wieder vor mir, die von den Höhen des Libanon in gewöhnlichen Säcken den gepreßten Schnee durch die ausgekochten Schluchten heruntertrugen, wo er in Zisternen verwahrt und als Kostbarkeit verkauft wurde.

Ein Mädchen servierte Fische mit riesigen Köpfen und Lamm. Dazu schenkte Makzoumé Whisky und Zypernwein in die Gläser.

„Statt Ihrer Schneeladung nimmt der Petroleumdampfer die Schildkröten mit?“ fragte ich.

„Ja. Und noch einiges andere. Waren Sie im Golf?“

„Mit dem Pater. Es war sehr aufregend. Wie geht der Transport eigentlich vor sich?“

„Die Khedivial-Mail-Dampfer gehen noch nach Mersina und dann nach Port Said. Dort wird nach London umgeladen.“

„Das macht vierzehn Tage und noch einmal mindestens zehn. Wie ist das lebend möglich?“

„Ich glaube, man legt sie auf den Rücken. Dann werden sie alle paar Stunden gespritzt.“

„Was fressen sie?“

„Sie brauchen nichts! Nehmen wir den Kaffee in der Halle?“

Wir gingen in den Korridor, der von vier Seiten Zugluft hatte und daher am erträglichsten als Aufenthalt nach Tisch war. Im Korridor stand die Bibliothek. Ich musterte zweihundert Bücher. Es war anständige französische Literatur, die Romane kamen auf das Konto von Frau Makzoumé, deren

Vater Engländer und deren Mutter Französin aus Cannes war. Emile las politische Literatur.

„Finden Sie nicht, mon père," wandte ich mich an den armenischen Priester, „daß die Schildkröten, die wir heute morgen fingen, einen recht weiten Weg zurückzulegen haben, ehe sie die Wohltat des Schlachtens empfangen?"

Der hübsche Araber, der einer der kleinsten der katholisch-orientalischen Sekten angehörte, lachte, wie alle Araber, zu laut, zu rauh und zu saftig.

Der bescheidene, ruhige Mensch, dem die religiöse Erziehung von ein paar hundert Menschen anvertraut war, fand es furchtbar komisch, daß die vorsintflutigen Tiere mit den massiven weißen Bäuchen und den entsetzlich stummen Augen vier Wochen auf dem Rücken, ohne Fressen, und mit einem Gartenschlauch alle paar Stunden gespritzt, nach London reisen mußten.

Zwanzig Minuten später meldete ein Kawaß den „Car".

Emile Makzoumé und ich stiegen in einen Ford und fuhren in das Gebirge hinein bis Beilar, einem Türkennest, das aus Holz gebaut ist, wobei recht anmutig ein Haus mit kleinen Säulen über dem nächsten immer einen ganzen Berganstieg hinauf steht.

Makzoumé hatte hier ein großes Projekt mit einem türkischen Pascha, dem ein Teil des anatolischen Hinterlandes gehörte.

„Das ist er", sagte er, als wir auf dem Kamm waren. Unten lag das Bleiauge des Sees von An-

tiochia, von ungeheuren Sümpfen umgeben. Wir fuhren hinunter.

„Wenn dieser See einfach verschwindet — und wir werden ihn bestimmt ablaufen lassen — so gewinnen wir über dreißigtausend Hektar Baumwollplantage. Er war übrigens schon einmal weg, in der Römerzeit," sagte Makzoumé lächelnd, „aber die Türken haben ihn wieder vollaufen lassen, um Aale zu züchten."

Er fand diese Ausnützung wirtschaftlicher Möglichkeiten ebenso komisch wie der Priester den Schildkrötentransport.

„Wir haben einen komischen Kontrakt mit der Regierung", fügte Makzoumé hinzu. „Unser Konsortium gibt mit Hilfe holländischer Spezialisten fünfunddreißigtausend palästinensische Pfund für Studien aus und macht dann seine festen Vorschläge. Nimmt die Regierung unser Angebot nicht an, sondern ein anderes, zahlt sie die Summe mit sieben Prozent zurück. Akzeptiert sie, erhalten wir eine Konzession auf hundert Jahre."

„Ein feines Geschäft. In diesen Sümpfen lagen früher Millionenstädte. Wie leben Sie eigentlich hier?"

„Viel Arbeit."

Zwei Stunden später fuhren wir zurück. In einer Kehre mußten wir stehen bleiben, um ein amerikanisches Auto vorbeizulassen. Ein Herr im roten Tarbusch und weißem Leinenanzug saß darin und grüßte freundlich mit der Hand.

„Das war der Gouverneur", sagte Makzoumé. „Sie wissen, früher war das ganze Gebiet hier türkisch. Da war dieser dicke Herr türkischer Gouverneur. Seit 1918 sind wir syrisch, aber da kein richtiger Mann da war, der die Geschäfte kannte, nahmen die Franzosen als Mandatsmacht ihn einfach wieder. Komisch, wie?"

„Grenzland", sagte ich. „Was würden Sie aber sagen, wenn die Franzosen den kaiserlichen Statthalter General Fürst Wedel 1918 zum Gouverneur von Elsaß-Lothringen gemacht hätten?"

Makzoumé lächelte. Er kannte die Schriften Poincarés und Painlevés.

Ich lächelte auch über den Mann, der in einem Grenzland der Levante Verträge von hundert Jahren abschloß. Hundert Jahre — in einem ruhigen, langweiligen Zeitalter ohne Telephon, ohne Motor, ohne Radio war das die Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Weltkrieg gewesen.

Am Abend nahm ich ein Gramm Chinin.

Wir saßen vor dem Haus zwischen den mageren Palmen. In der Dämmerung war die Küste nach der türkischen Grenze hin von fast barbarischem Glanz. Das Meer, das Licht, die Golfe übertreffen hundertfach den Charme der Riviera. Dazu haben sie eine Unberührtheit, vor deren sanfter Kraft einem schaudert.

Frau Makzoumé saß unter uns. Sie hatte die Attacke rasch überstanden.

„Schön, nicht wahr?"

„Sehr schön. Aber ist es nicht doch schwer?“ fragte ich.

Sie bekam ein wenig von dem Tierblick, den die Männer haben, wenn sie an den Libanon denken.

„Zwei Monate bin ich mit den Kindern an der Küste in Nizza, und drei Monate in unserem Landhaus oben.“ Sie deutete auf das Gebirg nach Antiochia zu. „Hast du die rote Farbe für die Säulen kommen lassen?“ wandte sie sich an ihren Mann. „Es ist hier am Meer doch angenehmer wie in Damaskus oder in Aleppo. Finden Sie nicht?“

„Gewiß“, sagte ich. „Wenn Sie wenigstens einen Radio hätten.“

Sie lächelte.

„Man bescheidet sich.“

Dieses Lächeln kannte ich von allen Menschen, für die das Klima das Schicksal geworden ist. Es ist eines der tragischsten Lächeln, die auf einem menschlichen Gesicht erscheinen können.

Eine herrliche Natur. Und dafür nichts als Malaria. Kein Theater, kein Kino. Ob zwölftausend Einwohner oder eine Million, ob Alexandrette, ob Jerusalem, ob Aleppo — immer das Gleiche. Der Ausgleich für die Schönheit der Natur war zu wenig. Aber diese höllisch sanfte Natur schien ihren Glanz für so übertrieben reich zu halten, daß sie sich an den armen Menschen dafür rächen zu müssen glaubte.

Die Dämmerung kam wie ein dunkelblauer Blitzschlag über den Golf. Die rosa flammenden Spitzen

des Taurus versanken über dem Flimmern des Fjords. Ich wickelte meine Beine in meinen Mantel und zog Handschuhe an. Jetzt kamen die Moskitos.

Aber es kam auch eine Wollust der Abkühlung und ein narkotisierendes Glücksgefühl in die Luft, daß ich begriff, man könne das Schicksal, hier leben zu müssen, auch lieben. Na ja, wenn man Malaria schon einmal hatte, am Abend war es unwirklich schön. Nur fingen mir an, infolge der strammen Chinindosis die Ohren zu sausen.

Am Morgen fuhr das weiße, schöne Schiff des Lloyd Triestino draußen ein. Ich sah mit Makzoumés Fernrohr den Namen. Es war die „Gastein". Anständig von den Triestinern, den Namen zu lassen. Es blieb den ganzen Tag und lud aus. Ich hatte Zeit bis zum Mittag.

Makzoumé ging mit mir die Küste entlang nach dem Molo. Ein schöner Sandstrand — tagelang. Ich war ihn in Palästina, wo es keine Küstenstraßen gab, mit sechzig Stundenkilometer gefahren und dabei den Wellen ausgewichen, zwischen Herden von weißen Geiern und Schakalen. Aber selbst Akko war nicht so schön wie das furchtbare, süße Licht über dem Golf von Alexandrette.

Am Ende des Holzmolo stand eine Gruppe Leute um ein Paket herum. Als die Leute Makzoumés meine Koffer in das Segelboot brachten, schauten sie sich um. Ich sah, daß zwischen ihnen eine gigantische Schildkröte lag.

Drei Männer in weißen, kleinen Bärten und

weißen Turbans neckten das Tier mit Stöcken. Es lag auf dem Rücken und sah uns alle, jeden einzelnen an.

„Warum ist das Tier nicht auf den Dampfer gekommen?“

Makzoumé fragte türkisch. Sie lachten und versuchten, die Schildkröte in ihre Stöcke beißen zu lassen, was das Tier nicht tat.

„Es ist krank“, sagte Makzoumé. Nicht die geringste Spur von einer Beschädigung war zu entdecken.

„Die Leute haben das im Instinkt.“ Makzoumé zuckte die Achseln. „Man kann das nicht erklären. Aber sie fühlen das todsicher. Für bis Port Said eingegangene Tiere bekommen sie keine Bezahlung.“

Die Orientalen haben eine merkwürdige Art, leidende Tiere komisch zu finden. Eine ganze Stadt kann sich daran belustigen, einen am Rücken blutenden, zusammengebrochenen Esel mit einem feurigen Eisen immer wieder zum Aufspringen zu bringen. Es hat keinen Sinn, ihnen klar zu machen, daß das nicht ein Witz, sondern eine blödsinnige Roheit ist.

„Was kostet das Tier?“

„Fünf Pfund“, übersetzte Makzoumé und lachte.

„Eins“, sagte ich und stieg ins Boot.

„Ein halbes genügt“, meinte Makzoumé. Ein syrisches Pfund war dreiviertel Dollar. Ich kaufte die Schildkröte und stieg wieder auf den Molo.

„Lassen Sie das Tier auf den Bauch legen", sagte ich zu Makzoumé.

Zwei Fischer hoben mit aller Kraft. Es war, als ob ein tropisches Gewächs umgedreht würde. Der Rücken war edler geformt, schön gewölbt, aber nicht so fremdartig mehr als der bananengelbe Bauch. Auch die Augen waren nicht mehr so melancholisch.

„So. — Jetzt ins Meer werfen."

Makzoumé ließ es besorgen. Er streifte mich mit dem nervösen Blick, den auch die besten Levantiner, die in Europa leben, für gewisse Gedankengänge von Europäern haben.

Das Tier sackte etwas stur ins Wasser, fing sich aber mit bewundernswerter Eleganz im Meer auf. Sofort schwamm es mit kolossaler Eile tief. Wie eine plattgeschlagene Forelle. Es hatte etwas Beruhigendes, daß das hilflose Tier plötzlich so vollendet war.

„Gute Reise", sagte Makzoumé. Der Wind knallte in das Segel und das Boot brauste los wie ein Rennmotor. Je näher ich dem italienischen Dampfer kam, um so mehr freute ich mich.

Abgerissen, von drei Wüsten, einer gelben, einer roten, einer schwarzen, ausgedörrt, sah ich schon Dinnerjacketts bei den Stewards, Bäder und blitzsaubere Kabinen — und dahinter den Hafen von Venedig und den weiten Strand am Lido.

„Jalla ..." riefen die syrianischen Halunken in dem Boot.

„Pronti ... Pronti —“ sang es hell zurück über meine Schultern.

Ich drehte mich um und sah das Fallreep des italienischen Dampfers schon über meinem Kopf.

Eine Sekunde lang erglühte ich vor plötzlicher Freude.

Aber je mehr ich mich jetzt Stufe auf Stufe des Fallreeps nach Monaten der Entbehrung dieser klaren Welt da oben wieder näherte, um so teuflisch schwerer wurde mir die Trennung — und um so blühender und schöner wölbte sich für mich der Golf von Alexandrette vor seine Malariaküste.